

HEYNE
BÜCHER

JOËL HOUSSIN
Die Geier

Sie sind bei jedem Unfall
zur Stelle, um ein paar brauchbare
Organe zu ergattern



GEIER – DIE GLADIATOREN DER NAHEN ZUKUNFT IHRE ARENA IST DIE STRASSE

Wachsender Organbedarf in den Kliniken führt zu einem neuen Berufstand: den Geiern, medizinischen Spezialisten, die Verkehrsoffern verwertbare Organe entnehmen und damit märchenhafte Gewinne erzielen.

Niemand ahnt, daß hinter der berüchtigten Gewerkschaft der Geier und ihren Machenschaften der reichste Mann der Welt steht. Nur ein Schatten trübt seine unumschränkte Macht: Seine schöne Frau ist nach mehreren mißlungenen Operationen dem Tod geweiht – es sei denn, man setzt ihr das Herz eines »genetischen Zwillings« ein, eines Menschen, der ihr so ähnlich ist, daß ihr Körper das fremde Organ nicht abstößt. Und die Computer des Tycoons machen einen solchen Menschen ausfindig: im Paris der Geier.

Eine gnadenlose Hetzjagd nach dem Opfer und dem enormen Kopfgeld beginnt.

Deutsche Erstausgabe

Science Fiction

ISBN N 3-453-00981-9 DM +009.80

T 3-59-30



9 783453 009813

Best.-Nr. 06/4462

EIN HEYNE-BUCH

JOEL HOUSSIN

DIE GEIER

Science Fiction Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

p0t0si

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/4462

Titel der französischen Originalausgabe
LES VAUTOURS
Deutsche Übersetzung von Georges Hausemer
Das Umschlagbild schuf Klaus Holitzka

Redaktion: Friedel Wahren
Copyright © 1985 by Editions Fleuve Noir, Paris
Copyright © 1988 der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
Printed in Germany 1987
Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München
Satz: Schaber, Wels
Druck und Bindung: Eisnerdruck, Berlin

ISBN 3-453-00981-9

PROLOG

Die Luft war feucht und kalt. Über Nacht verwandelte sich der seit vier, fünf Tagen anhaltende Regen in Glatteis. In der Tat, in diesem Jahr schien es einfach kein Herbst werden zu wollen. Im Norden wie im Süden war es eisig kalt. Bereits eine Woche nach der Rückkehr der letzten Urlauber war der Sommer plötzlich zu Ende und der Winter übergangslos über ganz Europa hereingebrochen. Trotz dieser jähen Wetterverschlechterung gaben sich die Meteorologen überraschend optimistisch. Ihrer Ansicht nach war in Kürze mit einem herrlichen Spätsommer zu rechnen. Zum Nachweis ihrer These führten sie immer wieder Satellitenfotos vor, auf denen ein gewaltiges Hochdruckgebiet über dem Atlantik zu sehen war. Ärgerlich war nur, daß dieses Hochdruckgebiet es keineswegs eilig zu haben schien, die langsam über dem Festland kreisenden kalten Luftmassen zu vertreiben.

David Toland war das Wetter völlig gleichgültig. Entgegen allen Vermutungen wurde seine Arbeit, statistisch gesehen, bei Glatteis oder Dauerregen nicht leichter. Und die Niedergeschlagenheit, die ihm deutlich im Gesicht geschrieben stand, hatte nichts mit dem Klima zu tun.

Er stand am großen Fenster seines Appartements und schaute gelangweilt auf die Stadt hinunter, über der ein trüber Dunstschleier hing. In der Ferne sah er die Windungen des Straßenkreuzes, auf denen sich endlos lange Wagenkolonnen voranschoben. Noch weiter weg, in der Nähe eines hoffnungslos stillstehenden Armes der Seine, erkannte er die eindrucksvolle Verbindung

der westlichen Umgehungsstraße mit den schnellen Zufahrtsstraßen aus den nördlichen Vorstadtgebieten. Diese Verbindung glich einer intravenösen Injektion.

Jenseits des Flusses, rechts vom Turm, erkannte David den Saint-Louis-Flügel des Amerikanischen Hospitals, eines unheimlich vielversprechenden Neubaus. Tag und Nacht wurde dort operiert, dank Einrichtungen und dank eines Personals, das imstande war, mehr als zwanzig Eingriffe gleichzeitig durchzuführen. Dennoch war das Lagersystem wenige Monate nach seiner Inbetriebnahme bereits völlig überlastet, so daß ungeachtet der geltenden Vorschriften die Unfallstation und die freien Betten ausschließlich den Mitgliedern der Gewerkschaft vorbehalten waren. Natürlich hatte David hierfür keinerlei Beweise, doch die abschlägigen Antworten häuften sich, die er als Unabhängiger vom Aufnahmepersonal bekam. David war ein guter, zweifellos einer der besten Sammler. Er arbeitete schnell, und die Organe, die er ablieferte, waren gesund und wurden in erstklassigen Substanzen konserviert. Doch er hatte einen Fehler: Er weigerte sich, der Z.S.A. (Zentrale Sammler-Abteilung) beizutreten, der von Steve Odds, diesem fettleibigen und eingebildeten Amerikaner, geführten Gewerkschaft.

Odds hatte alles mögliche versucht, um Toland von der Notwendigkeit zu überzeugen, Mitglied seiner Organisation zu werden. Er hatte ihn beschworen, ihm gedroht. Zunächst hatte er, ziemlich ungeschickt, versucht, ihn mit Geld zu überreden, doch David ließ sich nicht bestechen. Die Mitglieder der Gewerkschaft waren prozentuell am Gewinn beteiligt. Die besten verdienten viel und genossen zudem sämtliche Vorteile und den Schutz der Z.S.A. Genau das war es, was David ablehnte. Der Konkurrenzkampf, der sogar innerhalb der Organisation herrschte oder bald einzusetzen drohte, konnte die Arbeitsbedingungen nur verschlech-

tern. Es herrschte ein schlechtes, durch anarchische Rekrutierungsmethoden vergiftetes Arbeitsklima. Die öffentlichen Auftritte von gewissen Gewerkschaftsmitgliedern, die von Psychologie und Ästhetik keine Ahnung hatten, bestärkten überdies den schlechten Ruf der Sammler.

Dann hatte Odds seine Taktik geändert. Er behauptete, die Rivalität zwischen den unabhängigen Sammlern und den Gewerkschaftsmitgliedern würde der Qualität der Arbeit und der ganzen Medizin nur schaden. Logischerweise aber konnte er seine Leute nicht dafür tadeln, daß sie schlampige Arbeit leisteten, weil ein Unabhängiger ihnen auf den Fersen war. Folglich stellten die Unabhängigen für Odds eine echte Gefahr für die Gemeinschaft und den ganzen Berufsstand dar. David allerdings dachte genau das Gegenteil. Er nahm seine Aufgabe viel zu ernst, als daß er sie einer Monopolgesellschaft, einem Trust, überlassen konnte, deren einziges Interesse eine möglichst große Rentabilität war. Steve Odds zählte zu jenen Busineßleuten, die ihr Glück in jeder Art von Geschäft versuchen, sofern damit Geld zu verdienen ist. Und mit dem Handel von Organen war jede Menge Geld zu verdienen. Weshalb sich Steve Odds dieses Geschäft mit niemandem teilen wollte.

Angesichts der neuerlichen Absage griff Odds zu einer Waffe, die seinem Charakter noch besser entsprach: Korruption. Es gelang ihm, die Mehrzahl der Krankenhäuser, die Kliniken und öffentlichen Spitäler, derart unter Druck zu setzen, daß sie den Unabhängigen keine Organe mehr abnahmen. Trotz einiger Widerstände sahen die Chirurgenteams schließlich ein, daß es einfacher war, auf die unabhängigen Sammler zu verzichten, als sich der Organisation von Steve Odds zu widersetzen.

Infolgedessen geriet David Toland in große Schwierigkeiten. Er hatte erhebliche Schulden machen müs-

sen, um sich eine hochentwickelte Ausrüstung - sowohl für die Ortung als auch für die Entnahme und den Transport der Organe - anschaffen zu können. Der Scanner und das Terminal erlaubten es ihm, die Hauptstadt und einen Umkreis von fünfzig Kilometern abzudecken. Jenseits dieser Grenze war die Ortung völlig nutzlos. Innerhalb dieser fünfzig Kilometer und auf dem Stadtgebiet selbst war es David möglich, als erster an Ort und Stelle zu sein. Sein Spezial-Cherokee, ein wahres Wunderwerk an Kraft und Technik, ermöglichte es ihm, problemlos fünf Leichen in Behältern mit einer Salzlösung gleichzeitig zu transportieren. Ebenfalls für die Entnahme, die Aufbewahrung und den Transport auch noch so zarter und empfindlicher Organe war er bestens ausgerüstet.

Aus Gründen der Sicherheit und Leistungsfähigkeit hatte David sich mit Gerard Roussel, zusammengetan, einem der Pioniere auf diesem Gebiet. Als Sammler war Roussel zwar nicht sehr talentiert, aber in Sachen Anatomie konnte er sich bestens aus. Innerhalb weniger Sekunden konnte Roussel die Todesursache eines Leichnams herausfinden und eine genaue Liste der nicht beschädigten Organe aufstellen. Was einen erheblichen Zeitgewinn bedeutete. An seiner Seite hatte David wirklich das Gefühl, noch etwas dazulernen und gute saubere Arbeit leisten zu können. Andererseits stand Roussel in sehr schlechtem Kontakt zu den Verbrauchern; es fehlte ihm an Ausstrahlungskraft, stets wirkte er zerstreut und hatte zittrige Hände. Man hatte kein Vertrauen zu ihm. Oft wurde er angegriffen. Dieser Makel verhinderte, daß er eine große Karriere machte, was er allerdings lange Zeit nicht einsehen wollte. Genau in dem Moment, als Roussel seinen Beruf bereits aufgeben wollte, trat David mit seinem ganzen Enthusiasmus und seiner Ausrüstung auf.

David war das genaue Gegenteil von Roussel. Seine Selbstsicherheit und sein Verhalten beeindruckten. Er

verstand es, andere zu überzeugen, knifflige Situationen rasch zu meistern und laut und deutlich zu sprechen, während er mit sicherer Hand ins Fleisch schnitt. Einmal hatte Roussel ihm dabei zugesehen, wie er einem bei einem Autounfall getöteten Kind in Anwesenheit dessen Eltern die Augen herausoperierte, obschon diese ihn eine Minute zuvor noch lynchen wollten, wenn er es wagen würde, ihrem Sohn auch nur ein Haar zu krümmen. Während er dann am Jungen herumschnippelte, gelang es ihm fast, die Angehörigen zu trösten, ihnen Mut zuzusprechen. Zu Roussels großer Überraschung, der sich in einer solchen Situation eiligst aus dem Staub gemacht hätte, bedankten sich die Angehörigen am Ende sogar noch bei David. Es gab nichts, wovor David Angst hatte, und Roussel, der in dieser Hinsicht über eine gewisse Erfahrung verfügte und die Menschen gewöhnlich richtig einzuschätzen wußte, begriff, daß David Toland ein großartiger Sammler war. Wenn er auch jetzt vielleicht noch nicht der allerbeste war, so würde er es jedoch bald werden.

David's Ruf wurde besser und besser. Ungeachtet einiger Bedenken führte er eine Art >Kundendienst< ein. Systematisch informierte er die nahen Verwandten des >Operierten< über den Verwendungszweck von dessen Organen und gab ihnen damit gewissermaßen das Gefühl, es sei ihm gelungen, ihre Tochter oder ihren Ehemann zu neuem Leben zu erwecken und den Tod in gewisser Hinsicht zu umgehen. David verstand es, Niederlagen in Siege und Trauer in Hoffnung zu verwandeln.

Dieser wachsende Erfolg brachte Steve Odds ganz offensichtlich in Zorn. Der Krieg der Sammler war angesagt. Es wurde für David immer schwieriger, die fälligen Raten zu zahlen, die ihn gehörig schröpften.

Zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Zusammenarbeit waren Toland und Roussel mit einer unglaublichen Situation konfrontiert: Es gelang ihnen nicht mehr, die

entnommenen Organe zu verkaufen. Der Cherokee rastete von einer Klinik zur anderen, doch überall bekam David die gleiche abschlägige Antwort zu hören: »Tut uns leid, wir brauchen nichts.« Oder noch hinterlistiger: »Sie bieten uns nicht das an, was wir brauchen.« David mußte sich mit einigen Notfällen und seltenen Fällen von Übereinstimmung zufriedengeben. Ihr Team war von nun an dem Zufall ausgeliefert.

Seltsamerweise hörte Odds genau zu dieser Zeit auf, David zu bedrängen. Das bittere Ende nahte, und das wußte er. Bald würde der Tag kommen, an dem David den Entschluß fassen mußte, einen Teil seiner Ausrüstung zu verkaufen, um seine Schulden bezahlen zu können. Und da er dann noch weniger konkurrenzfähig wäre, würden seine finanziellen Probleme noch größer werden. Schon jetzt genoß Odds den Augenblick, wo der völlig ruinierte David Toland in sein Büro gekrochen käme und um einen Job in seiner Organisation betteln würde.

Nach einer kurzen Unterbrechung fing es erneut an zu regnen. David öffnete das über zwei Aluminiumschieben gleitende große Fenster. Der Spalt war nicht einmal breit genug, um einen Menschen hindurchzulassen. In diesem Haus - wie in allen anderen neu errichteten Wohntürmen der Hauptstadt - befürchtete man Selbstmorde. Aber David hatte keineswegs die Absicht, seinem Leben ein Ende zu setzen. Er haßte ganz einfach nur die frische trockene Luft, die die Klimaanlage ins Zimmer blies. Er näherte sich dem Fenster, legte beide Hände auf die Scheibe und hielt das Gesicht unter die Regentropfen, die vom Metallbeschlag abprallten.

In drei Tagen war die nächste Rate fällig. Er hatte keinen einzigen Pfennig mehr, und der Scanner meldete keinen einzigen Verkehrsunfall.

Erneut schloß David das Fenster. Weiter unten breitete sich die graue verregnete Stadt aus. David kannte

diese erstaunlichen Momente dumpfer Stille, diese paar Stunden vorübergehender Aufhellung, in denen sich die Menschheit gegen ihn zu verschwören schien, um nicht in seiner Reichweite sterben zu müssen.

Überall warteten die Sammler, belauerten die Stadt wie Geier ...

Erstes Kapitel

Die Verbindung der westlichen Umgehungsstraße mit den Schnellstraßen entlang des Flusses stellte die Verantwortlichen dieses Straßensektors vor unlösbare Probleme. Die Lösungen, die sie in Betracht zogen, stießen bei den Gemeindepolitikern stets auf heftigen Widerstand. Die Umgehungsstraße mußte ihren Benutzern unbedingt einen direkten Zugang zu den Straßen entlang des Flusses, dem Verkehrskreuz, der Autobahn und sogar zu den Außenbezirken ermöglichen. Ein äußerst gewagtes Projekt, das einer der Ingenieure schlicht als >psychotische Verbindung< bezeichnete. Von einigen Wortgefechten abgesehen, kam es allerdings nicht zum offenen Kampf zwischen den Spezialisten und Politikern. Die Umgehungsstraße sollte in der Nähe des Verkehrskreuzes enden. Über alles andere machte man sich keine großen Gedanken.

Das Prinzip eines Engpasses wurde einstimmig akzeptiert. Ein Engpaß ermöglichte gleichzeitig eine Umgehung des stark abschüssigen letzten Teilstücks und der überlasteten bereits vorhandenen Fahrbahnen. Eine Art Drehkreuz sollte alle verrückten Raser, denen die Geschwindigkeit zu Kopf stieg, daran hindern, wie ein Pfeil auf die ständig verstopfte Kreuzung zuzurennen. Um Platz zu gewinnen, konnte man weder die Seine zubetonieren noch die Wohntürme abreißen, die von nun an auf der anderen Seite der Fahrbahn emporragten, sondern man mußte das Projekt in allergrößter Vorsicht angehen und hoffen, daß schon alles gutgehen würde.

In den ersten sechs Monaten nach der Inbetriebnahme ereigneten sich mehr tödliche Unfälle auf der Strecke zwischen dem Beginn des abschüssigen Teil-

Stücks und der Kreuzung als auf den beiden miteinander verbundenen Umgehungsstraßen.

David Tolands Appartement lag kaum fünfhundert Meter von diesem entscheidenden Sektor entfernt.

Mitten im Tunnel, unter den orangefarbenen Bögen, deren Lichter wie aneinandergereihte Leuchttürme blinkten, setzte der Schmerz ein. Der Mann fuhr mit seinem billigen Fiat auf der mittleren Fahrbahn. Das Wageninnere war viel zu eng für seinen mächtigen Körper. Wie an jedem Mittwohabend kam er aus Versailles zurück, wo seine beiden Kinder und deren Mutter seit kurzem lebten. Diese Trennung machte dem Mann schwer zu schaffen, und trotz zahlreicher Bemühungen war ihm nur ein einziger lausiger Besuchstag pro Woche gestattet worden. Eine richterliche Entscheidung, die ihm wie eine unerträgliche Ungerechtigkeit vorkam. Er hatte alles getan, um seine Frau und seine Kinder glücklich zu machen. Sein Zuhause war sein ein und alles, sein einziger Lebensinhalt, in den er seine ganze Kraft, seine ganze Energie investiert hatte. Innerhalb weniger Wochen hatte man ihm das alles weggenommen, und er wagte nicht einmal den Versuch, sich dagegen zu wehren.

In der Nacht nach der Trennung hatten sich die ersten Symptome bemerkbar gemacht. Gegen drei Uhr nachts war er schweißgebadet und von einem nicht zu unterdrückenden Brechreiz gequält aufgewacht. Ein unendlich schweres Gewicht lastete ihm auf der Brust. Bis zum frühen Morgen stand er über das Waschbecken gebeugt und erbrach sich; zwischen den einzelnen Krämpfen starrte er immer wieder in den Spiegel. Sein Gesicht machte ihm angst. Die Haut war ganz grau geworden, und die bläulichen Schatten um die Augen verliehen dem hilflosen Blick einen noch beängstigenderen Ausdruck.

Am nächsten Abend, nachdem er sich einen ganzen

Tag lang ausgeruht hatte, erinnerte ihn nur noch ein leichter Druck auf der Brust an dieses Unwohlsein, das er ganz einfach seiner Verärgerung zuschrieb. Da er sich kaum sportlich betätigte, beunruhigte es ihn nicht sonderlich, daß ihm bei der geringsten körperlichen Anstrengung sogleich der Atem ausging. Da er durch die Trennung von seinen Kindern wie vor den Kopf gestoßen und nun mit immer neuen Problemen des Junggesellendaseins konfrontiert war, versäumte er es, seinen Arzt aufzusuchen. Wahrscheinlich hätte er dann erfahren, daß er seinen ersten Herzinfarkt hinter sich hatte.

Eine zweite Warnung erhielt er im Lauf des Mittwochnachmittags, als er mit seinen beiden Kindern im Schloßpark von Versailles spazierenging. Er wurde von einem plötzlichen Schwindel erfaßt und mußte sich an einer Säule abstützen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ein stechender Schmerz fuhr ihm in den linken Arm und lähmte ihn bis in die Fingerspitzen. Er sah, wie die Kinder einem Ball nachliefen und wildes Indiangeschrei ausstießen. Er verzog das Gesicht zu einer Fratze. Das Atmen fiel ihm schwer, und der Schmerz drang bis in den Unterleib vor.

Seine kleine Tochter stellte sich vor ihn.

»Was hast du, Papa? Bist du krank?«

Er wußte, daß das Lächeln, zu dem er sich in diesem Moment zwang, alles andere als Zuversicht ausstrahlte. Er löste sich von der Säule und gab sich Mühe, nicht umzufallen. Das Kind sollte sich nicht ängstigen. Ein einziger Tag in der Woche, ein einziger kurzer und allzu oft mißlungener Tag. Das kleine Mädchen durfte ihn nicht als kranken Mann in Erinnerung behalten.

Der Park kam ihm wie das Deck eines vom Sturm hin und her geworfenen Schiffes vor.

»Es ist nichts. Mir ist ein wenig kalt.«

Er spürte, daß er bald zerplatzen würde. Das kleine Mädchen rümpfte auf eine komische Art und Weise die Nase.

»Du siehst so seltsam aus. Du mußt einen Schal tragen und Orangen essen.«

Der Mann schüttelte den Kopf. Der Schmerz ließ nach. Der Mann glaubte, der Schmerz würde nachlassen. Aber vielleicht hatten die Schmerzen sich ganz einfach nur stabilisiert und aufgehört, sich in seinem Körper auszubreiten ... Dem Mann war klar, daß es sich nur um einen Aufschub handelte, um eine kurze Pause, die seine Krankheit ihm gönnte. Er mußte jetzt schnellstens handeln.

»Ruf deinen Bruder! Wir gehen nach Hause.«

»Jetzt schon? Aber wir sind doch eben erst gekommen!«

»Tu, was ich dir sage, bitte!«

»Ach! Das ist aber nicht lieb von dir!«

Das Mädchen biß sich auf die Lippen, als bereute es diesen letzten Satz. Einen Moment lang sah es seinen Vater genau an, öffnete den Mund, ohne jedoch ein Wort zu sagen, und rannte zu dem älteren Bruder, um ihm zu sagen, daß der Spaziergang bereits zu Ende sei.

Während der Junge schmollte, mußte die Kleine irgendwie erkannt haben, daß mit ihrem Vater etwas nicht in Ordnung war. Brav trippelte sie auf dem Heimweg neben ihm her. Der Schmerz hatte sich auf die rechte Körperseite konzentriert. Der Mann war von dem Gefühl, dem Tod ganz nahe zu sein, so sehr überwältigt, daß er nicht den Mut fand, seiner Frau gegenüberzutreten. Aber vor ihr wollte er sich auch keine Blöße geben. Vor dem Haus umarmte er seine Kinder und ging dann zu seinem Wagen, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Nach Hause fahren, sich hinlegen, schlafen. Morgen würde er anrufen, sich entschuldigen und erklären, was mit ihm los war. Und sich bei seinem Hausarzt einen Termin geben lassen.

In der Tunnelausfahrt erreichte der Schmerz seinen Höhepunkt. Der Mann riß den Mund auf, um laut zu schreien. Das bereits von zwei Infarkten angegriffene Herzgewebe in seiner Brust zerriß langsam.

Der Wagen schleuderte zur Seite, streifte die Leitplanke und kam auf die mittlere Fahrbahn zurück. Mit schmerzverzerrtem Gesicht beugte sich der Mann über das Lenkrad und betätigte unbeabsichtigt die Hupe. Sein Fuß drückte das Gaspedal nieder.

Das Herz schlug unregelmäßig. Plötzlich riß ein Fädchen der Mitralklappe. Der Mann wurde bewußtlos.

Auf dem abschüssigen Straßenstück gewann der Fiat an Geschwindigkeit. Seltsamerweise reihte der Wagen sich erneut zwischen einen Lastkraftwagen und einen Pkw ein, ohne mit diesen zu kollidieren. Wie ein Pfeil schoß der Wagen an den Geschwindigkeitsbegrenzungsschildern vorbei. Der Fahrer des Lastwagens hupte mehrmals.

David Toland wollte sich gerade vom Fenster abwenden, als er mit einem Mal das kleine rote Auto bemerkte. Er runzelte die Stirn, faltete die Hände und ließ die Gelenke knacken. Sein durchdringender Blick folgte der irren Fahrt des Fiat. Angesichts der nassen Fahrbahn täte dieser Kamikazefahrer gut daran, jetzt zu bremsen ...

»Wetten, daß es jetzt kracht«, murmelte David.

Ein mittelmäßiger Fahrer in einem Durchschnittswagen konnte nicht schneller als mit sechzig Stundenkilometern in diese Kurve gehen. Der Bremssektor war so angelegt, daß auch die Waghalsigsten, die Ungeschicktesten und gleichzeitig Hochmütigsten gewöhnlich mit erheblichem Blechschaden davonkamen. Die Asse am Steuer durften von sich behaupten, die Kurve mit hundertzwanzig Stundenkilometern zu meistern, vorausgesetzt, sie waren im Besitz erstklassiger Stoßdämpfer, ei-

nes schnell reagierenden Motors und einer ungewöhnlichen Geschicklichkeit. Mit seinem Cherokee war das David Toland mehrfach schon gelungen. Der Fiat jedoch verfügte über schlechte Stoßdämpfer, einen trägen Motor und hatte vor allem keinen Fahrer mehr am Steuer.

Eine Sekunde lang wandte sich David Toland von der roten Rakete ab, um sich nach einer möglichen Aufprallstelle umzusehen. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Leitplanke dem Zusammenstoß standhalten und den Wagen auf die Fahrbahn zurückschleudern würde, war gleich Null. Schließlich fiel sein Blick auf die Wagenkolonne, die sich unten am Fluß entlang voranschob. »Um Himmels willen ...!«

Dieses verwirrende Labyrinth aus unzähligen Fahrbahnen, Auffahrten, Signalbrücken und Betonstrukturen, diese paranoide Architektur wies einige wunde Punkte auf. Die kreisförmig angelegte Kurve, die gefährlich über die Schnellstraßen hinausragte, war ein solcher Schwachpunkt, und der Fiat steuerte geradewegs darauf zu. Mit voller Wucht prallte der Wagen gegen die an dieser Stelle doppelt gesicherte Leitplanke, durchbrach die Stahlträger und stürzte ins Leere. Der Kopf des Mannes zerschmetterte an der Windschutzscheibe, die Lenksäule bohrte sich ihm wie eine Lanze in den Unterleib.

Die Limousine zermalmt die Fahrerkabine eines Lieferwagens, dessen Fahrer vergeblich versuchte, sich mit einem Plastikfeuerzeug eine Zigarette anzuzünden. Der Schädel des Lieferanten barst, und der Fensterrahmen trennte ihm den linken Arm ab.

Ein mit Kindern vollgestopfter Schülerbus geriet auf die andere Fahrbahn und prallte gegen einen mächtigen Stützpfeiler. Der Begleiter, der zum Zeitpunkt des Zusammenstoßes neben dem Fahrer stand, wurde gegen

die Windschutzscheibe geschleudert, die in tausend Scherben zersprang, und rollte auf die rechte Fahrspur, wo eine schwere Limousine ihn erwischte.

Während inmitten brennender Autoreifen und eines grauenhaften Hupkonzerts mehrere Wagen zusammenstießen, setzte der halb zertrümmerte Fiat seine mörderische Fahrt fort. Die zu einer Harpune gewordene Motorhaube wirbelte einen Augenblick lang durch die Luft, ehe sie schließlich einem Motorradfahrer, der mit vollem Tempo angerast kam, den Kopf abschlug. Der Körper des Motorradfahrers fing Feuer und zischte wie ein wahrer Kometenschweif durch den Rauch des brennenden Benzins, das aus dem Motor des roten Fiat hervorschoß. Auf allen Schnellstraßen wurden Körper von Metall in Stücke gerissen ...

Mit zitternden Fingern drückte David Toland auf den Knopf der Sprechanlage. Roussels nieselnde Stimme kam durch den Lautsprecher:

»Was ist los?«

»Hast du auch gesehen, was ich eben gesehen habe?«

»Ja, ganz deutlich. Der Schiedsrichter war bestochen. Castello ist kaum berührt worden. Das ist doch der reinste Betrug!«

»Ich spreche nicht vom Fernsehen!« schrie Toland. »Setz deinen Hintern in Bewegung und bring das Material runter in den Cherokee. Ich warte dort auf dich!«

»Was ist denn los?«

»Das Glück hat sich gewendet, mein Freund! Es gibt Arbeit für uns. Verdammt viel Arbeit!«

»Du spinnst wohl?«

David war bereits auf dem Flur.

SCHWERER UNFALL AM ENDE DER UMGEBUNGSSTRASSE WEST - AUFRUF AN ALLE MITGLIEDER.

Die Nachricht erschien auf sämtlichen Bildschirmen

im Versammlungsraum der Gewerkschaft. Einige Sammler in schwarzen Lederuniformen mit violetten Schulterstücken erhoben sich an ihren Tischen. Hinten im Raum saß, mit den Füßen auf einem Stuhlrücken, der kräftige Milan, der beste Sammler der Z.S.A. Er zog eine Spielkarte aus seiner Tasche, küßte das Bild der Pikdame, räkelte sich ausgiebig und gähnte. Goldman, sein Begleiter, setzte die Kaffeetasse auf den Tisch.

»Scheint eine ernste Sache zu sein. Was sollen wir tun?«

Verächtlich verzog Milan den Mund.

»Nichts.«

»Wieso nichts?«

Milan schien gelangweilt. Er streckte den gewaltigen Körper und verschränkte die Hände hinter dem Kopf.

»Mach dich doch mit einem Team auf den Weg, wenn du Lust hast! An Platz wird es nicht fehlen. Ich rühre mich jedenfalls nicht von der Stelle!«

Ungläubig schüttelte Goldman den Kopf.

»Aber es ist ein Aufruf an alle!«

»Was schert das mich?«

Goldman sah sich um, so als wüßte er nicht, wie er sich verhalten sollte. Ein Aufruf an alle ... Es mußte sich wirklich um einen ernsten Unfall handeln. Bestimmt würde es eine Menge Arbeit geben. Und Milan war weiß Gott nicht der Typ, dem Geld egal war.

»Du könntest mir wenigstens eine Erklärung geben.«

»Kennst du David Toland?« seufzte Milan.

»Der Unabhängige, der unserem Boß soviel Kopfzerbrechen bereitet?«

»Erraten, Junge. Ganz genau. Dieser Scheißkerl wohnt keine fünfhundert Meter vom Ende der Umgehungsstraße entfernt. Bis wir am Unfallort sind, hat er sich längst alles unter den Nagel gerissen. Uns bleiben nur noch unbrauchbare Reste, zerschundene Typen, von denen nicht einmal mehr die Fingernägel übriggeblieben sind.«

»Diese ganze Arbeit will er ganz allein schaffen?« fragte Goldman erstaunt.

»Der Kerl ist imstande, in zwei Stunden ganz Stalingrad zu säubern«, stellte Milan nachdenklich fest. »Geh hin und sieh ihm bei der Arbeit zu, dann wirst du begreifen und vielleicht noch etwas dazulernen.«

Bei Massenkarambolagen werden die Sammler eher geduldet als bei einfachen Verkehrsunfällen. Sie mischen sich unter die Sanitäter, und das offizielle Erscheinungsbild ihrer Uniformen und Geräte besänftigt die oft moralisch wie physisch zutiefst erschütterten Betroffenen. Ihre Anwesenheit beruhigt.

Roussel saß im Cherokee und ging rasch die Liste der verschiedenen Organe durch, die in den Krankenhäusern der näheren Umgebung dringend benötigt wurden. Während David den Wagen steuerte, prägte er sich diese Liste genau ein. Er würde nichts vergessen. Er vergaß nie etwas. Er mußte schnell handeln, ohne zu zögern.

Die Auswahl der Toten erleichterte nicht gerade seine Arbeit. Der Cherokee konnte höchstens fünf Leichen gleichzeitig transportieren. Es war also völlig sinnlos, ganze Körper aufzuladen, um am Ende doch nur eine einzige mickrige Niere zu verkaufen. Er mußte eine Wahl treffen, schneiden, nur das Benötigte herausnehmen und den Rest den Nachzüglern überlassen. Wenn alles klappte, wenn er gute Arbeit leistete, könnte er allein sämtliche Krankenhäuser mit den benötigten Organen beliefern und mit diesem Verdienst eine Weile seine Schulden bezahlen. Jeder andere Sammler würde sich in einem solchen Fall damit begnügen, ein Maximum an intakten Körpern mitzunehmen. Aber David Toland war nicht irgendein Sammler. Er war der beste und hatte nun erneut die Gelegenheit, das zu beweisen.

An der Unfallstelle herrschte unbeschreibliche Panik.

Schreiend rannten die Menschen umher. Der Schülerbus hatte Feuer gefangen, und die wenigen geretteten Kinder standen fassungslos da und sahen zu, wie ihre Kameraden bei lebendigem Leib verbrannten. Eine völlig durchgedrehte Frau zerschlug die Wagenfenster mit einem Wagenheber. Trotz eines unterhalb des Knies abgetrennten Beins hüpfte sie von Auto zu Auto.

Ab einem gewissen Punkt wird ein schrecklicher Verkehrsunfall zu einem völlig abstrakten Geschehnis. Es kommt zu einem Kurzschluß im Gehirn, und die meisten Schaulustigen sehen den furchtbarsten Grausamkeiten zu, als handelte es sich um ein Volksfest.

Der Zufall wollte es, daß Toland sich sogleich um den Urheber der Katastrophe kümmern konnte, um den Fahrer des roten Fiats, dessen Körper am Ende durch das Wagendach geschleudert worden und neben dem Seitenstreifen gelandet war. Unverzüglich stellte Roussel die Diagnose.

»Herzinfarkt. Die Lungen sind beschädigt, und die Leber ist mächtig angeschwollen ...«

Ansonsten gab es nicht viel zu sagen. Nur noch Teile waren übriggeblieben. Toland beugte sich bereits über den kopflosen Körper des Motorradfahrers, dessen Herz noch schlug und aus dessen durchgetrennter Halsschlagader noch Blut hervorspritzte. Roussel legte sein Arbeitsgerät nieder und führte die Spritze mit sicherer Hand in den Arm des jungen Mannes ein.

»Gruppe A Rhesusfaktor positiv. Das Herz flimmert ...«

Er verzog das Gesicht.

»... die Lungen sind voller Blut.«

Toland griff zum Skalpell. Nach einer knappen Minute lag die rechte Hand des Jungen auf Eis, und die beiden Nieren schwammen in einer Salzlösung. Roussel hatte Mühe, ihm zu folgen. In einiger Entfernung war Toland bereits damit beschäftigt, einer etwa dreißigjährigen Frau den Oberkörper zu öffnen.

»Gehirnerschütterung. Glatte Linienführung. Das Hirn muß vom Rückenmark abgetrennt worden sein ...«

»Welche Blutgruppe?«

»0 positiv. Das Herz schlägt normal.«

»Okay. Lad sie ganz auf! Leg sie in die untere Kiste!«

Die meisten Halswirbelbrüche waren auf die Kopfstützen der Pkws zurückzuführen. Ein wahrer Segen für die Sammler. Während die Organe noch tadellos funktionierten, war das Hirn tot, abgeschaltet. Im Geier-Milieu nannte man das >der saubere Tod<. Mit Ausnahme der Todesfälle, bei denen offensichtlich alle Organe zerstört waren, gehörten die >unsauberen Toten< in die Gruppe der chemotherapeutischen Selbstmörder.

David erinnerte sich an jenen Eingriff einige Monate zuvor in einem der südlichen Außenbezirke der Hauptstadt. Die Eltern hatten ihn, was höchst selten vorkam, unmittelbar informiert. Ihre fünfzehnjährige Tochter hatte sich eine Kugel in den Kopf geschossen. Toland entnahm ihr die Nieren, das Herz und die Augen. Aber da gab es noch etwas, was die Eltern nicht wußten. Bevor das Mädchen sich eine Kugel in den Kopf jagte, hatte es eine starke Dosis Schlaftabletten geschluckt. Der erste Empfänger, ein Adeliger, der bereits seit sechs Monaten in Nierenbehandlung war, wäre deswegen fast gestorben. Die Nieren waren vergiftet, das Herz war unbrauchbar, und die Augen warf man kurzerhand in den Mülleimer. Am darauffolgenden Tag machte David neue Schulden, um sich den berühmten Rectan X 5000 kaufen zu können, ein tragbares Gerät, mit dem man in weniger als drei Minuten eine komplette Blutanalyse durchführen konnte.

Zweites Kapitel

Roussel lud sich den Frauenkörper auf die Schultern, erhob sich mühsam und ging zum Cherokee. Unermüdlich, ohne ein Wort zu sagen, setzte David seine Arbeit fort. Nur ab und zu erteilte er Roussel einen kurzen Befehl, den dieser sogleich ausführte. Wie gebannt sah eine Gruppe Neugieriger ihnen bei der Arbeit zu. Sie waren sich bewußt, daß sie einem sehr ungewöhnlichen Ereignis beiwohnten, das weit über die Bedeutung des Verkehrsunfalls hinausging. Äußerst behend begab sich David von einem Verletzten zum anderen. Aber sein Verdienst errechnete er niemals nach der Zahl der toten Organspender, sondern nach der Zahl der geretteten Leben. Es war nun einmal so, daß die einen sterben mußten, damit die andern leben konnten. In diesem Kreislauf war David nichts weiter als ein Mittelsmann. Die Schnelligkeit, mit der Toland seine Arbeit ausführte, war verblüffend. Während Roussel noch damit beschäftigt war, die Körper nach dem Grad ihrer Verletzungen einzuordnen und Tests durchzuführen, begann David bereits mit dem Schneiden. Er legte die Wundhaken an, befestigte die Klammern, um einen Blutstau zu verhindern, entnahm das gewünschte Organ und legte es in den Konservierungskasten.

»Mein Gott!« murmelte ein Schaulustiger. »Dieser Kerl arbeitet so schnell, daß er am Ende noch einen Unverletzten aufschneiden wird ...«

Einen Augenblick lang jedoch zögerte David: Die Frau, die vor ihm auf dem Asphalt lag, trug ein buntes Kleid, das ihr über die nackten Beine hochgerutscht war. Er kniete neben ihr nieder und riß den leichten Stoff entzwei. Unter dem Kleid kam ein schwarzer Büstenhalter zum Vorschein. Der schwergewichtige Mann der Frau stand neben ihnen. Sein Gesicht zeigte Verbrennungen, und er stand unter Schock.

»Nehmen Sie ihr die Augen raus!« stammelte er. »Ich

war verrückt nach ihren Augen. Ich würde sie so gern wiedersehen ...«

Ohne zu antworten, gab David Roussel ein Zeichen. Unverzüglich setzte Roussel der Frau den Defibrillator auf die Brust. Der reglose Körper zuckte krampfartig zusammen. Das kraftlos gewordene Herz fand zu seinem normalen Rhythmus zurück und ließ das gestockte Blut in die Arterien zurückfließen. Die Frau öffnete die Augen und versuchte sogleich, ihre nackten Brüste zu bedecken. Toland richtete sich erneut auf.

»Ihre Frau lebt noch, mein Lieber. Bringen Sie sie schnellstens zur Untersuchung in ein Krankenhaus.«

»Gott sei Dank«, murmelte der Mann.

Der Mann suchte nach Worten, um sich zu bedanken, aber da beugte sich David bereits, ungefähr zehn Meter weiter entfernt, über die Leiche eines jungen Mannes, der durch die Windschutzscheibe seines Wagens geschleudert worden war, um dann am Kühlergrill eines Sattelschleppers zu zerschellen. Roussel wollte bereits erste Analysen vornehmen, aber David hielt ihn zurück und deutete auf die rote Plakette an der Brust des Toten. Kein Organspender. Rasch prüfte David das Ausstellungsdatum. Die Plakette war völlig ordnungsgemäß. Roussel verzog das Gesicht. Das Irvin-Baylor-Krankenhaus benötigte dringend eine Leber der Blutgruppe AB negativ, und genau dieser junge Mann war Träger dieser äußerst seltenen Blutgruppe. Und die Kunden des >Baylor< zahlten gut. Man müßte diese Plakette nur entfernen ...

Aber schon war David wieder mit einem anderen Körper beschäftigt. Etwas weiter weg, und noch schneller.

Als Steve Odds, der Gewerkschaftsführer, die Tür zum Versammlungsraum öffnete, spielte Milan nach wie vor mit seiner Pikdame. Nervös fuhr Odds sich mit der Hand durch die wenigen Haare, die ihm geblieben wa-

ren und in fettigen Strähnen bis tief in den Nacken hingen. Sein Blick glitt über die leeren Tische und die Bildschirme, auf denen immer noch der allgemeine Aufruf zu lesen war. Schließlich startete er Milan an.

»Sie sind hiergeblieben?«

Milan verzog den Mund.

»Sieht so aus.«

Odds räusperte sich. In Milans Gegenwart fühlte er sich stets unwohl in seiner Haut. Es gab nur wenig Leute, denen es gelungen war, ihn zu beeindrucken, aber Milan hatte es immer wieder geschafft. Ständig redete Odds sich ein, daß Milan wie alle anderen auch, nur ein einfacher Angestellter der Z.S.A. war. Mit dem einzigen Unterschied, daß Milan ein wenig erfahrener und erfolgreicher war als die anderen Sammler. Ständig sagte Odds sich, daß er, der Führer der Gewerkschaft (der den Direktoren der Muttergesellschaft gleichgestellt war, dessen Autorität sich sogar die medizinischen Kapazitäten fügten und vor dessen Wutanfällen jeder sich fürchtete), nicht den Launen eines einfachen Angestellten nachgeben durfte. Odds hatte sich also fest vorgenommen, Milan eine Lektion zu erteilen, doch sobald sie sich Auge in Auge gegenüberstanden, vergaß der Boß sämtliche Vorsätze und fügte sich ohne Widerrede den Entscheidungen des Sammlers.

»Es scheint sich allerdings um eine gute Gelegenheit zu handeln«, sagte Odds zögernd. »Ein Zusammenstoß von rund fünfzig Wagen. Ein Verrückter soll die Leitplanke durchbrochen haben.«

Milan schüttelte den Kopf, ohne vom Antlitz der Pallas Athene, der schwarzen Königin, aufzuschauen.

Odds schnüffelte.

»Sind Sie wegen Toland nicht hingegangen?«

Die Pikdame wirbelte durch den Raum und schlug nur wenige Zentimeter neben dem Kopf von Steve Odds in der Tür ein. Der schwergewichtige Odds schaute die Karte an, die tief ins Holz eingedrungen

war. Ihre Kanten waren so scharf wie die Klingen eines Rasiermessers.

»Was sollen diese verdammten Karten, Milan?« schrie Odds mit feuerrotem Gesicht.

Langsam erhob sich Milan vom Stuhl und ging auf seinen Chef zu. Er trat so nahe an ihn heran, daß er ihn beinahe berührte.

»Als ich hier anfang, besaß ich nur einen Bearcat 250. Das war alles, was ich hatte. Einen schäbigen, verdammten Scanner, einen verrotteten Wagen, der so viel Öl verlor, daß man mir anhand der Ölsuren folgen konnte, und primitives Chirurgenwerkzeug. Kinderspielzeug. Und dennoch bin ich der größte und beste Sammler geworden. Also lassen Sie mich endlich mit diesem Toland in Ruhe, okay?«

Er streckte den Arm in Richtung Odds aus, der zur Seite wich, als befürchtete er, eine runtergehauen zu bekommen, und zog die Pikdame aus der Tür.

»Das wollte ich damit nicht sagen«, stammelte Odds.

»Ach ja?« knurrte Milan und ließ die Karte in seiner Jackentasche verschwinden.

Odds trat einen Schritt zur Seite. Milan stand zu nahe bei ihm, und der Vergleich der beiden Körper fiel nicht gerade zugunsten des Chefs aus.

»Toland vernichte ich, wann immer ich will!« tobte Odds.

Milan lachte.

»Deswegen brauchen Sie sich doch nicht gleich so aufzuregen, Boß!«

Anschließend wurde er schnell wieder ernst. Seine dunklen Augen funkelten wie Onyxsteine.

»Es ist nicht Toland, den Sie fürchten müssen, sondern das Beispiel, das er gibt«, sagte er klar und deutlich. »Wenn Sie den Mann zerstören, stärken Sie seinen Einfluß. Dieser Scheißkerl hat ein ungeheures Image. Die Leute beten ihn an, und alles, was Sie gegen ihn unternehmen, richtet sich automatisch gegen uns selbst.

Seit er sich einen Namen gemacht hat, hat sich die Zahl der Unabhängigen verdreifacht.«

Odds zuckte mit den Schultern.

»Und was soll ich dagegen tun? Er weigert sich, zu uns zu kommen.«

Milan grinste.

»Geben Sie mir freie Hand, und er wird zu uns kommen. Ich bitte Sie nur um einen einzigen Gefallen ...«

Odds runzelte die Stirn.

»Und der wäre?«

»Wenn Toland der Gewerkschaft beitreten wird, möchte ich mit ihm in einem Team zusammenarbeiten.«

Odds war sprachlos. Damit hatte er nicht gerechnet. Milans Lachen ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.

Mit neun Jahren erhielt David Toland seinen ersten CB-Scanner. Es war ein alter Ladenhüter, den irgendwelche Bengels irgendwann wohl geklaut hatten. Die Mehrzahl der Spannungsteiler war defekt oder unterschlug regelmäßig etliche Frequenzmaße. Das Gerät und seine Verwendungsmöglichkeiten faszinierten David so sehr, daß er ohne zu zögern das funkelnagelneue Fahrrad dagegen eintauschte, das seine Mutter ihm zwei Wochen zuvor zum Geburtstag geschenkt hatte. Davids Mutter geriet darüber schrecklich in Wut und nahm ihm den Scanner wieder weg. Wie David später erfuhr, versuchte sie, das Fahrrad wiederzufinden und die Schlingel ausfindig zu machen, die ihrem naiven Sohn ein kaputtes Radiogerät gegen ein teures Fahrrad angedreht hatten. Obwohl sie stundenlang auf der Straße lauerte und sämtliche Geschäftsleute aus dem Viertel ausfragte, denen sie, zu Davids Scham, die ganze Geschichte erzählte, bekam sie das schöne blaue Fahrrad nie wieder zu Gesicht. Erst als David an einer Rippenfellentzündung erkrankte, die er sich bei einem Fußballspiel auf hart gefrorenem Rasen zugezogen hatte, und das Bett hüten mußte, gab seine Mutter ihm den

Scanner zurück. Sie hatte ihn säubern und reparieren lassen.

»Ich begreife einfach nicht, wieso du so sehr an diesem alten Ding hängst! Die Langwellen sind nicht zu empfangen, und das, was man hört, versteht man nicht. Ich glaube, du hast dich schön reinlegen lassen, mein Junge.«

Während seiner Genesung lauschte David stundenlang voller Entzücken dem Knarren aus seinem Scanner. Polizei, Krankenwagen, Taxis, Telefongespräche, Krankenhäuser - nichts entging ihm. Nach mehr als zwei Monaten war sein Dossier mit den benutzten Frequenzen und den verschiedenen Codewörtern komplett. Und vier Wochen später, in einer Nacht von Samstag auf Sonntag, schlich er sich aus der Wohnung. Voller Neugierde lief er zum Boulevard Diderot, der nicht weit von seinem Zuhause entfernt lag und wo sich ein tödlicher Verkehrsunfall ereignet hatte. Die Polizei war schon an der Unfallstelle, doch der Ambulanzwagen kam erst nach David.

Zu jener Zeit bedurfte es noch komplizierter Genehmigungen, um Organtransplantationen vornehmen zu dürfen.

David wußte ganz genau, was es mit dem Tod auf sich hatte, und er hatte sogar richtig Angst davor; doch in jener Nacht sah er zum ersten Mal einen richtigen Toten. Der Mann lag gekrümmt im Rinnstein. Die einzige sichtbare Verletzung war eine Platzwunde an der linken Schläfe, die ein wenig blutete. Seine Frau kniete neben ihm. Sie stieß eigenartige Schreie aus, wie ein verletzter Hund. David war fest davon überzeugt, daß der Mann erneut aufwachen und aufstehen würde, so als sei überhaupt nichts geschehen. Der Autofahrer, der ihn überfahren hatte, stand etwas abseits und diskutierte mit einem Polizeibeamten. Er flüsterte, so als befürchte er, jemand könnte hören, was er sagte.

Der Krankenwagen traf wenige Minuten später an

der Unfallstelle ein, genau in dem Moment, als David endlich begriff, daß der Mann tatsächlich tot war. Seltensamerweise stellte das Kind zwischen der Verspätung des Krankenwagens und dem Tod des Fußgängers einen Zusammenhang her. Diese Zeitspanne sah er als unerträgliche Ungerechtigkeit an, und so beschloß er, der schnellste Sanitäter auf der ganzen Welt zu werden.

Als er nach Hause kam, erwartete seine Mutter ihn im Treppenhaus. Er bekam eine gehörige Tracht Prügel, sein Scanner wurde erneut beschlagnahmt und er mußte für ein Trimester zu Tante Eva ins Internat.

Eine schlimmere Strafe konnte es für David nicht geben.

Ein nervöses Zucken bewegte die schlaffen Wangen von Steve Odds.

»Was haben Sie vor?«

»Das geht nur mich etwas an«, antwortete Milan schroff. »Ich benötige nur Ihre Zustimmung. Ich will, daß Toland neben mir in meinem Wagen sitzt.«

Odds zwickte sich an der Nase.

»Einverstanden, aber ...«

Milan versetzte ihm einen kräftigen Fausthieb in die Rippen.

»Dann ist alles in Butter, Chef!« Er freute sich. »Ich werde mich der Sache annehmen.«

Der Sammler ging bereits auf den Fernschreiber zu, als Odds ihn noch einmal ansprach.

»Milan!«

Griesgrämig drehte Milan sich um.

»Was gibt's denn noch?«

»Ich will keinen Ärger, Milan. Ich will auch gar nicht wissen, wie Sie es anstellen wollen, daß Toland zu uns kommt, aber wenn Ihr Vorgehen der Gewerkschaft schadet, bin ich meinen Job los. Und dann bekommen Sie es mit den Leuten aus New York zu tun. Und diesen

Leuten, das können Sie mir glauben, sind Sie nicht gewachsen.«

Milan lachte nur hysterisch. Das Telefon läutete. Odds hob ab.

»Ja?«

»Ich will mit Milan sprechen.«

Odds hielt dem Sammler den Hörer hin.

»Es ist für Sie.«

Milan ergriff den Hörer und gab Odds zu verstehen, daß er bei dem Gespräch unerwünscht war.

»Bist du es, Mirko?«

»Ja.«

»Wir haben was für dich. Du mußt sofort herkommen.«

Eine steife Haarsträhne hing Milan ins Gesicht. Die Knöchel seiner Finger am Hörer wurden ganz blaß.

»Sofort? Was heißt das?«

»Stefan spielt verrückt. Er schlägt in seinem Zimmer alles kurz und klein! Und Ma ist nicht da. Du mußt kommen, Mirko!«

»Ich komme«, sagte Milan und legte den Hörer auf.

Er stieß Odds zur Seite, rannte durch das Zimmer und streifte seine schwarzviolette Jacke über.

»Milan?«

Nervös zog der Sammler die breiten Reißverschlüsse des Overalls hoch.

»Ich weiß nicht, was Sie und Ihre Brüder so alles treiben, Milan, aber es gefällt mir nicht. Die Z.S.A. ist kein ...«

»Halt den Mund!« brummte Milan leise.

Odds schreckte zusammen. Sein Gesicht wurde Feuerrot. Noch nie hatte ein Sammler es gewagt, so mit ihm zu sprechen.

»Ich ... ich ...«

Wütend zeigte Milan mit dem Finger auf ihn.

»Sie, Sie begnügen sich gefälligst damit, das Geld zu kassieren! Und wenn Sie noch ein einziges Mal auf

meine Brüder zu sprechen kommen, kratze ich Ihnen die Augen aus und verkaufe sie dem Muselmanischen Hospital!«

Mit aller Wucht schlug Milan die Tür hinter sich zu. Odds blieb allein im Versammlungsraum zurück. Sein Blick glitt über die Bildschirme. Er kannte die Regeln der Internationalen Z.S.A., die offiziöse Order des Vorstands: sich durchsetzen, ohne sich dabei unbeliebt zu machen. Die Konkurrenz der Unabhängigen hatte ihn gezwungen, die in der Charta festgelegten Vorschriften zu übertreten, was ihm jedoch keineswegs Kopfzerbrechen bereitete. Er hatte Leute einstellen müssen, die keinen Wert auf gepflegte Arbeit legten, sondern nur möglichst schnell zu Geld kommen wollten, und bei denen er sich kaum oder überhaupt nicht durchsetzen konnte. Auch wußte er ganz genau, daß Typen wie Milan unmittelbar in zahlreiche unsaubere Geschichten rund um die Z.S.A. verwickelt waren. Er hatte keine Möglichkeit, sie daran zu hindern, und war sich bewußt, daß das alles ein böses Ende nehmen würde.

Odds steckte sich eine Zigarre zwischen die Lippen. Dann trat er ans Empfangsgerät und nahm Verbindung zu seinen Sammlern auf. Durch die Lautsprecher dröhnte eine aufgeregte Stimme:

»Wir kommen nicht auf die Schnellstraßen! Die Zufahrtsstraßen sind total verstopft. Und einer dieser verdammten Unabhängigen reißt sich alles unter den Nagel.«

Odds schaltete ab.

»Lauter Idioten ...«

David war zu einem der besten Krankenwagenfahrer des Nordsektors geworden, als - nach heißen Diskussionen und einem Referendum, das für manche Aufregung sorgte - die neuen Gesetze über Organhandel verabschiedet wurden. In den USA, der BRD sowie in den meisten skandinavischen Ländern gab es ähnliche

Verbände wie die Z.S.A. bereits seit fast fünf Jahren. Von administrativer Seite wurde es nun äußerst schwierig, die Organentnahme im Fall eines Unfalltodes zu verweigern. Ferner waren die Werbekampagnen derart gut organisiert, daß alle, die bislang hartnäckig darauf bestanden hatten, unangetastet zu verwesen, von starken Schuldgefühlen geplagt wurden. Die Zahl jener religiösen Sekten, die für eine Unversehrtheit des menschlichen Körpers eintraten, nahm zu; aber sie fanden nur wenig Echo, so daß die Schmährufe der Verleumder mit der Zeit deutlich leiser wurden und schließlich gänzlich verstummten. Die Kollekte wurde zur Sitte. Und David machte sie zu seinem Beruf.

Das letzte Teilstück der Umgehungsstraße sowie die Kreuzung und sämtliche Zufahrtsstraßen waren verstopft, vollständig lahmgelegt. Die Krankenwagen hatten große Schwierigkeiten, zur Unfallstelle vorzudringen. Ein Detail, das David genauestens miteinkalkuliert hatte. Bevor seine Konkurrenten die ersten Wracks erreicht hätten, wäre er mit seiner Arbeit schon längst fertig-

Er entnahm einer Mischlingsfrau die Nieren und die Gebärmutter, richtete sich auf und entledigte sich ungeduldig seiner Handschuhe.

»Wie weit sind wir?« fragte er mit müder Stimme.

»Es fehlt uns immer noch eine Leber der Blutgruppe AB negativ«, erklärte Roussel. »Aber der Cherokee ist bereits bis obenhin voll.«

Sanft massierte sich David die Schläfen und schaute zu dem jungen Mann mit der roten Plakette hinüber, der etwa zwanzig Meter weit entfernt lag.

»Baylor würde uns eine Menge Geld für eine solche Leber bezahlen«, beharrte Roussel zögernd. »Die Geier der Z.S.A. werden keinerlei Hemmungen zeigen.«

Wütend sah David ihn an.

»Schon gut«, brummte Roussel, »vergiß es!«

Der schrille Schrei einer Frau ließ sie aufhorchen. Die

Frau taumelte zwischen den Wagen hin und her. Sie sah ganz verstört aus und hielt einen kleinen Jungen im Arm. Die offizielle Uniform der Sammler hatte sie herbeigelockt. Zuerst ging sie auf David zu, aber dann überlegte sie es sich doch anders, wich zurück und drückte das Kind noch fester an sich.

»Rührt ihn nicht an! Ihr Schweinehunde! Dreckskerle! Ihr werdet meinen Sohn nicht bekommen!«

Toland kannte diese Art von Reaktion sehr gut. Die Frau stand unter Schock. Sie würde immer lauter schreien und dann die Wut der versammelten Menge, die Davids wahre Absichten falsch verstand, immer größer werden lassen. Das war in solchen Situationen immer so.

Roussel packte David am Arm.

»Komm, laß uns verschwinden! Es wird Ärger geben.«

David riß sich los und ging auf die Frau zu. Ein Kerl wie ein Schrank stellte sich ihm in den Weg.

»Was hast du vor?«

Die Frau trat näher. Sie tobte und spuckte David ins Gesicht.

»Du Schwein!«

Ganz ruhig wischte sich David die Wange ab. Er betrachtete das Kind, das bereits ganz blau im Gesicht war.

»Roussel! Sieh dir den Jungen einmal an!«

Der Mann mit den athletischen Schultern zog ein Springmesser aus der Tasche. Die Klinge verfehlte Tolands Augen nur um wenige Zentimeter.

»Und wenn ich dich ebenfalls in Stücke schneide?«

Roussel kam näher. Er schwitzte und sah sich ängstlich nach allen Seiten um. Er versuchte, den Jungen abzuhorchen, doch die Frau wich erneut zurück und knurrte wie ein wildes Tier.

»Ich werde dir den Bauch aufschlitzen, Dreckskerl!«

»Kaputte Luftröhre«, murmelte Roussel und wollte be-

reits vorsichtig den Rückzug antreten. »Da ist nichts mehr zu machen.«

Ohne seinen Gegner aus den Augen zu lassen, sagte David klar und deutlich: »Madame, ich könnte Ihrem Jungen vielleicht das Leben retten. Ich muß einen Luftröhrenschnitt vornehmen, damit er wieder atmen kann.«

»Du Hurensohn!« brüllte der Koloß. »Hast du denn vor nichts Respekt?«

Plötzlich packte David den Mann mit dem Messer am Handgelenk, verdrehte ihm den Arm und riß ihn brutal an sich, um ihm einen kräftigen Stoß zwischen die Beine zu versetzen. Der Athlet ließ die Waffe fallen und brach jammernd vor den Füßen des Sammlers zusammen.

David sah, wie die schwarzvioletten Uniformen der Z.S.A.-Angestellten zwischen den Autos allmählich näher kamen.

»Was soll ich tun?«

Ängstlich schaute die Frau sich nach den Sammlern der Gewerkschaft um. Sie klapperte mit den Zähnen.

»Sein Herz hat aufgehört zu schlagen ...«, murmelte sie mit tränenerstickter Stimme.

David stieß den Angreifer von sich, nahm das Kind und legte es auf den Boden. Als die Frau die Klinge seines Skalpells aufblitzen sah, stieß sie erneut einen Schrei des Entsetzens aus. Roussel, der ganz bleich im Gesicht geworden war, kniete sich neben das Kind.

»Wenn der Junge stirbt, sind wir dran«, warnte David.

In dem Moment, als David den winzigen Schnitt unter dem Adamsapfel des Jungen ausführte, stürzte sich der Koloß von neuem auf ihn. Schnaufend wie zwei Holzfäller wälzten sich die beiden Männer am Boden. Völlig verschwitzt führte Roussel den Eingriff zu Ende und blies Sauerstoff in die gelähmten Lungen des Jungen. Die magere Brust wölbte sich. Dann setzte Roussel den Wiederbelebungsapparat an. Das Herz zeigte kei-

nerlei Reaktion. Mit dem Handrücken wischte Roussel sich den Schweiß von der Stirn, der ihm in die Augen tropfte.

Der Mann war unglaublich stark, aber er wußte mit seiner Kraft nichts anzufangen. Mit einem jähen Kniestoß trat David ihm in die Hoden, richtete sich schnell wieder auf und erledigte seinen Gegner mit einem wirkungsvollen Kinnhaken.

Das Herz des kleinen Jungen zeigte nach wie vor keinerlei Reaktion. Toland hockte sich neben seinen Partner.

»Es ist zu spät«, stöhnte Roussel.

Toland hockte sich über das Kind. Mit seiner ganzen Kraft drückte er auf dessen Brust, die sich im Rhythmus der vom Sauerstoffgerät eingepumpten Luft immer wieder aufblähte.

Nun schwitzte auch David. Auf Roussels kleinem Bildschirm bewegte sich nichts. Die Pupillen des Kindes blieben starr und weit geöffnet. Der Sammler stöhnte im Rhythmus der künstlichen Beatmung. Es war wie eine Herausforderung des Todes, der sich an dem Menschen rächte, der sich seiner Unabwendbarkeit schon so oft widersetzt hatte. Toland wußte, was in dem Hirn des Jungen vorging. Die Zellen, die nicht mehr ausreichend durchblutet wurden, verkümmerten, verfärbten sich blau und starben schließlich ab. Alles Leben versank im Cytoplasma. Die Organe hörten nach und nach auf zu funktionieren.

Fassungslos beobachtete Roussel seinen Partner. Er begriff nicht, warum Toland sich so sehr bemühte. Es gab doch nichts mehr zu retten. Und selbst wenn dieses kleine verfluchte Herz plötzlich wieder schlug, bliebe das Kind für den Rest seines Lebens ein Krüppel.

Toland verlangte nach einer Adrenalinspritze, die er direkt ins Herz führte.

Auf dem Bildschirm war zu sehen, wie das Herz reagierte. Aber es schlug viel zu schnell, so als wollte es die

verlorene Zeit wieder aufholen. Toland injizierte eine starke Dosis Digitoxin. Die Herzschläge wurden regelmäßiger.

Langsam, mit nachdenklicher Miene und angestrengtem Blick richtete Toland sich wieder auf. Erst in diesem Augenblick wurde er sich der Menschenmenge bewußt, die sich um ihn herum versammelt hatte. In den Augen all dieser Fremden las er Bewunderung und wußte, daß er wieder einmal gewonnen hatte.

Als sie erneut im Cherokee saßen, versuchte Roussel, ihn auf den Boden der Realität zurückzuholen.

»Das Kind wird ein Idiot bleiben.«

Der Anflug eines Lächelns huschte über Tolands Gesicht.

»Ich dachte, du wüßtest, wie wichtig Publicity ist«, murmelte David und startete den Motor.

Drittes Kapitel

Im Saint-Louis-Flügel des Amerikanischen Hospitals surrte es wie in einem Bienenstock. Oftmals fragte sich David, wie das Personal es überhaupt schaffte, sich in einem solchen Durcheinander zurechtzufinden. Tagein tagaus herrschte dort eine wahnsinnige Hektik, und jeder, Ärzte wie Putzfrauen, schrie, um sich verständlich zu machen. Die Kranken, die in dieses Wirrwarr hineingerieten, hatten alle nur ein Ziel: schnellstens wieder hinauszukommen. Das Problem allerdings war, daß die meisten Patienten, die ins Saint-Louis eingeliefert wurden, selten die Möglichkeit hatten, wieder rauszukommen.

Ein alter Mann im Rollstuhl lachte sich krumm, weil dieses Durcheinander ihn an die Bordelle in Saigon erinnerte. Gewisse Krankenhäuser glichen heiligen Stätten. Dort gab es nur gedämpfte Geräusche, Anweisun-

gen wurden nur geflüstert. Man verhielt sich so, als befürchtete man, ein schlafendes, unglaubliches Ungeheuer zu wecken. Im Saint-Louis war das genaue Gegenteil der Fall. Und jeder Angestellte verlor durchschnittlich zwei bis drei Kilo an Gewicht pro Tag. Um hier nicht völlig durchzudrehen, mußte man Nerven aus Stahl haben.

Am allerschlimmsten waren die Zustände in der Aufnahmehalle, eine wahre Arena aus Schmerzen, Schreien, Rempelen und Auseinandersetzungen mit den Verwaltungsangestellten. Nicht selten verprügelten sich die Kranken gegenseitig. In Spitzenzeiten ging es dort zu wie auf einem Jahrmarkt, wo die Tragbahnen sich in Autoscooters verwandelten.

Mit seiner Organliste in der Hand betrat David Toland diese wahnsinnige Arena. Die Hektik in der Aufnahmehalle erschien ihm diesmal noch ungezügelter als bei früheren Besuchen. Immer mehr Opfer der Massenkarambolage wurden eingeliefert, hierhin überführt und hier aufgenommen. Dutzende von Krankenwagen sicherten die Verbindung zwischen der Unfallstelle und dem Amerikanischen Hospital. Im Nu wurden die Wandtelefone von Verletzten besetzt, die oft noch voller Blut waren. Krankenschwestern stießen Türen auf, rannten quer durch die Halle und verschwanden hinter weiteren Türen. Die Leute, die nie zuvor im Saint-Louis-Hospital waren, mußten einfach glauben, niemand würde sich je um sie kümmern, und sie mußten in dieser Halle sterben, regelrecht verbluten. Aber David wußte, daß diese Panik nur täuschte. In Wirklichkeit verfügte das Saint-Louis über die beste Unfallstation in ganz Europa, niemand mußte hier infolge mangelnder Fürsorge sterben.

Hinter den leicht vorspringenden dunklen Glaswänden oberhalb der Halle lag der sogenannte >Untersuchungsraum<, wo etwa ein Dutzend Assistenzärzte sich die Verletzungen ansah und die Verteilung der Kranken

in die entsprechenden Abteilungen vornahm. Von Zeit zu Zeit kam einer von ihnen in die Halle herunter, ging auf einen Verletzten zu, nahm an Ort und Stelle einen Luftröhrenschnitt vor, beugte einem Blutsturz vor oder spritzte ein Kardiakum in die Venen des Verletzten, bevor er ihn in eine der Operationsabteilungen führte. Die anderen mußten warten und begriffen nicht, daß diese Wartezeit mit dem Grad ihrer Verletzungen zusammenhing. Wer im Saint-Louis zwei Stunden lang warten muß, ohne einen Arzt zu Gesicht zu bekommen, kann sicher sein, daß er noch am selben Abend völlig gesund nach Hause gehen darf. Die Patienten jedoch, um die man sich sogleich kümmerte - das waren nicht immer diejenigen mit den offensichtlichsten Verletzungen -, mußte man wirklich bedauern. Ihr Leben hing nur noch an seinem seidenen Faden.

David betrat den Untersuchungsraum. Einige der Ärzte erkannten ihn wieder und grüßten ihn.

»Ist Gaborit da?«

»In Block 8. Wie es aussieht, hast du auf der Umgehungsstraße ziemliches Unheil angerichtet.«

»Schrecklich!« lachte David. »Aber jetzt habe ich den nötigen Ersatz für die Hirne dieser verfluchten Straßenbau-Ingenieure.«

Affenhirne in Konservenbüchsen.

David verließ den Raum und ging zu den Operationsälen.

Als die Hunde Milans Studebaker kommen sahen, legten sie die Ohren an und verkrochen sich im Wohnwagen. Milan steuerte den Wagen durch die Hauptallee. Geräuschvoll rollten die Reifen mit den dicken Profilen durch den Dreck. Ob im Winter oder im Sommer, ob es regnete oder nicht, der Boden des Parks war stets schlammig und voller Furchen, in denen sich übelriechendes grünes Wasser ansammelte. Auf beiden Seiten der Allee erhoben sich wahre Wände aus alten Auto-

wracks jeder Marke. Kein Fahrer war lebendig aus einem dieser Wagen ausgestiegen. Das wußte Milan besser als jeder andere. Er hatte ihnen die Organe entnommen und seinen Brüdern den Schrott überlassen. Die Gebrüder Milan handelten mit wiederverwertbarem Material. Mit Fleisch und Metall.

In einer riesigen öllache blieb der Studebaker stehen. Sogleich stand Vito mit ölverschmiertem Gesicht neben der Wagentür.

»Das hat aber lange gedauert!« knurrte er. Dabei schürzte er die Lippen, so daß seine krummen schmutzigen Zähne zu sehen waren.

Vito war so knochig, wie sein Bruder muskulös war. Seine Augen glichen zwei Halden inmitten einer unebenen eitrigen Landschaft. Sein ausgemergeltes Gesicht war bereits voller Runzeln, und jede schmutzige Furche war mit unzähligen entzündeten Pickeln übersät. An den Schläfen gingen ihm bereits die Haare aus, während sie in seinem Nacken lang nach unten hingen. Nicht nur ein Bad hatte er dringend nötig, sondern eine umfassende Säuberung. Von Jahr zu Jahr sah er der fauligen, mit Kohlenwasserstoff vollgepumpten Erde und den zerbeulten Automobilen ähnlicher - ein echter Fall von Osmose.

Als Milan die Wagentür öffnete, mußte Vito einen Schritt zurückweichen.

»Allmählich habe ich die Schnauze voll mit euren Dummheiten!« brüllte Milan. »Ist Ma eigentlich schon zurück?«

»Sie ist in Montreuil, beim Unterernährten.«

Milan spuckte in die Ölpfütze.

»Mist!«

Dann plötzlich packte er seinen Bruder am Jackenkragen und zog ihn ganz nahe zu sich heran. Irgendwo im Park winselte ein Hund.

»Los! Pack aus, Idiot! Was habt ihr diesmal angestellt?«

Vitos Augen änderten die Farbe.

»Es ist nicht meine Schuld, Mirko, das mußt du mir glauben! Es war diese Frau. Sie brauchte einen neuen Rückspiegel für ihren BM ...«

Milan runzelte die Stirn.

»Weiter!« knurrte er.

»Sie wackelte mit dem Hintern, das hättest du sehen müssen! Und wie sie mit ihren hohen Absätzen durch den Schlamm watete, ihre Strümpfe waren voller Schmutz ...«

Vito hatte Mühe weiterzusprechen.

»Ich hab es nicht verhindern können. Mit einem einzigen Hammerschlag hat Stefan ihr den Kopf zertrümmert.«

Milan verzog das Gesicht. Einen Augenblick lang schaute er zum wolkenverhangenen Himmel hoch.

»Ich hatte dir doch gesagt, du sollst den Kleinen einsperren, wenn Ma weg ist! Erinnerst du dich?« schrie er und schüttelte seinen Bruder. »Hatte ich dir das befohlen, ja oder nein?«

Vito schluchzte erbärmlich.

»Ja, aber ...«

»Und dann? Was war dann?«

Vito zog den Kopf ein, als befürchtete er eine gehörige Tracht Prügel.

»Als ich ihn daran hindern wollte, versuchte er, auch mir mit dem Hammer den Kopf einzuschlagen. Er schwang ihn hoch über seinem Kopf - so. Ich wagte es nicht, mich ihm zu nähern. Er schrie wie ein Verrückter. Und dann habe ich dich angerufen.«

Einen Moment lang schwieg Milan und starrte seinen Bruder an. Vito wich seinem Blick aus.

»Wo ist der Kleine jetzt?«

»Er hat sich im Scheißhaus eingesperrt. Du weißt, wie er ist, danach. Er weint stundenlang.«

Milan kniff die Augen zusammen.

»Und das Mädchen?«

»Ich habe sie in den blauen Lieferwagen gelegt, dort hinten.«

Milan versetzte ihm eine kräftige Ohrfeige. Jaulend fiel Vito in die Ölpfütze.

»Schlag mich nicht, Mirko, bitte, schlag mich nicht!«

»Und eine solche Gelegenheit hast du dir natürlich auch nicht entgehen lassen, du Saukerl!«

Er zeigte mit dem Finger auf seinen Bruder.

»Eines Tages ... eines Tages werde ich euch alle beide umbringen. Zuvor aber wird Ma davon erfahren und dir sämtliche Knochen deiner stinkenden Finger brechen!«

Vito kroch durch den Schlamm, klammerte sich an die Füße seines Bruders und drückte das Gesicht gegen dessen Schuhe.

»Sag ihr nichts davon, bitte! Sie darf es nicht erfahren.«

Mit tränenden Augen sah er Milan an.

»Wir machen's wie immer, nicht wahr, Mirko? Niemand wird je etwas erfahren. Sie sieht auch gar nicht übel zugerichtet aus, weißt du.«

Milan bückte sich, packte seinen Bruder an den Haaren und warf ihm den Kopf nach hinten. Vito stöhnte kurz auf.

»Wir werden überhaupt nichts tun«, sagte Milan. »Eine Vergewaltigung hinterläßt immer Spuren. Du wirst das Mädchen unter die Walze legen und den Wagen unter die Presse. Und wenn die Polizei hier aufkreuzt, sperrst du den Kleinen ein und läßt Mutter mit ihnen sprechen. Ich will nicht ein einziges Haar von der Frau hier sehen. Kapiert?«

»Einverstanden«, schluchzte Vito. »Ich werde alles tun, was du sagst.«

»Das will ich aber auch hoffen«, zischte Milan und ließ seinen Bruder wieder los.

Erneut fing es zu nieseln an.

Milan ging zu der winzig kleinen Holzbaracke, die als

Kilo diente und wo sein kleiner Bruder hockte und weinte: ein Mongoloide von 17 Jahren und hundertdreißig Kilo, Mamas Liebling.

David sah, wie Loic Gaborit aus dem Operationssaal kam. Der Chirurg warf seine Plastikhandschuhe zu Boden.

»Ein Massaker! Ein wahres Massaker!« Soeben hatte er einer Frau, deren Blutgefäße völlig verstopft waren, ein Dacron-Transplantat im Bein einsetzen müssen. Diese Patientin war von einem Motorrad angefahren und vom Gaspedal der Maschine ziemlich schwer am Oberschenkel verletzt worden. Ihr Arzt war bei der Behandlung der Wunde sehr nachlässig gewesen: Er hatte vergessen, das durchtrennte Segment durch ein künstliches Arterienstück zu ersetzen. Innerhalb weniger Tage war das Bein erheblich angeschwollen, und auf der Haut, auf der sich bereits Schuppen bildeten, waren zahlreiche rötliche Striemen zu sehen. Wenn Gaborit nicht eingegriffen und ihr das Transplantat eingesetzt hätte, das nun wieder einen normalen Blutkreislauf sicherte, hätte man der Frau das Bein amputieren müssen.

Gaborit war ein junger Chirurg, der sich erst bewähren mußte, aber seine Wutanfälle standen denen seiner berühmteren Kollegen in nichts nach. Die Assistenzärzte fürchteten ihn ebenso wie die weltweit anerkannten Professoren. David schätzte ihn wegen seiner Fachkenntnisse, aber das war nicht der einzige Grund ihrer besonderen Beziehung. Auch Gaborit widersetzte sich dem Druck der Gewerkschaft. Und er machte keinen Hehl daraus, daß er Steve Odds und seine Männer verachtete. Beim Wettstreit um die Organe bevorzugte er niemanden in irgendeiner Weise, sondern kaufte auch bei den Unabhängigen, vorausgesetzt, man bot ihm gesunde Organe an. In dieser Hinsicht richtete sich Gaborit einzig und allein nach den Interessen seiner Patien-

ten, ein Wagemut, der ihm sogar eine immer größer werdende Zahl von Feinden wert war.

Andererseits bewunderte auch der Chirurg Tolands Mut und Berufsethik. Gaborit war nicht der einzige Arzt im Saint-Louis-Hospital, der befugt war, mit den Sammlern Geschäfte abzuschließen, aber Toland hatte ihn kurzerhand zu seinem einzigen Vermittler gemacht.

Gaborit sah, wie David auf ihn zukam. Seine hellen Augen waren ständig in Bewegung, so als bereitete es ihm große Mühe, seine Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Punkt zu konzentrieren. Die beiden Männer gaben sich die Hand, und Gaborit nahm den Sammler mit in sein Büro.

»Und, was ist mit diesem Unfall?«

»Eine üble, sehr üble Sache.«

Gaborit schüttelte den Kopf, ging zum Waschbecken und seifte sich ausgiebig die Hände ein.

»Was hast du mir anzubieten?«

»Alles, was du benötigst. Erstklassige Ware.«

Gaborit trocknete sich die Hände ab.

»Wunderbar! Du hast gute Arbeit geleistet.«

Er ging um seinen Schreibtisch herum, nahm die Liste, die Toland ihm reichte, und griff nach einer Zigarre in der dunklen Holzkiste. Nach jeder Operation mußte er eine davon rauchen. An manchen Tagen kam er beinahe auf fünfzehn Stück. Im Saint-Louis wurde gemunkelt, Gaborit schlafe nicht mehr als drei Stunden am Tag, und der Operationssaal sei regelrecht eine Droge für ihn geworden.

»Wunderbar«, wiederholte der Chirurg. »Als ich vorhin am Computerschirm vorbeikam, haben die Kerle der Z.S.A. Baylor eine Leber der Blutgruppe AB negativ angeboten. Haben sie dir diese Leber etwa vor der Nase weggeschnappt?«

David schnitt eine Grimasse.

»Nein, nicht ganz. Der Mann trug eine Plakette.«

Gaborit sah den Sammler an.

»Ich verstehe«, murmelte er nach einer Weile.

David nahm sich einen Stuhl und setzte sich.

»Loic, ich habe da noch was. Einen ganzen Körper mit Nackenbruch und eine Menge anderer interessanter Dinge ...«

Gaborit lehnte sich nach hinten und blies eine blaue Rauchwolke in den Raum.

»Ich habe keinen Zugang mehr zur Lagerabteilung.«

David schien überrascht.

»Seit wann?«

»Seit drei Tagen«, seufzte der Arzt. »Ein Entschluß der Direktion. Diese Abteilung steht fortan unter der Kontrolle der Verwaltung. Abgesehen von der Unfallstation, wo ich glücklicherweise weiterhin das Sagen habe, habe ich mit der Organaufnahme im Saint-Louis nichts mehr zu tun. Es tut mir leid, David.«

»Steve Odds?« zischte David.

Gaborit zuckte mit den Schultern.

»Keine Ahnung. Gewisse Chirurgen des Hospitals haben ihre diesbezüglichen Vorrechte verteidigen können, und sie alle arbeiten ausschließlich mit der Z.S.A. zusammen.«

Toland schlug kräftig mit der Faust auf den Schreibtisch.

»Das verstößt gegen die Charta! Diesmal geht's aber wirklich zu weit! Du könntest dich an den Ausschuß wenden ...«

Gaborit lächelte gelangweilt.

»Es steht jedem Hospital völlig frei, Organe zur Lagerung aufzunehmen oder nicht. Es gibt keine Vorschriften über die Quantität, die von den Unabhängigen und den Mitgliedern der Z.S.A. geliefert wird. Und nicht ich bin es, der sich dieses verfluchte Gesetz ausgedacht hat.«

David war nach wie vor wütend.

»Aber wenn wir uns das gefallen lassen, wird man sich in zwei Wochen oder in einem Monat nicht einmal

mehr in Notfällen an uns wenden. Sie werden die Charta ganz einfach umgehen und behaupten, die Organe, die wir abliefern, seien unbrauchbar. Das ist das Ende für die Unabhängigen.«

»In unserem Hospital wird es sicher nicht so weit kommen.«

»Das meinst du!« unterbrach ihn David und erhob sich. »Wenn die Z.S.A. eine Blockade über das Saint-Louis verhängt, werden sich die Patienten anderswo behandeln lassen, in anderen Spitälern, die von der Gewerkschaft beliefert werden, und dich wird man feuern, Loic! Dich werden sie ganz einfach auf die Straße setzen, egal wie gut du als Chirurg bist.«

Gaborit legte die Hände zusammen und beugte sich ein wenig nach vor.

»Du irrst dich, David. In unserem Beruf existiert noch so etwas wie ein Orden, es gibt einen Eid. Und auch wenn dies nicht immer respektiert wird, so halten sich zumindest die großen Mediziner dieser Welt daran. Sie werden nicht zulassen, daß ein Sammlermonopol entsteht.«

David lachte höhnisch.

»Bis es soweit ist, bin ich längst ruiniert. Meine Geräte wird man beschlagnahmen, und keine einzige Bank wird mir einen Kredit gewähren. Und so heftig sich dein verdammter Orden auch beschwert, auf dem ganzen Markt wird es nur mehr einen einzigen Lieferanten geben: Steve Odds und seine Geier.«

Der Chirurg erhob sich langsam aus seinem Sessel.

»Ich muß noch schnell bei einigen Kranken vorbeischaun. Ich möchte, daß du mich begleitest.«

Stefan saß auf der dreckigen Klobrille und weinte. Er weinte hemmungslos und ließ die Tränen über das aufgedunsene Gesicht laufen. Nervös zerknüllten seine Wurstfinger das Pappröhrchen einer Klopapierrolle. Offensichtlich hatte er schon wieder einem Mädchen den

Kopf eingeschlagen. Er hatte es nicht tun wollen. Er hatte sich ihr nur genähert, um sie besser anschauen, sie vielleicht kurz berühren zu können. Sie war so hübsch. Er wollte sie streicheln, sie in seine Arme nehmen, damit sie sich nicht schmutzig machte. Sein Verlangen war so groß, daß er jedesmal vergaß, wie er das anstellen sollte.

Als sie ihn sah, begann sie laut zu schreien. Sie hätte nicht schreien dürfen. Vito würde es doch hören. In dem Moment erwachte das Ding, das in Stefans Bauch schlief. Mamas Lieblingssohn streckte die Arme aus, um dem Mädchen verständlich zu machen, daß es nicht schreien, nichts sagen, sich nicht in die Hose machen durfte. Aber das Mädchen war dumm. Es schrie noch lauter. Vito würde herbeigerannt kommen, laut schimpfen und seinen Bruder mit Füßen in den Bauch treten. Und anschließend selbst mit dem Mädchen seinen Spaß haben.

Stefan schnaubte laut. Ein dickes Rotzseil hing ihm aus der Nase. Mit der Zunge leckte er es weg.

Mit dem Hammer schlug er das Mädchen auf den Kopf. Damit es endlich ruhig war. Mädchen sind nicht so robust wie Autos. Auch das hatte er vergessen. Wenn das Ding in seinem Bauch zu wachsen begann, vergaß er alles. Dann gab es nur noch dieses Feuer in seinem Kopf.

Mit dem Hammer machte er Vito angst. Stets profitierte Vito von den totgeschlagenen Mädchen. Das war nicht richtig.

Stefan krümmte sich, sein Gesicht wurde feuerrot, und er furzte fürchterlich laut. Das Geräusch erinnerte ihn an den Laut, den das Mädchen von sich gab, als er sich zu amüsieren begann. Stefan gluckste. Ein Lächeln huschte über sein Mondgesicht. Doch dann fing er sogleich wieder zu weinen an.

Bald würde Ma zurückkommen. Sie würde erfahren, was mit dem Mädchen geschehen war. Sie erfuhr im-

mer alles. Vor Ma konnte man nichts verbergen. Sie würde Vito und ihn bestrafen, und in den nächsten drei Tagen würde keiner von beiden sich auf seinen Hintern setzen können. Ma war außergewöhnlich stark für ihre Größe.

Stefan hob den Kopf. Jemand näherte sich dem Klo. Es war nicht Ma. Ma hätte mit ihrer schrillen Stimme nach ihm gerufen. Er umklammerte den Hammer, den er gegen die Tür gelehnt hatte.

»Stefan, ich bin's, Mirko! Mach auf!«

»Mir-ko?« Stefan holte tief Luft, blähte seine Wangen auf und glich einem Fisch. Mirko mochte er sehr. Mirko hatte ihn noch nie geschlagen. Mirko war sein großer Bruder. Er beschützte ihn. Wenn Mirko bei Stefan war, machte niemand sich über ihn lustig. Mit Vito war das ganz anders. Manchmal brachte er abends Freunde mit. Sie betranken sich und warfen mit den leeren Flaschen nach Stefan.

Stefan klammerte sich noch heftiger an den Hammerstiel. Eines Tages würde er auch Vito den Kopf einschlagen.

»Nun mach schon auf, Kleiner! Mach auf!«

Stefan schnaubte, rollte mit den Augen, vergaß den Riegel zu öffnen, drückte mühelos die Tür ein und warf sich mit seinen hundertdreißig Kilo in Mirkos Arme. Vor lauter Glück machte er sich in die Hose.

Viertes Kapitel

Der Saint-Louis-Flügel bestand aus einer riesigen Annahmehalle für Notfälle und aus einem nicht weniger eindrucksvollen Operationsblock, wo alle möglichen Eingriffe vorgenommen wurden, vor allem solche, bei denen es um Leben und Tod ging. Einige der besten Chirurgen der ganzen Welt wurden dort ausgebildet

und leisteten zumindest ihr Praktikum hier ab, bevor sie sich dann nach lukrativeren Kliniken umsahen. Es bedurfte schon der Leidenschaft eines Gaborit, um es auf Dauer in dieser Fabrik auszuhalten.

Im Prinzip wurden die Patienten nach der Operation in andere Abteilungen des Amerikanischen Hospitals überführt, wo man sie bis zu ihrer völligen Genesung pflegte. Doch auch Saint-Louis verfügte über äußerst hochentwickelte Vorrichtungen zur Nachbehandlung. Außer den Reanimationsräumen und der Intensivstation gab es im Saint-Louis etwa fünfzig Doppelbettzimmer für die kritischen und komplizierten Fälle, bei denen jederzeit mit einem neuerlichen Eingriff gerechnet werden mußte. Auf der obersten Etage brachte man gewöhnlich die Kranken unter, die nur noch eine geringe oder gar keine Überlebenschance mehr hatten. Nach Loic Gaborits Ansicht waren diese Patienten nur ein Vorwand, den engstirnige Verwaltungsbeamte aufrechterhielten, da sie die Kosten langer und komplizierter Operationen scheuten. Der junge Chirurg war der Überzeugung, daß es für jedes Problem eine Lösung gab und man den Todeskandidaten wenn schon keine Heilung versprechen konnte, so doch wenigstens eine Frist gewähren mußte. Der wissenschaftliche Fortschritt erlaubte es, daß selbst die lächerlichste Frist bei aller Vernunft als Sieg betrachtet werden konnte. Gaborit arbeitete in diesem Sinne.

David begleitete ihn zu den Kranken, bei denen er jeden Morgen vorbeischaute, sobald er seinen Dienst im Saint-Louis-Hospital antrat. Der Gegensatz war überwältigend. Hier hörte man nichts mehr von dem wirren Lärm in der Aufnahmehalle. Nur das ölige Gleiten der Aufzüge brach in diese beinahe erdrückende Stille ein. Instinktiv sprach David leiser:

»Warum bringst du mich hierher?«

Eine winzige Falte grub sich in Gaborits linke Wange. Er deutete auf die erste Tür.

»Kennst du Boris Gerstein?« fragte er mit heiterer Stimme.

»Den Pressezar?«

»Genau. Den Pressezar, den Besitzer zahlreicher Werbeagenturen in ganz Europa, den Direktor von Havas France, von Verlagen, Produktionsfirmen, internationalen Handelsgesellschaften und so weiter und so weiter. Ein steinreicher Mann. Seit zwei Monaten ist Gerstein bei uns in Behandlung. Ein ganz klarer Routinefall. Abgesehen von seinen Nieren, die so trocken sind wie zwei uralte Nüsse, ist Gerstein bei bester Gesundheit. Die Analysen ließen auf maximale Verträglichkeit schließen. Keinerlei Risiko für eine Transplantation.«

David runzelte die Stirn.

»Und?«

»Nun, kommt es dir nicht sehr merkwürdig vor, daß er zu uns gekommen ist, um sich operieren zu lassen? Er hätte sich problemlos einen Aufenthalt im Hospital Des Moines bei den Nierenspezialisten leisten können. Großen Luxus und die weltweit besten Chirurgen für solche Eingriffe. Warum nun aber hat er sich ins Saint-Louis-Hospital verkrochen, in dieses Durcheinander im größten Saustall dieses Scheißstaates? Na, warum wohl?«

David lachte.

»Weil er von dem allergrößten Doktor namens Loic Gaborit operiert werden wollte!«

Der Chirurg schüttelte den Kopf.

»Du irrst dich. Komm mit!«

David folgte Gaborit in das Krankenzimmer. Gerstein saß vor dem Fernseher, einem alten Kasten mit kleinem Bildschirm, der allerdings mit einer Zusatzantenne ausgestattet war.

»Was ist los, Gaborit?« tönte Gerstein. »Ärgert man um diese Zeit seine Klienten? Genügt es nicht, daß ich Sie bereits jeden Morgen ertragen muß? Sie werden

doch wohl nicht vorhaben, zweimal am Tag Krankenvi-
site zu machen?»

Gaborit lachte, schaltete den Fernseher aus und wandte sich an David.

»Ich vergaß, dich darauf hinzuweisen, daß der Cha-
rakter des Boris Gerstein dem Umfang seines Bankkon-
tos angepaßt ist.«

»Ich habe einen dieser verfluchten Kommunisten an
mir herumschnippeln lassen!« knurrte Gerstein. »Und
nun schalten Sie gefälligst wieder diese Schundkiste
ein. Demnächst werden einige meiner Werbespots ge-
sendet.«

»Ich hab etwas Besseres für Sie.«

»Der Vorsitzende des Obersten Sowjets will mir einen
seiner Gesellen vorstellen?»

Gaborit deutete auf David.

»Ich will Sie mit David Toland bekannt machen.«

Gerstein schaute auf und verzog das Gesicht, als er
sich erhob.

»Toland? Sie sind Toland?»

David wußte nicht, was er antworten sollte. Er ver-
stand nicht, was hier eigentlich vor sich ging.

»Kommen Sie näher!« befahl Gerstein. »Vom tage-
langen Glotzen habe ich Brei in den Augen.«

David folgte seinem Befehl und stellte sich neben das
Bett. Gerstein sah ihn sich einen Moment lang an und
reichte ihm dann die Hand.

»Gratuliere, Toland!« schrie Gerstein so laut, daß
sämtliche Fenster des Stockwerks aus dem Rahmen zu
fallen drohten. »Ich bin verdammt stolz darauf, eine Ih-
rer Nieren im Leib zu haben. Das ist mir lieber als eine
Widmung.«

»Eine meiner Nieren?« stotterte David und sah Gabo-
rit an, während der Milliardär ihm beinahe die Hand
zerquetschte.

Der Chirurg nickte mit dem Kopf.

»Ja ja!« seufzte er. »Boris Gerstein hat sich hier ope-

rieren lassen, weil ich der einzige war, der ihm ein Organ versprechen konnte, das der berühmte David Tolland beschafft hatte. Was sagst du dazu?»

David war sprachlos.

»Ich ... ich weiß nicht ...«

Die beiden Männer verließen Gersteins Zimmer, nachdem sie den Fernseher erneut eingeschaltet hatten.

»Auf der Liste seiner Präferenzen stehst du genau zwischen Gott und Geld ...«

Er krempelte sich die Hemdsärmel hoch und fuhr fort: »Und Gott unternimmt nicht viel, um seinen Rückstand aufzuholen.«

David zuckte mit den Schultern.

»Quatsch!« murmelte er. »Aber ich könnte ihn immerhin bitten, mich ein wenig finanziell zu unterstützen.«

»Es würde mich wundern, wenn er das täte«, entgegnete Gaborit. »Havas ist einer der Hauptaktionäre der Z.S.A. ...«

Er stieß eine andere Tür auf und trat zur Seite, um dem Sammler den Vortritt zu lassen. Auf dem Bett saß ein kleines Mädchen mit ungewöhnlich großen Augen. Es trug einen Pyjama, der viel zu groß für sie war. Sie kämmte das gelockte Haar einer riesigen Puppe. Im Vergleich zu ihrem kleinen Körper wirkte tatsächlich alles irgendwie unproportioniert. Als das Kind Gaborit sah, begannen seine Augen zu strahlen, und die Wangen erröteten leicht.

»Guten Tag, Sandrine«, sagte der Chirurg freundlich. »Wie fühlst du dich heute?«

»Weniger müde als gestern«, erklärte das Kind mit erstaunlich tiefer Stimme.

Sie zeigte auf das eine Bein der Puppe.

»Sophia hat sich letzte Nacht das Bein gebrochen, als sie aus dem Bett fiel. Können Sie ihr nicht ein anderes besorgen?«

»Ich werde mich persönlich darum kümmern«, ver-

sprach der Chirurg und zwinkerte ihr verständnisvoll zu.

Er näherte sich dem Mädchen, nahm seine Hände und schaute sich die Fingernägel an.

»Es ist so komisch«, murmelte Sandrine.

»Was ist komisch?«

»Die Farbe meiner Hände. Habe ich auch andere Hände bekommen?«

»Nein, ich habe nichts mit deinen Händen getan.«

Rasch prüfte Gaborit den täglichen Krankenbericht. Sandrine hatte normal uriniert, was bewies, daß das transplantierte Herz die Nieren mit ausreichend Blut versorgte. Man hatte keine verdächtigen Blutungen entdeckt, die Lungen funktionierten einwandfrei. Nach einer solchen Operation konnte es Sandrine gesundheitlich einfach nicht besser gehen.

Gaborit war einer jener Ärzte, die sich mit Mißerfolgen nur schwerlich abfinden und bei Kindern schon gar nicht ertragen können. Er wandte sich an David.

»Ich habe dir den Herrn mitgebracht, der dein neues Herz gefunden hat.«

Die Augen der Kleinen wurden noch größer.

»Danke«, flüsterte sie. »Es funktioniert wirklich sehr gut. Nur nachts schlägt es ein bißchen zu laut, aber es ist bestimmt ein verdammt gutes Herz.«

David verschlug es die Sprache.

»Es ist das beste Herz auf der ganzen Welt«, sagte er ziemlich verlegen.

Als die beiden Männer erneut im Flur standen, geriet David plötzlich in Wut.

»Herrgott noch mal! Was soll das alles?«

Ganz gefaßt erzählte Gaborit Sandrines kurze Geschichte:

»Sandrine wurde mit einer schweren Mißbildung, einer Umkehrung der Herzgefäße, geboren. Noch vor nicht allzu langer Zeit wäre ein solches Kind bereits wenige Tage nach der Geburt gestorben. Doch Professor

Mustard, ein Kanadier, hat einen Weg gefunden, diesen Moment hinauszuzögern. Er hat diesen Kindern eine Frist gegeben, verstehst du? Sandrine war ein sogenanntes >blaues Kind<. Hast du die Augen der Kleinen gesehen?»

David nickte mit dem Kopf.

»Nun, diese Augen sind mit denen, die sie vorher hatte, nicht zu vergleichen. Der Blick der >blauen Kinder< ist entsetzlich. Sie sind sich des Todes ganz genau bewußt.«

»Aber warum war in diesem Fall eine Transplantation nötig? Gab es keine andere Lösung?»

»Nein. Im Prinzip wird der Mustard-Eingriff sofort nach der Geburt durchgeführt. Dann wartet man vier oder fünf Jahre, bis das Kind stark und alt genug ist, um den Eingriff vorzunehmen, der die Mißbildung endgültig beseitigt. Mit Sandrine aber gab es Probleme. Ihr Herz war zu groß, und zusätzlich kam es zu einem Blutstau. Ihr Blut wußte nicht mehr, wohin es fließen sollte. Zweimal mußten wir sie operieren, ohne Erfolg. Ihr Herz war drauf und dran zu zerreißen, als ich den Notfall in den Computer eingab. Neun Stunden später brachtest du mir ihr neues Herz.«

David verzog den Mund und rieb sich die Nase.

»Und wie lange muß das gutgehen?»

Gaborit rümpfte die Nase.

»Sie steht auf Verträglichkeitsstufe C, aber mit dem neuen Serum wird Sandrine noch gut zehn Jahre ohne Beschwerden leben können. Erst dann werden die ersten Abstoßungsreaktionen auftreten. Vielleicht dauert es weniger lang, vielleicht länger, ich weiß es nicht. Aber zehn Jahre, David! Zehn Jahre! Bis dahin werden wir wahrscheinlich eine definitive Lösung für Sandrines Problem gefunden haben. Ich bin fest davon überzeugt, daß sie gerettet ist.«

Er zeigte auf die nächsten Türen.

»Jean-Pierre Pujol: Transplantation der Hornhaut.

Adrienne Legal: Transplantation der Leber. Und alle die anderen. Alle haben David Toland ihr Leben zu verdanken. Die ganze Etage müßte nach dir benannt sein. Und du willst aufgeben, nur weil eine Dilettanten-Gewerkschaft dir Sorgen bereitet.«

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Weißt du, was ich an deiner Stelle täte? Ich würde Mitglied der Z.S.A. Jawohl! Ich würde mitten unter ihnen meinen Kampf fortsetzen.«

»Damit du auch meine Organe lagern könntest, habe ich recht?« knurrte David.

»Hör zu, David ...«

»Nein!« brüllte Toland. »Gib dir keine Mühe! Was soll dieser Zirkus mit den Kranken? Das mit Gerstein hast du wohl auch so inszeniert?«

»Apropos Gerstein: Ich finde, daß ihr euch vom Charakter her ganz ähnlich seid!«

»Das würde dir so passen«, lachte David. »Wenn er eines Tages völlig verblödet ist, setzt du ihm einfach mein Hirn ein. Das würde keinen andern Menschen aus ihm machen. Bis es aber so weit ist, will ich versuchen, mein Material zu verkaufen, und wie die Dinge im Moment stehen, werde ich noch die ganze Nacht zu tun haben. Tschüs, Loïc!«

Mit großen Schritten entfernte sich David auf dem Flur und verschwand im Treppenhaus. Der Chirurg stieß einen langen Seufzer aus.

»Mein lieber Gaborit, mit den Fingern kannst du vielleicht zaubern, aber als Psychologe mußt du noch eine ganze Menge lernen ...«

Am anderen Ende des Flurs tauchte ein Assistenzarzt auf.

»Doktor Gaborit, wir warten schon seit zwanzig Minuten in der Operationsabteilung auf Sie.«

Mit Daumen und Zeigefinger massierte der Chirurg ausgiebig seine Augen.

»Was steht als erstes auf dem Programm?«

»Eine Hüfte. Sind Sie sicher, daß mit Ihnen alles in Ordnung ist?« fragte der Arzt besorgt.

»Ja ja, Kleiner, ich fühle mich topfit! Doch soeben ist mir der heikelste Eingriff dieses Tages danebengegangen.«

»Und was war das?«

»Der Versuch, jemanden von seinen Idealvorstellungen abzubringen«, antwortete Gaborit und betrat die Aufzugskabine.

Vito stand mit einem Kunden am Eingang des Parks. Milan betrat das Haus mit den vom Salpeter zersetzten Mauern. Als er den Dreck und die Unordnung im Wohnzimmer sah, verzog er das Gesicht und flüchtete in die Küche. Er öffnete den Kühlschrank und nahm sich eine Dose Bier, die er in langen Zügen austrank. Die leere Dose zerquetschte er in der bloßen Hand, und mit dem Hemdsärmel wischte er sich den Mund ab.

Stefan war ein echtes Problem. Man konnte unmöglich zulassen, daß er einem ganzen Heer von Frauen den Kopf einschlug. Zweimal bereits war die Polizei in den Park gekommen, da in den letzten drei Monaten mehrere Mädchen verschwunden waren. Ma war es gewohnt, die Polizisten wegen Vito und seiner Trunksucht zu empfangen. Autodiebstahl, Kreditschwindel, verschiedene Überfälle. Vitos Akte auf dem Kommissariat wurde immer umfangreicher. Diesmal jedoch ging es um verschwundene Frauen, und diese verfluchten Bullen begannen ernsthaft, Stefan zu verdächtigen. In ihren Augen mußte ein geistig zurückgebliebener Koloß einfach zum idealen Verdächtigen werden. Es mußte schnellstens ein Weg gefunden werden, um den kleinen Bruder unschädlich zu machen, ihn an weiteren Dummheiten zu hindern. Milan schauderte es bei der Vorstellung, daß Ma eines Tages nicht mehr da sein würde, um auf ihn aufzupassen.

Er nahm sich eine weitere Dose Bier und trank sie zur

Hälfte leer. Da betrat auch Vito die Küche und sah sich ängstlich um.

»Wo ist er?«

»Er schläft«, knurrte Milan.

Vito seufzte erleichtert, nahm eine Flasche mit dunklem sauren Wein und trank einen Schluck.

»Verdammt! Ich hatte wirklich geglaubt, diesmal würde er auch mir den Kopf einschlagen!«

Mit dem Handrücken schlug Milan ihm die Flasche weg, die an der Wand zerschellte.

»Hör auf zu saufen, Idiot!« schrie Milan. »In diesem Zustand bist du doch nicht einmal in der Lage, auf ein Kind aufzupassen!«

Ein nervöses Zucken bewegte Vitos runzeliges Gesicht.

»Ein Kind von hundertdreißig Kilo, du hast mir vielleicht ...«, stammelte er. »Gewöhnlich stellst du dich doch nicht so zimperlich an. Warum hast du dir dieses Weib nicht einmal angeschaut?«

»Weil du dann ein ruhiges Gewissen haben könntest, Arschloch!« schrie Milan und trank sein Bier aus. »Ich sollte dir beide Arme brechen, damit du endlich begreifst, daß du deinen kleinen Bruder nicht immer für deine Schweinereien ausnützen sollst. Eine Leiche - perverser geht's wohl nicht!«

Er rülpste und sah Vito an.

»Mach dir doch nicht gleich in die Hose, ich werde dich nicht anrühren.«

Vito atmete auf. Das Zucken seiner Wange wirkte grotesk.

»Ma braucht dich doch, um den Laden hier zu schmeißen«, knurrte Milan und wischte sich den Staub von den purpurfarbenen Schulterteilen seiner Uniform. »Und ich brauche dich ebenfalls.«

Neugierig hob Vito den Kopf.

»Mich?«

»Triffst du dich immer noch mit den Apachen aus

Montreuil?« fragte Milan, während er die Bierdose wie eine Papierrolle zerdrückte.

Fasziniert sah Vito ihm dabei zu.

»Ich sehe sie ab und zu«, antwortete er vorsichtig.

»Ich hab Arbeit für sie.«

Mit dem Zeigefinger tippte er auf die Brust seines Bruders und verzog das Gesicht.

»Aber hör gut zu! Du wirst deinen abscheulichen Freunden sagen, daß ich von ihnen verlange, daß sie meinen Anweisungen aufs Wort gehorchen. Keine Dummheiten, verstanden?«

»Verstanden ...«, flüsterte Vito.

»Setz dich, ich werde dir erklären, was zu tun ist. Kennst du einen Kerl namens David Toland?«

Fünftes Kapitel

Der Computer hatte ein kleines Vermögen gekostet. Doch David zog es vor, noch mehr Schulden zu machen, um sich das Gerät kaufen zu können, als mit einem gewöhnlichen Operator zu arbeiten. Übrigens erfüllte der Computer seine Funktionen perfekt. Gemäß einem von Toland ausgearbeiteten Programm sortierte er die Informationen, schlüsselte sie auf und gab sie sofort in den Cherokee weiter. Die Auswahl traf er nach dem geografischen Standpunkt des Wagens. Wenn David unterwegs war, wies unverzüglich ein kurzer Pieps-ton ihn darauf hin, daß auf dem Zeilendrucker am Armaturen Brett eine Nachricht eingegangen war. Im Vergleich zum Menschen hatte der Computer einen weiteren Vorteil, der für David von größter Wichtigkeit war: der Computer war Tag und Nacht einsatzbereit.

Die Geier der Z.S.A. verfügten über eine riesige Funkzentrale, die nach dem Schema einer Fernrufanlage für Taxifahrer funktionierte. Ihre Meldungen wa-

ren verschlüsselt, um zu verhindern, daß Unabhängige ihren Sender abhören und von den Informationen profitieren konnten.

Auch Tolands Computer verschlüsselte die Mitteilungen. Von Zeit zu Zeit machte er - eine von Roussels Ideen - auch falsche und zugleich witzige Durchsagen, um die Blutsauger der Gewerkschaft und der Presse in die Irre zu führen.

Es wurde Nacht. David und Roussel waren bei der sechsten Klinik angelangt; sie hatten nur ein einziges Auge absetzen sowie eine Herz-Lungen-Kombination an einen unsympathischen Chirurgen verscherbeln können, der zudem behauptete, eigentlich könnte er nur die Arterien gebrauchen. Offensichtlich hatte die Z.S.A. ihre Blockade auf weitere Kliniken ausgedehnt. Der Druck wurde stärker.

»Bald sind wir gezwungen, sogar in der Provinz zu verkaufen«, sagte Roussel verärgert.

»Dort ist es noch schlimmer. Dort wird alles von der Gewerkschaft kontrolliert. Alle Unabhängigen lassen sich in Paris nieder.«

Roussel seufzte und warf einen Blick in den Fond des Cherokee.

»Und was tun wir mit dem ganzen Zeug?«

»Die Gebärmutter verkaufen wir ans Lilien-Hospital«, erklärte David und konnte gerade noch einem zerstreuten Fußgänger ausweichen. »Die werden dort immer gebraucht ...«

Nach kurzer Überlegung fügte er hinzu: »Aber warum zum Teufel lassen all diese Weiber ihre Bäuche verfaulen? Antibiotika werden nicht mehr geschluckt, man schmeißt das alte Organ einfach weg und setzt ein neues ein!«

»Das Higgins-Syndrom«, erklärte Roussel. »Zwei oder drei Wochen nach einer Geburt oder einer Abtreibung entzündet sich die Gebärmutter und bewirkt eine Verstopfung der Eileiter, die in wenigen Tagen ver-

kümmern. Gewöhnlich greift die Entzündung auch auf die Milchdrüsen der Brüste über. Die Einnahme von Antibiotika würde unverzüglich einen Uterusprolaps verursachen ...«

David runzelte die Stirn.

»Was hat man sich denn darunter vorzustellen?«

»Der Uterus senkt sich in die Scheide. In Wirklichkeit verkümmert die ganze Gebärmutter, und alles sackt ein. Wenn die Entzündung dann endlich unter Kontrolle ist, ist das Genitalsystem völlig ausgetrocknet und unfruchtbar. Es sieht ganz so aus, als hätte die Natur plötzlich beschlossen, daß jede Frau nur noch ein einziges Kind zur Welt bringen darf.«

»Das ist doch völlig verrückt«, entgegnete David.
»Und wie viele Frauen sind von dieser Schweinerei betroffen?«

»Zwischen zehn und fünfzehn Prozent in den Industrieländern, fast dreimal soviel in allen übrigen Ländern.«

Roussel kratzte sich am Kinn und betrachtete seinen Fingernagel, als hoffte er, dort die Bestie ausfindig zu machen, die ihn so juckte.

»Und die Transplantation? Hilft das diesen Frauen?«

Mit dem kleinen Finger, dessen Nagel unglaublich lang war, begann Roussel, in seiner Nase herumzusto-
chern.

»Das weiß man noch nicht. Wir kennen das Higgins-Syndrom erst seit fünf Jahren, und die erste Gebärmuttertransplantation liegt noch weniger lange zurück.«

David schüttelte den Kopf.

»Ich verstehe das nicht. Diese Frauen sind bereit, sich unters Messer zu begeben, ohne zu wissen, ob der Eingriff sie nicht völlig zerstören und ihnen das Leben unerträglich machen wird.«

Roussel sah Toland an.

»Sie wollen weitere Kinder bekommen. Worüber beklagst du dich eigentlich? Findest du, daß es zu viele

Käufer gibt? So lange Transplantationen in Mode sind, brauchen wir nicht Hunger zu leiden.«

Der Drucker am Armaturenbrett knatterte. Der Computer ließ ihnen eine verschlüsselte Nachricht zukommen. David nahm den Fuß vom Gaspedal und überflog den Inhalt der Mitteilung. Bei einer Demonstration des Front National hatte es an die zwanzig Opfer gegeben. Die Auseinandersetzungen griffen auf sämtliche Straßen rund um den Sportpalast über.

»Fahren wir hin?« fragte Roussel.

»Das ist nicht nötig. Es wäre verlorene Zeit. Die Typen der Gewerkschaft sind bestimmt schon alle da, und die Bullen würden uns sowieso daran hindern, dort zu arbeiten. Ich sag dir eins, Gerard: Es sind nicht nur die Frauenbäuche, die in diesem Land verfaulen ...«

Während David Toland völlig verdrossen seine Fahrt fortsetzte, wurde Pamela Sirchos jenseits des Atlantiks zum dritten Mal in neun Monaten ins Sprague-Hospital in Miami eingeliefert.

Alle liebten Pamela. Eine zweiunddreißigjährige Frau mit einer unglaublich zarten Porzellanhaut, ein Topmodell aus den Luxusmagazinen, das ungeheuer intelligent war und dem die Türen aller Universitäten offenstanden hätten, wenn Pamela es gewollt hätte. Zudem war Pamela ungewöhnlich lebenswürdig. Ihre Freunde behaupteten, Pamelas Fotos in den Zeitschriften hätten mehr Herzinfarkte verursacht als die große Krise von 1929, Marilyn Monroes Tod und Marie Dekkers Sturz im 1500-Meter-Lauf bei den Olympischen Spielen von Los Angeles zusammen. Wenn Pamela ihren veilchenblauen Blick auf einen Mann richtete, mochte die ganze Welt aus den Fugen geraten, in die Luft gehen und sich auflösen, ohne daß der Mann dieses göttliche Bild jemals vergessen würde. In einer Zeitung, deren Titelbild mit der leichtbekleideten Pamela geschmückt war, hieß es, ihr Körper sei sogar in der

Lage, die Hoden eines Eunuchen zu neuem Leben zu erwecken. Alle Männer träumten von Pamela, auch wenn keine seriöse Studie die Legende belegen konnte, nach der man die ganze UdSSR mit dem Sperma jener Amerikaner überfluten könnte, die sich beim Gedanken an Pamela tagtäglich einen runterholten.

Jeder bewunderte Pamela, doch kein Mitglied des Krankenhauspersonals in Miami war glücklich darüber, sie an jenem Tag dort zu sehen.

Pamelas Beschwerden begannen vor zwanzig Jahren. Als Zwölfjährige wurde sie damals im Turnsaal ihrer Schule von einem unstillbaren Erbrechen gepackt. Man brachte sie in die Krankenabteilung der Universität, wo sie über Druck auf der Brust klagte. Der Arzt diagnostizierte ein rheumatisches Fieber, wie es bei Kindern oft vorkommt. Nur ein geringfügiger Herzklappenfehler.

Nach einer kurzen Genesungsphase wurde Pamela ganz einfach geraten, ihr Herz zu schonen und allzu große körperliche Anstrengungen zu vermeiden. Doch Pamela dachte nicht daran, diesem Rat zu folgen, und trieb weiterhin Sport. Obschon bei jeder weiteren ärztlichen Untersuchung dieser Herzklappenfehler festgestellt wurde.

Erst achtzehn Jahre später, nach einem neuerlichen Unwohlsein, stellte ein Kardiologe eine Mißbildung des Herzens sowie einen Fehler an der Herzklappe fest.

Diese Diagnose, die bewies, daß Pamelas Herz nur zu vierzig Prozent funktionierte, wurde von den Herzspezialisten in Miami bestätigt. Zuerst wurde Pamela Sirchos von Professor Russel operiert. Er ersetzte die fehlerhafte Klappe durch eine Kunststoffklappe, die sich bei den meisten Patienten mit einer ähnlichen Mißbildung bewährt hatte. Das Implantat hielt nur eine Woche. Die künstliche Herzklappe ging auf einmal kaputt, und fast wäre Pamela gestorben, kurz nachdem sie das Krankenhaus verlassen hatte. Die Venen in sämtlichen Gliedern schwollen zu gefährlich dicken Krampfadern

an und die ach, so berühmte Porzellanhaut war mit bläulichen Blutergüssen übersät. Die von aller Welt vergötterte Pamela Sirchos schien dazu verurteilt zu sein, auf dem Gipfel ihres Ruhms zu sterben.

Auch in ihrer völligen physischen und moralischen Verzweiflung bewies das Starmannequin, das westliche Topmodell *number one*, die Echtheit ihrer Liebenswürdigkeit und ihren Humor, der jeder Belastungsprobe widerstand. Das Personal des Sprague-Hospitals behandelte sie ausnahmslos mit aufrichtiger Freundlichkeit. Da die künstlichen Herzklappen dem Druck ihres Herzens nicht standhalten konnten, fertigte Doktor Russel mit einem Stück Haut, das man der Patientin am Schenkel entnahm, eine neue Klappe an. Hugo Russel war fast hundertprozentig sicher, daß der Eingriff gelingen würde. Pamela mußte nur einige Monate lang darauf verzichten, im Badeanzug vor den Fotografen zu posieren.

Während acht Monaten schien Russel tatsächlich recht zu behalten. Die zweite Klappe funktionierte. Erst als Pamela nach dem Schwimmen am Strand von Florida plötzlich im Sand zusammenbrach, wurde sie zum dritten Mal ins Sprague-Hospital in Miami eingeliefert. Professor Zorski, der weltweit beste Herzspezialist, der gewöhnlich in Philadelphia tätig war, erwartete sie im Operationssaal. Hugo Russel sollte ihm dabei assistieren.

Zorski war als äußerst launenhafter Chirurg bekannt, der ohne Umschweife seine Meinung sagte und immer wieder das amerikanische Budget für medizinische Forschung kritisierte. Auch ging er regelmäßig zu Cocktailpartys und in die Spielcasinos, wo er unglaubliche Geldsummen verspielte. Er war bei jedem gesellschaftlichen Anlaß zugegen, wo er hoffte, einen möglichen Geldgeber von seinen halb offiziellen, halb im geheimen durchgeführten Studien über Schädeltransplantationen überzeugen zu können. Zorskis Zeitungsartikel und In-

terviews übten stets großen Einfluß auf politische Umfragen im Land aus.

Aber Mark Zorski war nicht nur diese eigenwillige und zugleich faszinierende Persönlichkeit, die sich im Scheinwerferlicht wohl fühlte, vor Mikrofonen bestens zu überzeugen wußte und für die nach Idolen lechzenden Amerikaner ein perfektes Ideal darstellte. Sondern er war tatsächlich auch der unglaublichste Herzspezialist auf der ganzen Welt. Jeder seiner Eingriffe war Anlaß zu einem unwahrscheinlichen Begeisterungsturm, und die Zahl seiner Bewunderer (nicht nur die üblichen Studenten und Praktikanten, sondern auch internationale Persönlichkeiten aller politischen Schattierungen) wurde größer und größer. Mit geradezu zauberhafter Geschicklichkeit und Schnelligkeit brachte Zorski es zu diesen Triumphen. Von nun an nannte man ihn überall den Champion, das As der Asse. Er war in der Herzchirurgie das, was Fischer im Schach war. Eine echte lebende Legende.

Zu seinen Launen gehörte auch die Weigerung, jemals anderswo als in Philadelphia zu operieren. Aus der ganzen Welt kam man zu ihm nach Philadelphia gepilgert. Doch an jenem Tag nahm er das Flugzeug nach Miami, um Pamela Sirchos eine dritte Herzklappe einzusetzen.

Es gab mehrere Gründe für diese Reise, doch der wichtigste war zweifellos Pamelas Heirat mit Alexander Sirchos, dem reichsten Mann der Welt.

Alexander Sirchos hatte Zorski persönlich angerufen und ihm die Situation kurz erläutert. Das war im Grunde nichts Ungewöhnliches, denn Zorski wurde aus den Arabischen Emiraten, aus Afrika und Australien, aus Europa und sogar aus der UdSSR angerufen. Die Antwort jedoch, die der Chirurg übermitteln ließ, war jedes Mal die gleiche: »Nein. Kommen Sie nach Philadelphia, und dann werde ich entscheiden, ob ich Sie operiere oder nicht.«

Die Reise nach Philadelphia bedeutete also nicht unbedingt, daß der Stararzt die Operation am offenen Herzen auch wirklich vornehmen würde.

Zorski verfügte auf seinem Gebiet über die absolute Macht. Selbst der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika konnte nicht sicher sein, daß Zorski ihn operieren würde.

Als Alexander Sirchos ihm den Fall seiner Gattin geschildert hatte, sagte Zorski nur einen einzigen kurzen Satz: »Ich komme.«

Die Apachen versammelten sich in einem riesigen leerstehenden Fabrikgebäude zwischen Montreuil und Romainville. Die Halle lag mitten auf einem weiten unbebauten Grundstück, das mit zahlreichen kraterähnlichen Vertiefungen übersät war, in denen es von Insektencharen nur so wimmelte. Das Haus sollte eigentlich gänzlich abgerissen und später im Rahmen der Stadtplanung wieder neu aufgebaut werden. Aber irgendwann war das Projekt abgebrochen worden, die Arbeiten wurden eingestellt. Nur dieses Gebäude war von den Bulldozern verschont geblieben und stand nun völlig unpassend irgendwo im Nichts. Die verfallende Ruine war zum Revier der Apachen geworden. Hier reparierten sie ihre Motorräder, bumsten ihre Mädchen, teilten sich die Beute ihrer Raubzüge, und hier schliefen sie oft. Aber ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen und sich wie wilde Hunde am Boden zu wälzen.

Beim Überqueren des unbebauten Geländes wich Vito geschickt den Löchern aus. Ein Bomber mußte sich über dem Gelände verirrt und aus Versehen tonnenweise Granaten abgeworfen haben. Diese Erklärung gefiel Vito. Er näherte sich den an der Mauer abgestellten Motorrädern. Sein Blick schweifte über die unzähligen Reifen und den Plunder, der in einer Ecke aufgestapelt war, und fiel schließlich auf Bismarks Electra Glide. Die

Maschine mit ihren violetten Seitenstücken, den makellos glänzenden Chromteilen und dem weißen Leder bildete einen starken Kontrast zur Landschaft.

»Was suchst du hier?«

Vito drehte sich um. Im Lagertor stand ein etwa zwölfjähriger Bursche, der so schmierig aussah wie ein alter Zylinderkopf und die Finger hinter den Gürtel seiner schmutzigen Jeans geklemmt hatte. Eine Hasenscharte schürzte auf sonderbare Weise seine Lippen und gab eine verfaulte Zahnreihe frei. Der eingebildete Bengel ließ sich Ranky nennen. Seinen richtigen Namen hatten alle längst vergessen.

»Hi, Ranky.«

»Hi, Banane, kommst du zur Corrida?«

Vito runzelte die Stirn.

»Zu welcher Corrida?«

»Die Karatemannschaft aus dem Gymnasium kommt«, erklärte Ranky und lachte sich halb tot. »*We'll destroy them*, und den lahmen Kasten setzen wir in Brand!«

Vito schüttelte den Kopf.

»Ich hab keine Zeit. Ich muß sofort mit Bismark reden.«

»Ist mit seinem Mädchen beschäftigt. Kannst ihn jetzt nicht stören.«

»Sag ihm, daß ich hier bin. Es eilt!«

»Wie du willst, Banane.«

Ranky verschwand in der Lagerhalle, und Vito folgte ihm. Die ganze Bande hatte sich unter dem Wellblechdach versammelt. Lauter wertlose Scheißkerle, die hier im Dreck und in der Feuchtigkeit noch einmal verrecken würden. Ein halbes Dutzend Apachen stand um einen Billardtisch, ein wackliges altes Gestell, dessen Teppich bereits total zerfetzt und mit Brandlöchern übersät war. Zwei rothaarige Mädchen stießen ihre Messer in einen Fußball. Überall Leute, die an Stahlträgern lehnten, sich auf dreckigen Matratzen im Schmutz wälzten. Flaschen

und Joints machten die Runde. Es stank nach Äther und Pisse. Vito fühlte sich wie zu Hause.

»Hey, Vito!« schrie eine Stimme. »Hast du an meinen Range Rover gedacht?«

Irgendwo in einer Ecke ertönte ein hysterisches Lachen.

»Keine Zeit bisher.«

Ein kahlköpfiger Zwerg sprang von seiner Sitzstange und Vito direkt vor die Füße. In der Hand hielt er einen Schlagring mit rostigen Spitzen.

»Scheiße, worauf wartest du denn noch? Schon vor zwei Wochen hab ich dich danach gefragt.«

»Reg dich nicht auf!« knurrte Vito. »Du wirst deinen Schrotthaufen schon noch bekommen.«

Eines der Messer drang bis zum Griff in den Lederball ein. Die Mädchen kreischten. Ein gräßliches Grinsen verzerrte dem Zwerg den Mund. Er hielt ein rechteckiges Stück Papier in der Hand.

»Superstoff. Wir haben einen stinkreichen Opa ausgeraubt. Wenn du Geld hast, könntest du ...«

»Bin völlig platt«, unterbrach Vito und schielte nach dem Papier mit dem Stoff. »Aber wenn du mir bis morgen abend was leihen kannst ...«

Der Gnom schnitt eine Grimasse.

»Das würde dir so passen, alter Bettler. Für nen Schuß fragst du am besten Pif. Wir halten uns heute abend an Wodka. Drei Zentiliter in die Röhre, und du weißt nicht mehr, ob du ein Männchen oder ein Weibchen bist. Machst du mit?«

Vito kratzte sich die Eier.

»Bei der Fiesta im Gymnasium?«

Der Zwerg schnalzte mit der Zunge.

»Rein in den Mist und zustechen. Das wird 'n Spaß, Mann! Das darfst du dir einfach nicht entgehen lassen.«

Lollipop kam näher. Ihre Brüste baumelten aus ihrer geschnürten Lederweste. Ihre Vorderarme waren voller

Tätowierungen. Schon seit Jahren ließ sie sich vom selben Knallkopf vögeln.

»Hi, Vito!« zierte sich die Kleine.

»Hi, Lolli!«

»Wann bringst du mir endlich deinen kleinen Bruder mit, Vito? Ich hätte große Lust, dem netten Kerlchen kräftig einen zu blasen.«

Der Gnom lachte laut auf. Lollipop wölbte verführerisch den Busen.

»Es wird gemunkelt, daß du und dein Brüderchen gern in kaltem Fleisch rumfummeln. Und daß der große Milan euch mit den Leichen beliefert.«

Der Gnom lachte noch lauter. Vitos Runzeln wurde seltsam grau. In seiner Hosentasche löste er bereits den Haken seines Springmessers. Der Gnom hob den Faust-ring.

»Ein bißchen Training gefällig, Vito?«

Plötzlich tauchte erneut Ranky auf.

»Komm, Banane! Bismark erwartet dich.«

Sechstes Kapitel

Mark Zorski leerte eine letzte Tasse Kaffee, während Hugo Russel Pamela Sirchos' Brustkorb zum dritten Mal öffnete. Zorski setzte die Tasse nieder, zog sich erneut die Schutzmaske über den Mund und näherte sich dem Körper des Stars. Diesmal gab es bei der Operation nur einen einzigen Zuschauer: Alexander Sirchos, der, diskret im Hintergrund, in der letzten Reihe hinter der Glaswand Platz genommen hatte. Einen Moment lang beobachtete Zorski Pamelas Herz, hob den Kopf und sah Russels ängstlichen Blick. Das Herz war in sehr schlechtem Zustand. Es wies einen großen grauen Fleck auf, der auf ein Absterben des Gewebes schließen ließ. Auch längst der Nahtstiche war das Gewebe bereits ab-

gestorben. Zorski seufzte. Mit den Fingerspitzen klopfte er auf die zu ersetzende Herzklappe. Ständig wischte eine Krankenschwester Hugo Russel den Schweiß von der Stirn. Pamelas Herzmuskel schien tatsächlich so schwach zu sein, daß kein Chirurg auf der Welt das Risiko eingegangen wäre, einen dritten Eingriff vorzunehmen.

Zorski hatte sich für ein Kunststofftransplantat entschieden. Unter den verblüfften Blicken seines Assistenten begann er mit der Operation. Er ersetzte die Herzklappe und befestigte ein Maximum an gesundem Gewebe an der Öffnung des Transplantats. In der Geschichte der Herzchirurgie hatte noch nie zuvor ein Arzt eine solche kompakte Naht zustande gebracht. Russel war schweißgebadet. Zusätzlich verstärkte Zorski die Naht durch einen Dacron-Schutz, den er über die Narben legte. Er arbeitete mit außergewöhnlicher Fingerfertigkeit und Schnelligkeit. Es war, als würde er im Verlauf der Operation etwas Neues erfinden, etwas Neues schaffen, und den Augenzeugen seiner großen Leistungen gab er das Gefühl, eher einen Bildhauer als einen überdurchschnittlich begabten Handwerker bei dessen Tätigkeit zu beobachten.

Während der ganzen Operation sagte Zorski nur einen einzigen Satz: »Der Druck auf die Herzklappe ist zu groß. Ich werde eine Abzweigung vornehmen und eine zweite Klappe einsetzen.«

Beinahe wäre Russel vor Überraschung auf der Stelle tot umgefallen. Fast zwei Stunden lang operierte Zorski Pamelas Herz; dann richtete er sich endlich auf und gab Russel den Befehl, den Brustkasten erneut zu schließen. Russel hatte, obwohl er auch nicht gerade der erstbeste Chirurg war, den Eindruck, seine erste praktische Lehrstunde hinter sich gebracht zu haben.

»Ich glaube, diesmal wird es halten«, murmelte Russel.

Zorski sah ihn mit völlig ausdruckslosen Augen an

und ging hinaus. Alexander Sirchos erwartete ihn am Ausgang des Operationssaals.

Bismarks riesiger weißer Arsch bewegte sich wild auf und ab. Der Apache mußte sich auf die Zehenspitzen stellen, um das Mädchen, das auf einer Kante des Resopalstisches hockte, vögeln zu können. Er fickte sie wie ein Pferd. Von Zeit zu Zeit warf er den Kopf nach hinten, schüttelte die roten Haare und stieß eine Art Wiehern aus. Ranky schaute dem Schauspiel zu und fuhr sich immer wieder mit der Zunge über die rissigen Lippen.

Vito konnte sich nicht erinnern, dieses Mädchen schon einmal gesehen zu haben. Aber im Gegensatz zu Bismark war sie sehr schön.

»Na, Banane, kriegst 'nen Steifen?« grinste Ranky.

Mit knapper Not entging der Bursche Vitos Schlag ins Gesicht.

»Geh und wichs dir einen, Rotznase!«

Mit beiden Händen kramte Ranky seinen Schwanz und die Eier aus seiner Jeans.

»Willste mal kurz anfassen, Banane? Man erzählt sich doch, du wärst ein phantastischer Lutscher!«

Ranky sprang nach hinten. Die Klinge von Vitos Springmesser streifte seinen Oberschenkel. Frech lutschte der Junge seinen Mittelfinger und zeigte damit auf Vito.

Während er weiterfickte, knurrte Bismark gereizt und drehte sich zu Vito um.

»Du willst mit mir sprechen?«

Das Schauspiel war zugleich grotesk und beeindruckend. Bismark deutete auf einen kaputten Sessel.

»Setz dich. Ich hör dir zu.«

Vorsichtig hockte Vito sich auf die Sesselkante. Bismark hatte seinen Rhythmus deutlich beschleunigt. Er fickte wie rasend. Das Mädchen klammerte sich an ihn, ohne einen Laut von sich zu geben.

»Und?« fragte Bismark ungeduldig. »Du bist doch wohl nicht hergekommen, um zu sehen, wie ich diese Nutte bearbeite?«

Vito schluckte mühsam.

»Es gibt Arbeit.«

»Was für 'ne Arbeit?«

»Ein Sammler.«

Plötzlich löste sich Bismark von seiner Partnerin und ejakulierte auf ihren Bauch. Er hatte einen riesigen, überlangen Schwanz, der so knorrig wie ein Rebstock war. Er schob ihn in seine Lederhose zurück und gab dem Mädchen einen Klaps auf den Hintern.

»Los, Kleine, hau ab! Ich hab zu tun.«

Schamlos krümmte sich das Mädchen. Spermatropfen perlten über ihre Schamhaare.

»Darf ich heute abend mit dir zur Corrida?« bettelte sie.

»Nein, du gehst schön brav mit Lollipop und Pissette auf den Strich.«

Damit war jede Diskussion beendet. Das Mädchen seufzte enttäuscht und ging tänzelnden Schrittes davon.

»Schickt Milan dich?«

Vito nickte.

»Und was sollen wir mit deinem Geier anstellen?«

Vergnügt ließ er den Daumen unter dem Kinn entlanggleiten.

»Nein. Nur sein Material soll zerstört werden. Der Wagen und die Geräte.«

»Und der Kerl soll nicht umgelegt werden?« fragte Bismark erstaunt.

»Nein. Das möchte Milan auf keinen Fall.«

»Und wann soll's über die Bühne gehen?« fragte Bismark und zog den Reißverschluß seiner Hose hoch.

»Heute nacht«, seufzte Vito.

Bismark trat näher, wie üblich grinsend. Brutal packte er Vito an den fettigen Haaren und riß seinen Kopf nach

hinten. Vito jammerte. Bismark beugte sich über ihn, als wollte er ihn küssen.

»Was stellt ihr euch in euren verdammten Köpfen bloß vor?« brüllte der Häuptling der Apachen. »Daß ich diesem Blödmann von Milan ständig zur Verfügung stehe? Daß er nur mit den Fingern zu schnippen braucht und ich prompt antrete ...?«

»Es ist die Gewerkschaft, die bezahlt!« fügte Vito rasch hinzu.

Bismark lockerte seinen Griff, hob sein Opfer hoch und brachte dessen Frisur mit der flachen Hand wieder in Ordnung.

»Das hättest du gleich sagen sollen«, flüsterte er salbungsvoll. »Warum hast du den Mund nicht aufgemacht?«

Mit einem kräftigen Ruck stieß der Häuptling Vito in den Sessel zurück.

»Du weißt ganz genau, daß ich Milan nichts abschlagen kann«, erklärte Bismark und nahm eine Flasche Whisky aus einem alten Koffer. »Milan ist wie ein Bruder für mich.«

In Wirklichkeit haßten die beiden sich. Eine alte Geschichte, die bis in ihre Kindheit zurückging. Alle wußten, daß Milan, sofern er es nicht vorgezogen hätte, seine Macht anderswo auszuüben, Bismarks Stelle eingenommen hätte und König der Ratten, Kaiser im Wunderland geworden wäre. Vito wußte auch, daß gewisse Wunden nie ganz verheilten. Bei der erstbesten Gelegenheit würde Bismark Milan beweisen, daß er der Stärkere von beiden war. Auch Milan wußte das.

Vito begriff überhaupt nichts mehr. Er griff nach der Flasche, die Bismark ihm hinhielt.

»Hast du das Geld mitgebracht?« fragte Bismark ungeniert.

Mit der flachen Hand wischte Vito über die Öffnung des Flaschenhalses.

»Einen Vorschuß bekommst du, wenn du den Auf-

trag annimmst. Den Rest nach erfolgreichem Abschluß.«

Vito nahm einen Schluck Whisky. Bismark kam erneut näher, packte die Flasche, hielt sie senkrecht und zwang Vito zu trinken.

»Trink, Hurensohn!« murmelte Bismark. »Trink auf mein Wohl!«

Vito bekam fast keine Luft mehr und schielte auf den in Bismarks linke Hand eintätowierten Skorpion. Vor Jahren hatte sein Bruder Milan ihm immer wieder gesagt: >Von vorn sehen die Skorpione völlig ungefährlich aus, doch in ihrem Rücken halten sie ihr tödliches Gift versteckt. Der erste Skorpion wurde am Tag der Toten geboren!<

Mark Zorski war es gewohnt, es mit den Mächtigen dieser Welt zu tun zu haben. In diesem strahlenden Mikrokosmos, in diesen Sphären der absoluten Macht hatte er die schrecklichsten und außergewöhnlichsten Menschen kennengelernt, aber niemand hatte ihn so sehr beeindruckt wie Alexander Sirchos. Der Milliardär schien aus reinstem Stahl zu sein. Von seinen silbergrauen Schläfen, die sich wie zwei Pfeile in sein tief-schwarzes Haar bohrten, bis zu seinen metallgrauen Augen wirkte Sirchos wie der perfekte Androide, wie eine vollkommene, unerschütterliche Skulptur. Als Kenner der menschlichen Anatomie war Zorski sogleich aufgefallen, daß es an Sirchos keinerlei Rundungen gab. Sein Gesicht und sein Körper, von den unwahrscheinlich stark vortretenden Backenknochen bis zu den langen schmalen Fingern - alles war eckig und kantig. Seine Haut glänzte in bläulichen Farben. Seine offensichtliche Geschmeidigkeit verhinderte nicht eine tadellose, unerbittlich gerade Körperhaltung. Keine seiner Bewegungen wirkte willkürlich oder zögernd. Seine erstaunlich tiefe Stimme unterstrich die Kälte, die er ausstrahlte.

Am Telefon hatte Sirchos nur einen Vorschlag gemacht. Einen einzigen. Im Falle einer erfolgreich durchgeführten Operation würde er Zorski sämtliche Kredite gewähren, die dieser für seine Hospitäler und seine Forschungsarbeit benötigte, ohne quantitative oder zeitliche Begrenzung. Keiner von beiden hatte von einem möglichen Mißerfolg gesprochen.

Soeben hatte Zorski die teuerste Operation in der Geschichte der Medizin abgeschlossen.

»Wie geht es ihr?« fragte der Milliardär.

Zorski begriff sofort, daß er diesem Mann keine der üblichen Antworten geben konnte wie: >Die Operation ist gelungen. Ihrer Frau geht es den Umständen entsprechend gut .. .< Solche Antworten würde Alexander Sirchos nicht akzeptieren.

Zorski holte tief Luft und seufzte eher, als daß er klar und deutlich sprach.

»Nicht besonders gut, fürchte ich. Ich wußte nicht, daß Pamelas Herz so sehr in Mitleidenschaft gezogen war. Und ich kann Ihnen nicht versprechen, daß diese neue Klappe länger halten wird als die vorherigen. Das Gewebe ist zum Teil abgestorben. Es ist zweifellos nicht mehr in der Lage, den Druck eines normalen Herzens auszuhalten. Ich habe eine Abzweigung vorgenommen, um das Gewebe um die Herzklappe zu entlasten. Sie müssen verstehen, daß dieses Herz, das viel zu lange mit weniger als fünfzig Prozent seiner Leistungsfähigkeit funktioniert hat, nun nicht mehr in der Lage ist, eine hundertprozentige Leistung zu bringen.«

Sirchos wirkte verkrampft, seltsam nervös. Pamela war unbestreitbar sein schwacher Punkt. Der Milliardär hätte alles darum gegeben, sie vor dem Tod zu retten, und mit seiner Ohnmacht konnte er sich nur schwerlich abfinden.

»Wie stehen die Aussichten auf Erfolg?« fragte er ziemlich gefühllos.

Zorski zuckte mit den Schultern.

»Schwer zu sagen, Mister Sirchos. Das hängt von so vielen Einzelheiten ab. Die neue Klappe kann fünf Tage oder zehn Jahre lang funktionieren. Was mir eher Sorgen bereitet, ist das Herz. Es kann jeden Augenblick aufhören zu schlagen.«

Als Zorski sah, wie Sirchos völlig reglos dastand, war ihm klar, daß er ihm nicht ständig nur mit schlechten Nachrichten kommen durfte.

»Sie müssen gut auf Pamela aufpassen«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Sie muß ständig unter ärztlicher Kontrolle sein, und Sie müssen sie vor jeder Anstrengung oder Aufregung schützen, die ihren Herzschlag beschleunigen könnte. Unter diesen Bedingungen und mit der entsprechenden chemotherapeutischen Behandlung kann Pamela noch so lange leben, bis ...«

Er zögerte kurz.

»Wie lange?« ermutigte ihn der Milliardär.

»Bis wir eine ihrem Problem tatsächlich entsprechende Lösung gefunden haben.«

Er räusperte sich.

»Es hat keinen Sinn, Ihnen etwas vorzumachen, Mister Sirchos. Eine vierte Herzklappe können wir ihr nicht einsetzen. Ich habe Ihrer Frau nicht das Leben gerettet, sondern es nur verlängert. Ich habe ihren Tod nur etwas weiter hinausgezögert, mehr nicht, und ich will für meine Arbeit auch gar nicht bezahlt werden.«

Der Blick des Milliardärs verriet ihm, daß ihm nun auch der schwierigste Teil der Operation gelungen war. Denn soeben hatte er Alexander Sirchos' vollstes Vertrauen gewonnen und war somit zum mächtigsten Mann der Welt geworden.

Wie David vermutet hatte, kaufte die Lilien-Klinik ihnen - nach einer kurzen, aber unangenehmen Diskussion über die von der Gewerkschaft festgesetzten neuen Tarife - die Gebärmutter ab. Anscheinend war Steve

Odds nach einer neuen Taktik vorgegangen, um sich auch mit den letzten Krankenhäusern zu verbünden, die nach wie vor vorurteilslos mit den Unabhängigen zusammenarbeiteten: Er verkaufte zu drastisch gesenkten Preisen. Seit einigen Tagen gaben die Z.S.A.-Geier ihr Material zu regelrechten Schleuderpreisen ab, um jegliche Konkurrenz zu erdrücken. Trotz aller Sympathie, die er Toland entgegenbrachte, konnte der Chirurg der Lilien-Klinik, der ihn empfing, ihm nicht versprechen, auch in Zukunft noch Organe zu kaufen, die viel teurer waren als die, die der größte Lieferant des Landes anzubieten hatte.

«Zudem gehört das nicht mehr in meinen Aufgabenbereich«, erklärte er. »Ich bekomme Schwierigkeiten mit der Verwaltung.«

»Die Z.S.A. wird diese niedrigen Preise nur so lange beibehalten, bis alle Unabhängigen das Feld geräumt haben«, antwortete David. »Sobald wir von der Bildfläche verschwunden sind, werden die Preise erneut steigen, und Sie können sicher sein, daß dieser verdammte Steve Odds das verlorengegangene Geld schon wieder eintreiben wird.«

Der Chirurg lächelte.

»Halten Sie uns nicht für dumm, Toland. Was Sie eben gesagt haben, wissen wir schon lange. Die Z.S.A. strebt das Sammlermonopol an. Das ist nicht unbedingt wünschenswert, einverstanden, aber versuchen Sie mal, sich der Gewerkschaft zu widersetzen. Wie wollen Sie den Patienten erklären, daß sie für eine Operation oder einen Krankenhausaufenthalt mehr bezahlen müssen, nur damit die Konkurrenz überleben kann? Wie wollen Sie die Finanzabteilung davon überzeugen, daß sie von zwei gleichwertigen Artikeln den teuren kaufen muß? Und selbst wenn Ihnen das gelingen sollte, würde die Z.S.A. unverzüglich eine gigantische Werbekampagne starten, und sehr schnell hätte die Gewerkschaft sämtliche Verbraucher auf ihrer Seite. Wissen

Sie, Toland, in den USA sind die besten Sammler längst Mitglied der mächtigsten Gewerkschaften ...«

David verzog das Gesicht.

»Sie sind schon der zweite verdammte Arzt, der mir an diesem verdammten heutigen Tag diesen Vorschlag macht. Aber Sie verlieren damit nur Ihre Zeit. Ich habe nicht die Absicht, mich in Steve Odds' Dienst zu stellen.«

Als sie erneut im Cherokee saßen, schien Gerard Roussel völlig entmutigt zu sein. Wütend zerriß er die letzten Meldungen über die Zwischenfälle in der Nähe von Bercy.

»Diesmal, glaube ich, gibt's nichts mehr zu retten ...«

David drehte sich zu ihm um.

»Ich habe rasch eine kleine Berechnung aufgestellt«, erklärte sein Partner. »Mit dem, was wir in diesem Monat verkauft haben, können wir nicht einmal unsere Unkosten decken, selbst wenn wir uns den neuen Tarifen anpassen. Weißt du, was das bedeutet? Wir arbeiten mit Verlust, mein Lieber. Mit Verlust!«

David nickte.

»Genau!« erwiderte er.

Roussel runzelte die Stirn.

»Was willst du damit sagen?«

»Die Z.S.A. hat doch noch viel höhere Unkosten als wir, oder?«

»Na und?«

»Ewig lange wird sie das also nicht durchhalten«, sagte David lächelnd. »Odds kann die New Yorker Banken nicht ständig um finanzielle Unterstützung bitten. Wir müssen nur lange genug Widerstand leisten.«

»Widerstand leisten?« stöhnte Roussel. »Aber wie, verdammt noch mal? Wenn das so weitergeht, halten wir es keine vierzehn Tage mehr aus. Und spätestens in zwei oder drei Monaten werden die Gerichtsvollzieher unsere ganze Ausrüstung beschlagnahmt haben. Erklär

mir mal, wie du unter solchen Voraussetzungen Widerstand leisten willst!«

»Indem wir doppelt soviel Arbeit leisten«, antwortete David gelassen und steuerte den Cherokee zum Ausgang des Lilien-Hospitals.

Keiner von beiden bemerkte den Studebaker, der am Bürgersteig parkte. Am Steuer des mit dem Z.S.A.-Siegel gekennzeichneten Wagens saß Mirko Milan und beobachtete die Abfahrt des Cherokee ...

Siebttes Kapitel

So unwahrscheinlich es auch erscheinen mochte, aber Alexander Sirchos hatte beschlossen, im Hospital zu bleiben, nur etwa fünfzig Meter vom Zimmer seiner Frau entfernt. Man hatte ihm einen Raum zur Verfügung gestellt, den er in wenigen Stunden einrichten und umgestalten ließ und der ihm sowohl als Büro als auch als Schlafzimmer diente. Er hatte sogar beschlossen, dort etliche seiner Vorstandssitzungen abzuhalten. Was auch immer geschehen mochte, Sirchos war nicht bereit, das Sprague-Hospital in Miami für mehr als zwei Stunden zu verlassen. Pamela brauchte ihn; die anderen sollten zu ihm kommen. Unter der strengen Aufsicht seiner Innenarchitekten hatte sich das einstige Krankenzimmer mit den sechs Betten in ein luxuriöses Wohnzimmer mit herrlichen königsblauen Seidenbhängen an den Wänden verwandelt. Ferner war es mit bequemen Ledersesseln und einem supermodernen Schreibtisch ausgestattet. Sechs verschiedenfarbige Telefonapparate, zwei Fernschreiber, ein Computer und eine grell orangefarbene Kaffeemaschine waren einige Stunden zuvor bereits aufgestellt worden. In einem Nebenzimmer wurden zwei Sekretärinnen untergebracht, die dem Milliardär jederzeit zur Verfügung standen.

»Ich habe sie zurückhalten müssen«, entschuldigte sich Sirchos und trat einen Schritt zur Seite, um Mark Zorski vorbeizulassen. »Sonst hätten sie sogar noch einen Teppichboden gelegt.«

Zorski wußte es zu schätzen, mit welcher Eleganz Sirchos es verstand, seinen Gesprächspartnern ihre Befangenheit zu nehmen. Der Milliardär bot dem Chirurgen einen Sessel an und nahm selbst hinter seinem Schreibtisch Platz. Unverzüglich setzte er sich über die Direktleitung mit dem Direktor der Bank of Florida in Verbindung und bat ihn, ein Konto auf Mark Zorskis Namen zu eröffnen. Der Chirurg wurde von einem seltsamen Schwindelgefühl erfaßt. Einen Moment lang betrachtete er die Kaffeemaschine, die so gar nicht in diesen Raum paßte. Sirchos legte wieder auf.

»Von diesem Konto können Sie jede beliebige Summe abheben, die Sie benötigen«, erklärte Sirchos. »Über Ihre Ausgaben brauchen Sie mir in keinsten Weise Rechenschaft abzulegen.«

Eine Zeitlang saß Sirchos schweigend da. Dann nahm er eine Zigarre aus einem Kistchen und rollte sie unendlich lange zwischen den Fingern, ohne, wie es schien, tatsächlich die Absicht zu haben, sie zu rauchen.

»Allerdings nehme ich Ihre Weigerung, bezahlt zu werden, zur Kenntnis, Monsieur Zorski«, sagte der Milliardär mit einem milden Lächeln, »und füge meinem ersten Vorschlag eine neue Bedingung hinzu. Mein ganzer Reichtum steht Ihnen zur Verfügung ...«

Ein kurzes ausdrückliches Schweigen, bevor er hinzufügte:

»... solange Pamela lebt.«

Zorski war froh, daß er sich hingesetzt hatte. Er suchte nach einer passenden Antwort, fand jedoch nicht die richtigen Worte.

»Ich weiß, daß Ihre Forschungsarbeiten Ihnen sehr viel bedeuten und Sie ihnen enorm viel Zeit widmen«, fuhr Sirchos fort. »Daher werde ich Sie auch nicht bit-

ten, Pamelas medizinische Betreuung, zu der Sie mir geraten haben, selbst zu übernehmen. Können Sie mir einen guten Arzt empfehlen?»

Zorski hatte Lust auf einen doppelten Bourbon.

»Warum nicht Hugo Russel?» schlug er vor. »Er ist ein ausgezeichnete Chirurg.«

Sirchos schien von diesem Vorschlag nicht allzu begeistert zu sein und verzog ein wenig den Mund.

»Er ist bereits zweimal gescheitert«, brummte er.

Zorski schüttelte den Kopf.

»Es geht nicht darum, daß Russel Ihre Frau ein weiteres Mal operieren soll, Monsieur Sirchos«, antwortete der Chirurg. »In Anbetracht der Verhältnisse und der Bedingungen unserer neuen Vereinbarung bin ich unter keinen Umständen bereit, einem anderen die Verantwortung zu überlassen. Ich nehme an, daß Sie genau das erreichen wollten. Aber wenn es darum geht, einen Arzt zu finden, der Pamelas Genesung und Betreuung überwachen und mich bei etwaigen Problemen sogleich benachrichtigen soll, dann ist Russel genau der richtige Mann. Und was Pamela angeht, so hat Russel noch einen zusätzlichen Vorteil.«

»Wieso?»

»Weil er schreckliche Angst vor Ihnen hat, Monsieur Sirchos.«

Der Milliardär lächelte. Zwei winzige Grübchen zeigten sich auf seinen Wangen.

»Und Sie? Haben Sie keine Angst vor mir?»

Zorski runzelte die Stirn.

»Doch«, gab er zu. »Aber sobald ich den Operationssaal betrete, vergesse ich, wen ich da eigentlich operieren soll.«

Sirchos beugte sich leicht nach vorn.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie vorhin keine Sekunde lang daran gedacht haben, daß Sie Pamela Sirchos operierten?» fragte er mit einem Mal ganz interessiert.

»Nicht eine Sekunde lang«, antwortete Zorski.

Sirchos erhob sich und trat an die Kaffeemaschine.

»Ich glaube, Sie sind die beste Geldanlage, zu der ich mich jemals entschlossen habe, Doktor Zorski«, murmelte er. »Möchten Sie eine Tasse Kaffee?«

»Nein, danke. Aber wenn Sie mir einen doppelten Bourbon mit sehr viel Eis anbieten könnten ...«

Sirchos lachte laut und ehrlich. Zorski war völlig entspannt. Mein Gott, dieser Mann war also doch ein Mensch!

Langsam fuhr der Cherokee nach Pre-Saint-Gervais. Der Computer gab keine Meldungen aus Bercy mehr durch.

»Okay«, seufzte David. »Was bleibt uns noch?«

Rasch überflog Roussel die Liste.

»Die Null-positiv-Leiche und die Augen.«

David schaute kurz auf die Digitaluhr am Armaturenbrett. Zwei Uhr nachts! Ein unglaublicher Zeitaufwand, um das Material an den Mann zu bringen, das sie in knapp einer Stunde gesammelt hatten. Die Geier der Gewerkschaft kannten jedenfalls keine solchen Probleme. Sie waren nicht einmal für den Verkauf ihrer Ware zuständig. Sie brachten die Organe nur in ihre Zentrale, wo eine spezielle Abteilung für den Verkauf sorgte und die Zwischenhändler belieferte. David war so müde und angespannt, daß er sich einen riesigen Organhandel zwischen Grossisten und Kleinhändlern vorstellte, der gänzlich von Steve Odds beherrscht wurde.

»Im Rothschild-Hospital werden Hornhäute gebraucht«, sagte Roussel mit müder Stimme. »Sollten wir da nicht mal vorbeischauen?«

David nickte.

»Schon unterwegs.«

Einen Augenblick lang schwiegen die beiden Männer. Dann sagte David plötzlich: »Wir brauchen einen Verkäufer. Einen Verkäufer und einen zweiten Wagen. So-

bald der Cherokee voll wäre, übernehme dieser Mann den Wagen und würde sich um den Verkauf der Organe kümmern. In dieser Zeit könnten wir weiterarbeiten.«

Fassungslos schloß Roussel die Augen.

»Ein Verkäufer ...«, flüsterte er. »Wir wissen nicht einmal, wie wir unsere Schulden bezahlen sollen, und du sprichst davon, einen zweiten Wagen zu kaufen und einen weiteren Mann einzustellen. Was stellst du dir eigentlich vor, David? Man könnte meinen, du wärest dir unserer momentanen Lage absolut nicht bewußt. Fakten, David, sieh dir doch bloß die Fakten an! Um wieder auf die Beine zu kommen, brauchen wir täglich zwei solcher Unfälle wie heute. Zwei pro Tag! Hörst du?«

»Wir müssen einen Weg finden, um den Cherokee rund um die Uhr in Betrieb zu halten.«

»Das wären zwölf Stunden für jeden von uns beiden«, grinste Roussel.

»Genau.«

»Aber das kann doch wohl nicht dein Ernst sein!« seufzte Roussel.

Der Drucker am Armaturen Brett begann zu knattern. Die Auseinandersetzungen hatten nun auf Austerlitz und Bastille übergegriffen und bewegten sich in Richtung Quartier Latin. Alle Sammler der Z.S.A. waren im Einsatz.

»Was ist nur los, Gerard?« murmelte David. »Was zum Teufel ist in diesem verfluchten Land nur los?«

Roussel kratzte sich am Kinn. Es wurde höchste Zeit, sich mal wieder zu rasieren, zu duschen und vor allem zu schlafen.

David schaltete die Scheinwerfer ein. Schmutziger Regen besudelte die Windschutzscheibe.

Der Fotograf versteckte sich im Dunkel einer Toreinfahrt. Am anderen Ende der Straße erhellte ein riesiges, von Explosionen erschüttertes Flammenmeer die Häuserfassaden. Die Sirenen und das Zischen der Granaten

drangen durch die Stille. Der Mann zog ein Taschentuch aus seiner Jackentasche und wischte sich das Gesicht ab. Er sah Schatten über die Straße huschen, hörte Schreie, Rufe, Schüsse ...

Der Mann drückte sich gegen den Türstock. Schüsse! Das ist doch nicht möglich! dachte er. Er mußte sie mit den Detonationen eines Granatwerfers verwechselt haben.

Erneut beugte er sich nach vorn. Eine Gruppe Manifestanten standen um das Feuer. Am anderen Ende der Straße rückten, Seite an Seite, zwei Schützenpanzer vor, gefolgt von einer Meute behelmter Polizisten. Ein Kugelhagel prasselte auf die Maschinen nieder.

Der Fotograf legte einen neuen Film ein. Mit unglaublicher Brutalität schossen die Polizisten um sich. Mit zitternder Hand fotografierte der Mann die Szene, Bild um Bild. Fassungslos sah er, wie ein Manifestant zu Boden fiel und von einem der Schützenpanzer rücksichtslos überfahren wurde. In den anderen Straßen ertönten weitere Schüsse. Das verrückte Knattern eines Maschinengewehrs ...

Der Mann senkte seine Kamera.

»Mein Gott ...«

Als er hinter den Polizisten eine Reihe kleiner Lastwagen auftauchen sah, erfaßte ihn ein noch größerer Schrecken. Alle Wagen trugen das Zeichen der Z.S.A. Die Geier in ihren schwarzvioletten Uniformen luden die Leiche des überfahrenen Manifestanten auf.

Der Fotograf lehnte sich mit dem Rücken gegen die Hauswand.

Der Schweiß lief ihm den Rücken hinunter.

Im Rothschild-Hospital erlebten Gerard und David ihre größte Enttäuschung. Auch wenn der Assistenzarzt, der für die Lagerung zuständig war, den Unabhängigen die Organe diesmal noch problemlos abkaufte, so wies er doch darauf hin, daß die neuen Preise bereits am

nächsten Tag in Kraft treten würden und er die Anweisung erhalten habe, sich danach zu richten. Die von der Z.S.A. festgesetzten Preise waren so lächerlich niedrig, daß die Gewerkschaft sich das Monopol ohne Zweifel sichern würde. In Zukunft hätten die Unabhängigen nichts mehr zu lachen ...

»Für die Verwaltung des Instituts ist es ein wahrer Glücksfall«, erklärte der Assistenzarzt und legte das Material der Sammler in einen Konservierungskasten, der merkwürdigerweise das Zeichen der Raumfahrtbehörde trug. »Zumal die Gewerkschaft zweihundert zusätzliche Wagen in Betrieb nehmen wird.«

David zuckte zusammen.

»Woher wissen Sie das?«

»Von meinem Schwager. Er arbeitet dort in der Zentrale, und die Gewerkschaft stellt auch dauernd neue Leute ein.«

Er schaute David an und wurde unsicher, so als wäre er sich plötzlich bewußt geworden, daß er mit Konkurrenten der Z.S.A. sprach.

»Es wird schwierig für Sie werden ...«, flüsterte er und wandte sich ab.

»Danke für die Warnung«, brummte Roussel fassungslos. »Das haben wir uns fast schon gedacht.«

An der Kasse des Hospitals ließen die beiden Sammler sich bezahlen und gingen zum Cherokee zurück. David pflegte seine Ausrüstung sehr sorgfältig, und der Wagen glänzte im Neonlicht des Parkplatzes. Für Roussel jedoch war der Cherokee ab sofort nur noch etwas, was unheimlich viel Geld verschlang.

»Wir müssen nur zweimal soviel arbeiten, nicht wahr?« lästerte er und nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

David startete den Motor und drückte kräftig auf das Gaspedal.

»Wo nehmen die nur das ganze Geld her?« fluchte er vor sich hin. »Es gibt in diesem Land doch gar nicht ge-

nug Arbeit für zweihundert neue Wagen und vierhundert zusätzliche Sammler! Es ist heller Wahnsinn! Sie werden doch wohl nicht sämtliche amerikanischen Banken ruinieren wollen, nur um die europäischen Unabhängigen aus dem Weg zu räumen ...«

»Sollten wir nicht besser zu Bett gehen?« schlug Roussel vor und streckte sich.

Der Cherokee verließ das Gelände des Rothschild-Instituts und fuhr in Richtung Ringautobahn.

Hinter ihnen fuhr auch Mirko Milans Studebaker mit ausgeschalteten Scheinwerfern los ...

Gelassen schlürfte Mark Zorski seinen zweiten Bourbon. Von Zeit zu Zeit knatterte einer der Fernschreiber wie ein Maschinengewehr und stieß einen etwa zwanzig Zentimeter langen bedruckten Papierstreifen aus, dem Alexander Sirchos jedoch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Offensichtlich schien der Milliardär nur noch an Zorskis Erfolg interessiert zu sein. Unermüdlich stellte er Fragen und wollte alles ganz genau wissen, wie ein kleines Kind. Kaum daß er sich von Zeit zu Zeit erhob, um einen Blick auf den Monitor zu werfen, wo Meldungen in einer Sprache vorbeizogen, die Zorski nicht entziffern konnte. Obwohl der Chirurg von sich behaupten konnte, zwölf der meistgesprochenen Sprachen der Welt, einschließlich Russisch, Chinesisch und Japanisch zu beherrschen. Doch von den Sätzen auf dem Bildschirm konnte er kein einziges Wort entziffern. Die Atmosphäre in diesem nun in einen Computerraum verwandelten einstigen Krankenzimmer war fremdartig, magisch. Zorski war seltsam zumute. Er ertappte sich bei der Vorstellung, ins Zentrum der Welt vorgedrungen zu sein, dorthin, wo alle für diesen Planeten wichtigen Entscheidungen getroffen werden. Und das Erstaunlichste an der ganzen Geschichte war, daß er sich dort ausgesprochen wohl zu fühlen begann. Mit einer Hand deutete er auf den Bildschirm.

»Ein Geheimcode?«

Augenblicklich erstarrte Sirchos' Gesicht, wurde härter, bevor sich schließlich erneut ein Lächeln andeutete.

»Ja«, gestand der Milliardär. »Eine krankhafte Angewohnheit aus meiner Kindheit. Wie so viele Jugendliche führte auch ich ein geheimes Tagebuch. Mit dem Unterschied allerdings, daß ich alles in Geheimschrift schrieb und das System alle paar Wochen änderte. Aber glauben Sie nur nicht, daß es sich um simple Codes handelte. Wahrscheinlich wissen Sie, daß mein Vater einer der Direktoren des CIA war. Mit zehn Jahren bereits konnte ich die Mitteilungen entschlüsseln, die er erhielt. Und ich darf mit Stolz behaupten, daß ich als Vierzehnjähriger einen quasi unentschlüsselbaren Code entwickelte, der heute noch vom Geheimdienst benutzt wird ...«

Als er die Verwirrung des Chirurgen sah, fügte er lachend hinzu:

»Aber ich fürchte, ich habe diese Fähigkeiten fast ganz verloren. Heute könnte ich die Texte aus meiner Jugendzeit nicht mehr entziffern. Meine literarischen Anfänge sind also nicht mehr nachvollziehbar.«

»Besitzen Sie diese Tagebücher nicht mehr?«

»Pamela hat sie sorgfältig aufbewahrt«, sagte Sirchos und schenkte sich die zehnte Tasse Kaffee dieses Abends ein. »Sie hat sie in einen Safe gesperrt wie wertvolle Reliquien. Ich weiß nicht warum. Oft schon habe ich sie wegen dieser Manie ausgelacht. Denn - ich sage es Ihnen noch einmal - selbst die größten Spezialisten des CIA und des KGB könnten nicht mehr als ein Viertel davon entziffern.«

Zorski genehmigte sich einen Schluck Bourbon. Ein Eiswürfel knirschte ihm zwischen den Zähnen. Er schaute erneut auf den Bildschirm.

»Aber diesen Code entziffern Sie problemlos?« fragte er.

Zum ersten Mal seit dem Beginn ihrer Unterhaltung schien das Thema des Gesprächs Sirchos zu verstimmen.

men. Er trat an den Monitor und legte eine Hand auf das Gerät.

»Es ist ein Spiel, Doktor Zorski. Ein Spiel weltweiter Strategie. Ich glaube zu wissen, daß auch Sie manchmal spielen, oder irre ich mich?«

Zorski rutschte auf seinem Sessel hin und her und starrte in sein Glas.

»Jetzt bin ich in die Offensive übergegangen«, sagte Sirchos lächelnd. »Ich habe attackiert und das Ziel getroffen. Mein Angriff hat Sie aus der Fassung gebracht und augenblicklich verwundbar gemacht. Das ist das Prinzip jedes Strategie-Spiels. Man muß seine Gegner und das Terrain kennen, auf dem sie sich bewegen. Ihre natürlichen Neigungen und ihre chronischen Abneigungen ebenfalls. Man muß die historische Entwicklung und die politische Situation studieren und das Resultat vor allem voraussehen. Selbstverständlich habe ich nicht genügend Zeit, mich weltweit mit solchen Studien zu befassen. Statt dessen steht mir ein Team von Spezialisten zur Seite, das für mich arbeitet, die Informationen aus aller Welt auswählt, sie nach den von mir ausgearbeiteten Mustern analysiert und mir die Resultate über diesen Schirm zukommen läßt. Es ist eine Art Zeitung, die ständig und ausschließlich für mich zusammengestellt wird.«

Zorski lächelte verkrampft. Es gelang ihm nicht, sich von dem Unbehagen zu befreien, das ihn allmählich ergriff.

»Werden Sie auch über die Börsenentwicklung informiert?« stammelte er.

»Die Börse, Doktor Zorski?« grinste der Milliardär. »Aber das ist doch ein absolut dummes, völlig uninteressantes Spiel, wenn man die Bedingungen selbst festlegt ...«

Seine Stimme wurde lauter:

»Wir überwachen den Devisenmarkt, Doktor Zorski! Würden Sie immer noch so gern Poker spielen, wenn

Sie im voraus wüßten, wer welche Karten in der Hand hält? Nach wenigen Spielen, die Ihrer Überlegenheit schmeicheln und Ihr Machtgefühl weiter steigern würden, würde dieses Spiel sehr schnell zu einer peinlichen Qual werden. Am Ende würden Sie anderen Ihre Macht übertragen und sich nicht einmal mehr um die Gewinne kümmern.«

Zorski nickte.

»Ich verstehe«, murmelte er ziemlich zerstreut.

Er zuckte mit den Schultern.

»Ich dachte, Milliardäre brächten die meiste Zeit damit zu, ihren Reichtum zu ermessen.«

Sirchos brach in schallendes Gelächter aus.

»So wird es in schlechten Filmen dargestellt. Seinen Reichtum ermessen ist ein Privileg der armen Leute ...«

Zorski schauderte. Nach wie vor starrte er auf den Bildschirm, auf dem nun eine Liste verschlüsselter Namen vorbeizog.

Achtes Kapitel

Am Feuer vorbei überquerten die Geier die Straße und näherten sich einem zweiten Manifestanten, der am Boden lag und aufschrie, als er versuchte, sich wieder aufzurichten.

Der Mann hob seine Kamera und fotografierte die Szene. Er war weit, viel zu weit entfernt. Er trat aus der Toreinfahrt hervor und schlich an der Hauswand entlang. Einen Moment lang fand er sein Verhalten ziemlich lächerlich. Warum versteckte er sich? Es war weder die erste Manifestation, die er fotografierte, noch die erste Reportage, die er über die Geier machte. Aber das alles vergaß er, als er die Schreie des Manifestanten hörte.

Er mußte näher ran. Der Manifestant rührte sich nicht mehr. Die Geier standen um ihn herum. Einer von ih-

nen beugte sich über den jungen Mann und berührte ihn mit einem Gegenstand, der die Form eines Steuerknüppels hatte. Der Körper bäumte sich kurz auf und fiel unverzüglich wieder in eine groteske Position zurück.

Mein Gott, sie töten ihn! dachte der Journalist.

Ein Geier, der das Klicken seiner Kamera gehört haben mußte, drehte sich jäh um und zeigte mit dem Finger auf den Mann.

Der Journalist lief los. Noch wußte er nicht, welcher Gefahr er sich ausgesetzt hatte, wovor er flüchtete, doch eins wußte er ganz genau: Einen Zeugen würden die Geier nicht entkommen lassen.

David Tolands Computer gab eine weitere Nachricht in den Cherokee durch. Roussel knurrte mißmutig. Vor lauter Müdigkeit fiel er fast um. Er hätte nicht mehr die Kraft, einen weiteren Eingriff vorzunehmen.

David streckte die Hand aus und riß das von dem Drucker beschriftete Blatt Papier ab.

»Tödlicher Unfall in der Nähe der Porte de Clignancourt«, sagte er. »Da müssen wir hin!«

Er drückte aufs Gaspedal. Wie ein Pfeil schoß der Cherokee die Zufahrtsstraße zur Ringautobahn hinauf. Roussel klammerte sich an seinen Sicherheitsgurt. Er wußte, wie David fuhr, wenn er als erster an der Unfallstelle sein wollte.

»Dem da wirst du doch wohl nicht die Vorfahrt nehmen?« jammerte Roussel verzweifelt.

David antwortete nicht einmal. Mit eingeschalteter Lichtsirene raste der Cherokee in Richtung Außenring. Wenn David sich in einem solchen Zustand der Erregung befand, beachtete er keinerlei Beschilderung mehr, überfuhr Stoppschilder und rote Ampeln, ohne das Tempo auch nur im geringsten zu drosseln, und raste durch Straßen mit Fahrverbot und über die Schnellstreifen. Wenn Roussel vor Kreuzungen mal wieder um

sein Leben fürchtete und David zur Vorsicht mahnte, erinnerte dieser ihn daran, daß das Blaulicht ihnen Vorfahrt gab. In dieser Hinsicht hatte David bislang tatsächlich jedesmal großes Glück gehabt. Schon tausendmal waren sie um ein Haar einer Katastrophe entgangen. Mitsamt der Ausrüstung war der Cherokee beinahe hunderttausend Dollar wert, wovon jedoch nur ein Drittel versichert war. Roussel schauderte es bei der Vorstellung, es könnte etwas passieren.

Auf der Ringautobahn war die Gefahr einer Kollision geringer. David begnügte sich damit, mit höchster Geschwindigkeit zu fahren und sich zwischen den langsamer fahrenden Wagen, die nicht ausweichen wollten, hindurchzuschlängeln.

Es war zu einer Art Spiel geworden. Es ging nicht mehr nur darum, vor der Konkurrenz an der Unfallstelle einzutreffen, sondern auch vor dem Krankenwagen, der Polizei und der Feuerwehr. Oft gelang das David. Mit einem Lächeln stellte Roussel sich vor, daß sein Partner eines Tages bereits an der Unfallstelle eintreffen würde, bevor der Unfall sich überhaupt ereignet hätte.

Toland ließ die Sirene aufheulen, um einen offenbar zerstreuten Fahrer, der mit hundert Stundenkilometern über die Autobahn kroch, zur Seite zu bewegen. Der Mann war so überrascht, daß er abrupt nach rechts ausscherte und um ein Haar die Leitplanke gerammt hätte.

»Vielleicht ist dies überhaupt die beste Methode«, seufzte Roussel.

»Was meinst du?«

»Die Unfälle selbst verursachen, um ganz sicher zu sein, als erster an der Unfallstelle einzutreffen.«

David lächelte gequält.

Rücksichtslos wechselte der Cherokee die Fahrbahnen und reihte sich auf der Umgehungsstraße ein. Die nächste Kreuzung war völlig leer, und die Ampel stand auf Rot. Roussel verkrampfte sich. David würde doch wohl nicht auch dort durch Rot fahren?

David bremste. Gerard seufzte erleichtert auf. Die Lichtmasten, die diesen Straßenteil unterhalb der Umgehungsstraße beleuchten sollten, waren außer Betrieb, und der gesamte Streckenabschnitt lag im Dunkeln. Ein Lieferwagen stand quer auf der Fahrbahn, mit einem Rad auf dem Bürgersteig. Die Windschutzscheibe des Wagens war zerbrochen, das Motorrad, das den Kühlergrill beim Zusammenprall eingedrückt hatte, lag in der Nähe eines Hochspannungsmastes.

David runzelte die Stirn. Irgend etwas stimmte hier nicht. Er sah die am Boden liegende dunkle Gestalt. Wahrscheinlich der Motorradfahrer. Hinter der zersplitterten Windschutzscheibe entdeckte er den Fahrer des Lieferwagens, der reglos hinter dem Steuer saß. Am Bürgersteigrand hockte ein Mädchen, das sich den Kopf hielt und unruhig hin und her schaukelte.

»Worauf wartest du noch?« fragte Roussel ungeduldig.

Nach einem letzten Blick in die Umgebung fuhr David näher an die Unfallstelle heran. Dann sprangen die beiden Sammler aus dem Wagen. Noch einmal schaute David sich nach dem Lieferwagen um, bevor er zu seinem Partner ging, der bereits neben dem Motorradfahrer stand.

Plötzlich richtete der Motorradfahrer sich auf. Er lächelte und hielt einen Revolver in der Hand.

»Hallo, ihr Idioten!« grinste der Gauner.

Auch das Mädchen sprang vergnügt auf; unverzüglich öffneten sich die Schiebetüren des Lieferwagens, und eine Schar mit Messern bewaffneter Apachen stürmte heraus.

Entsetzt wich Roussel zurück und stotterte irgend etwas vor sich hin. Es war der Beginn des schrecklichsten Alptraums, den er bislang erlebt hatte. Plötzlich stürzte er zu Boden. David sah, wie das Ding, das ihn im Gesicht getroffen hatte, am Boden aufprallte.

Breitbeinig, zum Kampf gerüstet, stellte David sich

hin. Ein kahlköpfiger Liliputaner löste sich aus der Apachenbande und begann vor Toland hin und her zu hüpfen. Der Fastring in seiner Hand funkelte im Scheinwerferlicht des Cherokees.

»Na, Schwanzlutscher!« knirschte der teuflische Zwerg. »Komm her, ich streichle dir die Eier!«

Das Mädchen lachte schrill. Der Motorradfahrer stürzte sich auf Roussel und begann mit dem Revolvergriff auf ihn einzuschlagen.

»Nein!« schrie David.

Ein heftiger Schlag traf ihn an der Schläfe und warf ihn mehrere Meter nach hinten. Wie bewußtlos blieb er am Boden liegen. Während zwei Apachen ihn festhielten, näherte sich der Gnom. Ein grausames Zucken verzerrte sein groteskes Gesicht. Doch mit einem Mal waren die Schläge, der Zwerg und dessen Fastring David völlig gleichgültig. Er sah nur noch diese Wilden, die lachend in den Cherokee kletterten; er hörte nur noch, wie sie seine Ausrüstung zerschlugen, alles vernichteten und verwüsteten. Zwei Apachen zertrümmerten den Wagen Stück für Stück mit ihren Äxten. Mehrere andere Wandalen umstellten Roussel, prügelten auf ihn ein und gingen langsam um ihn herum wie bei einem kultischen Tanz.

Mit einem kräftigen Ruck versuchte David sich zu befreien. Der Gnom versetzte ihm einen brutalen Schlag in den Magen. Ein kurzer heftiger Schlag, der ihn fertigmachen sollte. Es stieß dem Sammler bitter auf. Die immer lauter lachenden Apachen sahen zu, wie er zu Boden sank. Ständig hüpfte der Zwerg wie wild um ihn herum.

»Brauchst du einen Schwanz, Dreckskerl? Einen hübschen Schwanz für deinen Arsch?«

David ließ den Cherokee nicht mehr aus den Augen. Ein dumpfer, von einer Explosion gefolgter Schlag ließ ihn kurz aufstöhnen. Der Wagen stand in Flammen. Vor Begeisterung schreiend liefen die Apachen davon.

Der Cherokee brannte wie ein Reisigbündel. Eine schwere schwarze Rauchwolke stieg langsam zum Außenring hoch. Ein Apache in weicher Lederuniform stieß den Liliputaner zur Seite und faßte David am Kinn. Der Sammler glaubte, sein Kiefer würde unter diesem Druck zerbrechen.

»Das nächste Mal werde ich dir mit dem Stiefel das Maul eindrücken!« knurrte Bismark.

Mit einer Hand hob der Chef der Apachen David hoch, schleifte ihn zu einem Hochspannungsmast und preßte ihn dagegen wie ein Wahlplakat. Mit der anderen Hand griff er ihm brutal zwischen die Beine.

Dann knallte Bismark ihn mit dem Kopf gegen den Stahlpfeiler. Ein roter Schleier senkte sich vor die Augen des Sammlers. Das letzte Bild, das er erkannte, bevor er ohnmächtig wurde, war der eintätowierte Skorpion auf der Hand des Apachen und im Hintergrund der brennende Cherokee ...

Plötzlich änderte Alexander Sirchos seine Haltung, und unverzüglich fühlte sich Zorski aus einer Welt ausgeschlossen, mit der er eben erst vertraut geworden war. So als sei er völlig allein im Zimmer, ließ sich der Milliardär an seinem Schreibtisch nieder und drückte den Knopf der Sprechanlage.

»Sagen Sie Doktor Hugo Russel, er solle zu mir kommen«, befahl er.

Dann richtete er sich wieder auf und schaute den Chirurgen an, als sei er mit einem Mal durchsichtig geworden.

Zorski räusperte sich. Es war ihm nun peinlich, sich so lange in den Gemächern des Herrn aufgehalten zu haben.

»Soll ich nach Pamela sehen?« fragte er in einem Ton, den er sich autoritärer gewünscht hätte.

»Nicht nötig«, entschied Sirchos. »Wie Sie vorhin bereits vorgeschlagen haben, wird Russel sich bald

mehr um meine Frau als um sein eigenes Leben kümmern ...«

Sirchos rieb sich die Nasenwurzel und schnitt eine Grimasse, als litte er an einer Stirnhöhlenvereiterung.

»Ich habe ihn herbestellt, damit Sie ihm Ihre Anweisungen geben können«, fuhr er fort. »Ich habe vollstes Vertrauen in Sie, Doktor Zorski. Von nun an ist Ihr Leben eng mit dem von Pamela verbunden.«

Zorski ärgerte sich über sich selbst, da er nicht sofort begriffen hatte, daß dieses Angebot, dieser vielversprechende Vorschlag, in Wirklichkeit eine schreckliche Bedrohung war. Er war ganz einfach einen schlechten Handel eingegangen, der sich mit einem einzigen Satz zusammenfassen ließ: Wenn Pamela sterben würde, würde ihr Mann auch Zorski zerstören.

Der Chirurg stellte sein leeres Glas wieder hin. Noch hatte er nicht genug getrunken, um Sirchos die Stirn bieten zu können. Dennoch wagte er sein Glück:

»Auch mit allem Geld dieser Welt können Sie sich kein Leben erkaufen, Mister Sirchos. Wenn Gott entschieden hat ...«

»Lassen Sie Gott aus dem Spiel!« brüllte Sirchos.

Er machte eine Handbewegung, als wollte er unsichtbare Insekten verscheuchen.

»Gott ist nur die Fessel der Unterwerfung«, dröhnte der Milliardär. »Ein Ersatz für die geheimen Mühen der Arbeiterklasse!«

Er beugte sich nach vorn. Sein Gesicht hatte einen grauenvollen, alptraumhaften Ausdruck angenommen.

»Wir haben Gott erfunden! Verstehen Sie, was ich meine, Doktor Zorski?«

Das Wort >Doktor< hatte er ganz deutlich mit einer gewissen Verachtung ausgesprochen. Wenn Zorski sich wirklich hundeelend fühlte, wenn ihm nach Kotzen zumute war, dann pflegte er sich an jenen Tag im Mai 1980 zu erinnern, als er eine kleine achtjährige Kambo-dschanerin in seinen Armen sterben sah. Während einer

ganz gewöhnlichen Operation, wie er sie bereits mehr als tausendmal erfolgreich durchgeführt hatte. Zehn Tage zuvor hatten die Eltern des Mädchens ihm ein Telegramm geschickt, einige verzweifelte Zeilen, auf die er mit einigen wenigen Worten geantwortet hatte: >Kommen Sie nach Philadelphia, ich werde Ihr Kind kostenlos operieren!< Seinem Antwortschreiben hatte er einen internationalen Scheck beigelegt, der dem Preis der Flugreise entsprach. Acht Tage später wurde das kleine Mädchen ins Hospital in Philadelphia eingeliefert, wo es kurze Zeit später auf dem Operationstisch sterben sollte, ohne daß der berühmte Doktor Zorski irgend etwas tun konnte, um es zu retten. Es war ein ganz gewöhnlicher Eingriff gewesen, eine banale Operation. Zorski hatte alles versucht, alles unternommen, um das Kind zu retten. Ohne Erfolg. Massagen, Adrenalin- und Digitoxinspritzen, künstliche Beatmung - alles vergeblich. Das Herz des kleinen Mädchens weigerte sich, wieder mit dem Schlagen zu beginnen.

Das an jenem Tag anwesende Chirurgenteam glaubte, Zorski würde verrückt werden. Unaufhörlich ging er im Operationssaal auf und ab, gab seltsame Jammertöne von sich und fuchtelte mit den Armen um sich. Plötzlich verließ er das Krankenhaus, stürzte in den Park, umklammerte einen Baumstamm, kniete am Boden nieder und schrie beinahe fünf Minuten lang. Anschließend kehrte er ins Krankenhaus zurück, benachrichtigte die Eltern über den Tod ihrer Tochter und zog sich in einen anderen Operationssaal zurück, um dort eine weitere Herzoperation vorzunehmen.

In den darauffolgenden Wochen arbeitete Zorski wie ein Wahnsinniger. Er operierte täglich beinahe fünfzehn Stunden lang, eilte von einem Operationssaal in den anderen, von einem Patienten zum anderen, ohne auch nur ein einziges Wort mit jemandem zu sprechen. Bei seinen Schülern machte er sich verhaßt, seine Assistenten fühlten sich ungerecht behandelt. Er durchlebte die

schrecklichsten drei Monate seines Lebens; nachts hatte er Angst einzuschlafen, um nicht von Alpträumen gequält zu werden. Eine Krankenschwester schwor, ihn in seinem Büro, in dem er sich zwischen zwei Operationen einzuschließen pflegte, mehrmals weinen gesehen zu haben.

Trotz seines Ehrgeizes und seines außerordentlichen Engagements begriff Zorski, was Demut heißt. Damals wurde er sich bewußt, daß weder Talent noch Geld ein Leben retten kann, das dem Tod geweiht ist. Gewisse Grenzen sind bekannt, andere bleiben im geheimen, doch niemand darf sich rühmen, mit gleichen Waffen gegen den Tod anzukämpfen. Und daran würde auch Sirchos nichts ändern.

Die Sprechanlage rauschte und kündigte Doktor Rüssel an.

»Ab heute«, erklärte der Milliardär dem Chirurgen, »ist meine Frau Ihre einzige und alleinige Patientin. Sie haben Doktor Zorskis Anweisungen zu befolgen. Er wird Ihnen genau erklären, was er von Ihnen erwartet.«

Sirchos wandte sich ab und verschränkte die Hände hinter dem Rücken.

»Meine Herren, Sie können jetzt gehen ... Ich brauche etwas Ruhe.«

Die beiden Ärzte verließen das Zimmer und gingen schweigend den Flur entlang.

»Was halten Sie von ihm?« fragte Russel schließlich. Zorski schien aus einem Traum zu erwachen.

»Wie bitte?«

»Alexander Sirchos. Was halten Sie von ihm?«

Zorski blieb stehen, schaute seinen Kollegen einen Moment lang an und zuckte mit den Schultern.

»Ein Verrückter. Ein gefährlicher Größenwahnsinniger. Ein intelligenter Neurotiker, der in einer völlig paranoiden Familie aufgewachsen ist. Ich kenne viele Zyniker, viele Gauner, die ihre Gemeinheiten ins Philosophische erheben, psychopathische Ungeheuer, aber Sir-

chos ist der schlimmste von allen: er glaubt an das, was er sagt, und er versteht es, andere davon zu überzeugen. Was auch immer er anfaßt, wird pathologisch. Im Guten wie im Bösen. Die Krankheit seiner Frau ist nur eine Herausforderung seiner Macht.«

Zorski zögerte kurz, bevor er abschließend sagte:

»Stimmt meine Beschreibung?«

Hugo Russel wischte sich die Stirn ab, steckte das Taschentuch in die Hosentasche zurück, lächelte und streckte Zorski die Hand entgegen.

»Ich bin wirklich sehr glücklich, mit Ihnen zusammenarbeiten zu dürfen, Doktor Zorski. Ich hoffe, es gelingt uns, Pamela zu retten.«

Lange schüttelten sich die beiden Männer die Hand.

Der Mann stieß gegen die Stoßstange eines abgestellten Wagens und wäre beinahe auf den Bürgersteig gefallen. Einige Sekunden lang ruhte er sich aus und massierte sich das schmerzende Schienbein. Er hörte schnelle Schritte, Rufe, weitere Schreie ... die Geier waren hinter ihm her, kreisten ihn ein. Auf seiner überstürzten Flucht hatte er nicht einen einzigen Augenblick daran gedacht, daß er sich in Todesgefahr befand. Doch nun war er sich dessen plötzlich gewiß. Die auf seinem Film festgehaltenen Bilder gingen ihm durch den Kopf. Die von den Sammlern getöteten und aufgeladenen Manifestanten, das unvergeßliche Wappen der Z.S.A., ein Symbol des Lebens, das ihn von nun an an einen mitten ins Herz der Welt gestochenen Dolch erinnerte; die schwarzen Lederuniformen mit den violetten Ärmelaufschlägen, der Ton dieser von den Gasmasken gedämpften Stimmen ... Die Realität bestand aus etwas anderem als diesen gewöhnlichen Verbrechen, die von den nach Organen suchenden Sammlern begangen wurden. Die Wahrheit war viel schrecklicher, noch viel abscheulicher. Und als er diese Bilder schoß, war der Vorhang irgendwo gelüftet worden.

Mitten auf dem Bürgersteig trafen die Scheinwerfer ihn wie ein häßliches Insekt. Er schüttelte den Kopf, wollte den Mund öffnen zum Schrei, als die erste Kugel ihn an der Schulter traf. Der Einschlag schleuderte ihn mehrere Meter nach hinten. Er zwängte sich gegen die Fassade eines alten Gebäudes. Mit den Fingerspitzen berührte er die blutende Wunde. Entsetzt schaute er sich nach allen Seiten um.

Einen Schuß hatte der Journalist nicht gehört. Und dennoch hatte jemand ihn angeschossen! Irgendwo zu seiner Linken vernahm er ein Lachen.

»Ich bin Journalist. Sie haben nicht das Recht ...«

Erneutes Lachen als Antwort. Dann traf ihn eine zweite Kugel in der Seite. Der Scheinwerferstrahl holte ihn erneut ein und blieb auf ihn gerichtet. Der Mann beobachtete seinen Schatten, der unendlich lang auf den Bürgersteig fiel. Er berührte beinahe die Stiefel der ersten Geier ...

Der Mann jammerte leise und verschwand im Gebäudeinnern. Er stürzte die Treppe hoch. Er hatte fürchterliche Schmerzen in der Schulter, und den Arm konnte er so gut wie gar nicht mehr bewegen.

Auf der zweiten Etage blieb er stehen und lauschte den Geräuschen aus der Eingangshalle. Einen Moment lang glaubte er, in die Hose gepinkelt zu haben. Ein breiter dunkler Fleck war auf seiner Hose, in Höhe des Unterleibs, zu sehen. Das Blut lief ihm an den Schenkeln hinunter und tränkte den Stoff. Der Mann begann zu zittern. Hastig spulte er den Film zurück und öffnete die Kamera. Fast wäre die Filmrolle ihm aus der Hand gefallen.

Die Geier kamen die Treppe herauf! Er beugte sich nach vorn und sah die behandschuhten Hände, die über das Geländer glitten.

Der Mann ging den Flur entlang und pochte heftig gegen eine Tür. Nur ein Skandal könnte ihn jetzt noch retten. Mit aller Kraft klopfte er an eine zweite Tür, an

eine dritte Tür. Niemand öffnete ihm. Trotz des Angstkloßes im Hals wollte er einfach nicht schreien. Höreten die Leute Schreie, würden sie erst recht nicht öffnen.

Der Mann stürzte zur Treppe und stieg ins dritte Stockwerk hinauf. Das Licht ging aus. Der Flur lag im Dunkeln. Der Mann schaute sich nach dem orangefarbenen Schalter des Minutenlichts um. Dann entdeckte er den Lichtstrahl unter einer mit einem grellen Poster geschmückten Tür.

Der Mann näherte sich der Tür. Der lähmende Schmerz erfaßte den ganzen Körper. Statt dessen überlegte er nun mit unglaublicher Schnelligkeit und konzentrierte sich nur mehr auf den Film in seiner Faust. Die Fotos retten ...

Außer Atem und mit halbgeschlossenen Augen lehnte er sich gegen die Tür. Mit der Hand suchte er nach der Klingel. In der Wohnung war ein merkwürdiges Läuten zu hören. Schnell. Schnell ... Der Mann betete. Aus den unteren Stockwerken war ein Rascheln und Gleiten zu hören. Die Geier kamen näher.

Plötzlich wurde die Tür geöffnet, und beinahe wäre der Journalist einer jungen Frau in einem indischen Kleid und mit geflochtenem Haar in die Arme gefallen. Sie schien noch sehr jung zu sein, ihre ungewöhnlich hellen Augen sahen den Mann erstaunt an.

Der Mann drückte dem Mädchen den Film in die Hand. Ihre zarten Finger schlossen sich um die Kunststoffhülle.

»Nehmen Sie das an sich. Und öffnen Sie niemandem ... Bitte ...«

Er stieß sie ins Innere der Wohnung zurück und schloß eigenhändig die Tür. Wahrscheinlich hatte die junge Frau absolut nichts von diesem merkwürdigen Auftritt verstanden. Der Mann betete darum, daß sie trotzdem niemandem öffnen möge. Erneut stürzte er zur Treppe und begann seinen letzten Aufstieg.

Sein Herz raste. Mit der flachen Hand schlug er auf den Knopf des Minutenlichts.

Neuntes Kapitel

Pamela Sirchos ging es gut. Sie war problemlos aus der Narkose aufgewacht, hatte sogleich wieder ihre sagenhafte Liebenswürdigkeit an den Tag gelegt und Zorski beteuert, daß sie sich noch nie so wohl gefühlt hätte wie jetzt.

»Ich hätte große Lust, stundenlang zu schwimmen und eine riesige Portion Sektsauerkraut zu verschlingen«, sagte sie fröhlich, als der Chirurg einige Tests durchführte.

»Mögen Sie die europäische Küche?«

»Ich liebe Europa«, antwortete Pamela.

Aufmerksam betrachtete Zorski den Druckstreifen des Elektrokardiogramms. Das Herz schlug etwas zu schnell. Der Chirurg flüsterte Russel etwas zu.

»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte Pamela besorgt. Zorski lächelte.

»Man könnte meinen, Ihr Herz möchte die verlorene Zeit wieder wettmachen«, erklärte er. »Es ist ganz wie Sie: lebenshungrig. Doktor Russel wird Ihnen eine Spritze geben, damit es sich wieder beruhigt.«

Zorski hatte große Mühe, dem ausdrucksvollen Blick seiner Patientin standzuhalten. Nie zuvor hatte er derart dunkelblaue Augen mit solch dichten, unheimlich sinnlichen Brauen und solch langen braunen Wimpern gesehen. Der Chirurg war verwirrt und schließlich froh, das Miami Hospital wieder verlassen zu dürfen. Russel fuhr ihn zum Flughafen.

»Jahrelang habe ich für diesen Beruf hart arbeiten müssen«, erklärte Russel. »Tag und Nacht habe ich darum gekämpft, ein guter Chirurg zu werden. Ich

glaube, ich habe eine gute Technik entwickelt und bin geschickt genug, um sie richtig anwenden zu können. Doch wozu das alles? Um nun Krankenpfleger zu spielen. Das ist es doch, was ich geworden bin.«

Zorski schaute seinen Kollegen an. Die Operation und die darauffolgende Nacht hatten ihn arg mitgenommen. Offensichtlich war er einer Depression nahe. Zorski machte sich Vorwürfe, daß er diesen Zustand nicht schon früher bemerkt hatte.

»Sirchos glaubt, ich hätte bei den beiden vorangegangenen Eingriffen versagt«, fuhr der Arzt fort. »Er hat mir deswegen zwar nie den geringsten Vorwurf gemacht, und ich war auch sogleich damit einverstanden, daß er sich an Sie gewandt hat, als die Herzklappe erneut kaputtging. Aber ich bin fest davon überzeugt, daß er mich für die beiden Mißerfolge verantwortlich macht. Glauben auch Sie, daß diese Operationen mir mißlungen sind?«

Zorski überlegte.

»Ehrlich gesagt, nein. Sie haben keinen Fehler begangen.«

»Ich weiß, daß ich keinen Fehler begangen habe«, erklärte Russel. »Aber die Herzklappe hat nicht gehalten. Es ist genauso, als würden Sie eine richtige mathematische Formel anwenden und trotzdem ein falsches Resultat erhalten. In der Medizin kommen solche Widersprüche oft vor. Aber Sirchos scheint dies nicht akzeptieren zu wollen. Ihn interessiert einzig und allein das Endresultat. Wie man es erzielt, ist ihm völlig gleichgültig. Dieser Mann wird mich noch zugrunde richten ...«

»Warum haben Sie seinen Vorschlag angenommen?« fragte Zorski erstaunt.

Russel schluckte nervös.

»Alexander Sirchos schlägt man nichts ab. Haben Sie das noch nicht gemerkt?«

Zorski schüttelte den Kopf.

»Ich fürchte, Sie irren sich, Russel. Es war mein

Wunsch, daß Sie sich um Pamela kümmern. Ich war es, der Sie Sirchos empfahl, was ich nun sehr bedauere. Sie hätten eher mit mir sprechen müssen ...«

»Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen«, sagte Russel und fuhr die Limousine auf den Parkplatz des Flughafens. »Ich kann sehr gut verstehen, daß auch Sie sich haben täuschen lassen. Sirchos ist nun mal ein Meister der Manipulation.«

Zorski runzelte die Stirn.

»Wie, zum Teufel, meinen Sie das?«

»Lange bevor Sie zu uns ins Hospital kamen, hat Sirchos mich gebeten, mich ausschließlich um die Betreuung seiner Frau zu kümmern. Alle nötigen Vorkehrungen hatte er längst getroffen.«

Zorski öffnete den Mund, sagte jedoch kein Wort. Er erinnerte sich an seine Unterredung mit dem Milliardär. Und plötzlich hatte er das peinliche und absurde Gefühl, einen Pakt mit dem Teufel geschlossen zu haben.

Auch im Flugzeug, das ihn nach Philadelphia zurückbringen sollte, wurde er diesen Gedanken nicht los.

David heulte, damit jemand komme und die über seinem Kopf kreisenden Lichter ausschalte. Er schrie, aber er hörte nur dieses ölige Gleiten, das aus seinem eigenen Kopf zu kommen schien. Vielleicht schrie er auch nicht wirklich? Oder er war taub geworden?

Er versuchte sich zu bewegen, sich aufzurichten, aber sein Körper hatte sich in eine leblose, empfindungslose, völlig gefühlslose Fleischmasse verwandelt. David fühlte sich wie jener Dummkopf, der versucht, allein durch die Kraft seiner Gedanken etwas von der Stelle bewegen zu können. Er hätte nie geglaubt, daß das Bewegen eines Fingers ihm solche Mühe bereiten könnte.

Er begann zu lachen und spürte, wie eine laue Flüssigkeit ihm über die Wangen lief. Daraus schloß er, daß er nicht lachte, sondern weinte. Eine innere Ruhe überkam ihn. Alles in allem war es absolut nicht ungewöhn-

lich, daß eine derartige Verletzung seines Körpers schwere geistige Störungen mit sich brachte.

Dennoch fragte sich David, wer er eigentlich war, bevor er erneut das Bewußtsein verlor.

In Gedanken bedankte er sich bei demjenigen, der diese verfluchten Lichter ausgeschaltet hatte, und schlief unverzüglich ein.

Einer AFP-Meldung zufolge hatte sich der Journalist im obersten Stockwerk eines Mietshauses im Quartier Republique aus dem Fenster gestürzt. Die Z.S.A.-Sammeler hatten die Leiche gefunden und die einzelnen Organe sogleich in verschiedene Krankenhäuser der Hauptstadt gebracht.

Auch wenn der Selbstmord des Journalisten in den größten Tageszeitungen des Landes nur am Rande erwähnt wurde, so stellte er für die Mieter des Wohnhauses, aus dem er gesprungen war, doch das Hauptgesprächsthema dar. Auf sämtlichen Etagen, von der Pförtnerloge bis hinauf zu den Mansardenzimmern, die an Studenten vermietet waren, war von nichts anderem als dem Journalisten die Rede.

Natürlich hatten alle (oder fast alle) die Krawalle der Manifestanten auf der Straße, die Explosionen und die Sirenen gehört, doch niemand konnte sich erinnern, im Haus selbst auch nur das leiseste Geräusch vernommen zu haben. Den Journalisten hatte niemand zuvor jemals gesehen. Dem jungen Inspektor, der mit der Untersuchung des Falles beauftragt war, war völlig unklar, warum der Mann dieses Wohnhaus betreten hatte, obwohl er keinen der Mieter kannte. Aber es mußte ganz einfach eine Erklärung dafür geben. Der Polizist beschloß, vor dem Abschluß der Ermittlungen mit sämtlichen Hausbewohnern zu reden. Er hielt es für logisch, auf der letzten Etage damit zu beginnen. Als er auf dem dritten Stockwerk ankam und immer noch nichts erfah-

ren hatte, wachte eine Etage tiefer das Mädchen mit dem geflochtenen Haar auf und öffnete die Augen.

Sie richtete sich auf, streckte sich ausgiebig, schwang sich aus dem Bett und streifte sich ein Paar Wollsocken über. Morgens, vor allem am Tag nach einer Hasch- und Liebesfete, holte sie sich leicht einen Schnupfen, wenn sie barfuß in der Wohnung umherlief. Einen Moment lang blieb sie reglos stehen, noch halb im Schlaf versunken. Sie fühlte sich wirklich schlapp, und die vielen Joints, die sie in der letzten Nacht geraucht hatte, hatten einen bitteren Geschmack im Mund zurückgelassen. Dieser Zustand frühzeitiger Alterserscheinungen entlockte ihr ein nervöses Lachen.

Ein starker Kaffee, eine erfrischende Dusche und eine gute Stunde Morgengymnastik würden sie schon wieder auf die Beine bringen. Sie drehte sich um und schaute den Jungen an, der in ihrem Bett lag, auf dem Bauch, das Gesicht ins Kopfkissen gedrückt, und einen Arm aus dem Bett hängen ließ. Welchen Kerl aus der Clique hatte sie diesmal mit in ihre Wohnung gebracht? Diese Gedächtnislücke ärgerte sie. Sie erinnerte sich nicht einmal mehr an den Namen des Jungen, mit dem sie die Nacht verbracht hatte! Verdammte Joints! Der junge Mann brummte verschlafen und drehte sich auf die andere Seite.

Mustapha Moussi, genannt Mouss. Pousse-Mousse für die Kleinen. Allmählich erinnerte sich Sylvie an die Geschehnisse vom Vorabend. Sie beobachtete weiterhin den ausgestreckten muskulösen Körper ihres Freundes. Er war ein junger Regieassistent und vor drei Monaten erst zu ihrer Clique gestoßen. Und er hatte sich sogleich unsterblich in Sylvie verliebt. Vor einer Woche hatten sie bereits miteinander geschlafen, was Sylvie sehr gut gefallen hatte. An die letzte Nacht konnte sie sich zwar nicht mehr genau erinnern, aber ihr Körper sagte ihr, daß es erneut sehr schön gewesen sein mußte. Doch Mustapha konnte nicht nur gut bum-

sen. Er war ein besonders hübscher, erstaunlich zärtlicher, ziemlich wohlhabender und sehr liebenswürdiger junger Mann. Kurzum, er stellte die meisten von Sylvies früheren Liebhabern bei weitem in den Schatten und erniedrigte die männlichen Mitglieder der Clique zu tölpelhaften Hengsten. Sylvie strahlte vor Glück. Es war verdammt lange her, daß sie das letzte Mal neben einem Mann aufgewacht war und nicht den Wunsch hatte, ihn zum Fenster hinauszuerwerfen.

Als sie sich erhob, um Kaffee zu machen, fiel ihr Blick auf die Filmrolle, die auf dem Nachttisch lag ...

Armyan Simba war leicht wiederzuerkennen. Er war ein Schwarzer, kahlköpfiger als eine Billardkugel, lief ständig mit einem Walkman auf dem Kopf umher und war beinahe zwei Meter fünfzehn groß. Außerdem trug er stets einen tadellos weißen dreiteiligen Anzug. Genau der Typ, der nicht am Steuer seines Cadillacs durch eine amerikanische Stadt fahren konnte, ohne ein halbes dutzendmal von der Polizei angehalten zu werden. Nur dank der Tatsache, daß er als Chirurg im Spital von Philadelphia arbeitete, kam er immer wieder unbehelligt davon. Sobald er sich auswies, hörten die Bullen unverzüglich auf, ihn zu verprügeln oder zu fragen, in welcher Straße seine Mädchen denn nun auf den Strich gingen.

Seit zwei Jahren arbeitete Simba mit Mark Zorski zusammen an dem Projekt der Kopfverpflanzungen. Auf diesem Gebiet war äußerste Diskretion geboten. Man wußte zwar, daß die Sowjets und die Chinesen sich ihrerseits mit dem Problem beschäftigten, doch Nachrichten sickerten nur selten durch. Inoffiziell aber schienen Simba und sein Hund Jeep, dem der schwarze Riese den Kopf eines Schäferhundes verpflanzt hatte, den Überlebensrekord innezuhalten. Jeep hatte genau sechs Monate und drei Tage überlebt, bevor er innerhalb weniger Stunden von einer schrecklichen Abstoßungskrise

dahingerafft worden war. In diesem halben Jahr war Simba keine Sekunde lang von Jeeps Seite gewichen. Tag für Tag, Stunde für Stunde beobachtete er das Verhalten des Hundes und hielt jedes Detail in endlos langen Berichten fest, die Zorski aufmerksam studierte.

Den beiden Chirurgen war ganz genau bewußt, daß die Wissenschaft sich in diesem Fall dem Phantastischen annäherte. Vom ethischen Standpunkt her mußte natürlich genau festgelegt werden, wer der Organspender und wer der Organempfänger war. Jeep, der niedliche Bastard? Oder Flash, der aggressive, herrenlose Schäferhund? Logischerweise deutete alles darauf hin, daß der Charakter des Schäferhundes sich durchsetzen würde. Simba, der den Eingriff vorgenommen hatte, beharrte jedoch darauf, dem Hybriden den Namen Jeep zu geben. Es dauerte einige Tage, bis Zorski begriff, daß dies ein absichtlicher und besonders intelligenter Trick seines Kollegen war.

Da die meisten Versuchstiere bereits wenige Tage nach der Operation starben, erwiesen sich die Resultate des dank seiner Dauer äußerst ungewöhnlichen Experiments als extrem faszinierend. Jeep war nicht mehr Jeep, aber auch keineswegs Flash. Offensichtlich hatte der Hund seine Aggressivität verloren. Er gab sich - außer wenn er eine Spritze sah - verhältnismäßig zahm, weigerte sich jedoch beharrlich, auf den Namen Flash zu hören. Man mußte sich davor hüten, voreilige Schlüsse daraus zu ziehen, worauf Simba in seinen Berichten ausdrücklich hinwies. Es gab in der Tat keinerlei Beweise dafür, daß das Hirn des Schäferhunds den neuen Körper vollkommen beherrschte. Die Verhaltensänderungen des Hundes konnten auf den Operationschock oder - nüchterner ausgedrückt - auf die ungewöhnliche Aufmerksamkeit zurückzuführen sein, die man ihm nun plötzlich schenkte. Der Hybride wurde verhätschelt, geliebt, ständig überwacht. In seinem

früheren Leben war Flash ein unglücklicher, geprügelter und völlig verängstigter Hund gewesen. Schon die Veränderung seiner Umgebung konnte die Verwandlung seines Charakters erklären.

Was hingegen weniger zufallsbedingt zu sein schien, waren Flashs Erfahrungen mit Jeeps Körper. Bis zu seinem Tod verhielt sich der Hund äußerst ungeschickt, fiel dauernd hin, hatte Mühe zu fressen und zu trinken und schien sich nahezu wie ein Blinder fortzubewegen. Dauernd mußte man auf ihn aufpassen, damit er sich nicht verletzte. Simba behauptete, daß die Zeit, die das Erfahren und Entdecken des neuen Körpers in Anspruch nehmen würde, keineswegs ungewöhnlich lange sei, doch Zorski gab sich weniger optimistisch.

Sechs Monate - so lange hatte noch niemand eine Kopftransplantation überlebt. Das eigentliche Problem waren die hundertvierzig Hunde, die geopfert werden mußten, damit dieser einzigartige Erfolg erzielt werden konnte. Doch sowohl Zorski als auch Simba wußten, daß gewisse Eingriffe bei Hunden regelmäßig scheiterten, während sie beim Menschen sehr wohl gelingen konnten. Ein Beispiel dafür waren die künstlichen Herzpumpen.

Mark Zorski war nur nach Miami geflogen, um die Mittel zu beschaffen, die diesen letzten Schritt ermöglichen würden. Die beiden Ärzte waren bereit. In der Flughafenhalle sah Simba, wie der Chirurg auf ihn zukam. Noch wußte er nichts über den Ausgang von Pamela Sirchos' Operation. Er konnte nur hoffen und beten.

»Und?« fragte Simba sogleich.

»Bist du mit dem Wagen gekommen?«

»Natürlich bin ich mit dem Wagen hier. Seit du fort bist, hat es nur Krach gegeben. Ich habe zwei Flaschen geleert und mir zehnmal einen runtergeholt - und du willst nur wissen, ob ich mit dem Scheißwagen gekommen bin? Willst du mich verarschen, Mann?«

Mehrere Leute drehten sich nach den beiden Männern um. Zwei Polizisten kamen langsam näher.

Zorski lachte, und die beiden Polizisten blieben stehen und taten so, als würden sie woanders hinschauen. Simbas Tobsucht gefiel Zorski. Dieser schlaksige Kerl hatte etwas Magisches an sich: in seiner Art sich zu bewegen, zu gehen, eine Spannung mit einem süßen Lächeln oder einem schlüpfrigen Scherz zu entschärfen. Es war etwas Magisches in seinem Widerstand, in seinem wahren Lebenshunger, seiner Lust auf Entdeckungen und vor allem in seinen Bewegungen, wenn er am Operationstisch stand. Zorski erinnerte sich an die vielen Stunden, wo er sich, buchstäblich fasziniert, die Videofilme von Simbas chirurgischen Eingriffen angeschaut hatte. Zorski verkörperte die Perfektion, den Willen zum Sieg, den Mann der Rekorde, den Meister. Simba, das war das Genie, das Naturtalent, der Einzigartige.

Seit langem hatte der Tod keine schlimmeren Feinde mehr kennengelernt als die beiden.

»Ich glaube, ich pinkel dem fetten Babylonier jetzt bald auf den Koffer!« zischte Simba und verdrehte die Augen.

»Pamela lebt«, sagte Zorski schließlich.

Simba wurde wieder ernst.

»Was heißt das: >Pamela lebt<?«

»Das heißt, daß wir Alexander Sirchos' Kredite und seine Bürgschaft in der Tasche haben. Sein ganzer Reichtum steht uns zur Verfügung.«

Einen Augenblick lang war Simba wie vor den Kopf geschlagen. Mit offenem Mund stand er da, bevor er schließlich leise durch die Zähne pfiiff, in die Hände klatschte, wie ein kleines Kind zu kreischen begann und in die Luft sprang.

»Du hast es geschafft! Donnerwetter, Junge, ich werde wahnsinnig, du hast es geschafft!«

Er faßte sich mit beiden Händen an den Kopf.

»Ich kann es einfach nicht glauben! Endlich können wir loslegen.«

Abgesehen von dem Geld, das die beiden Mediziner benötigten, wußten sie auch, daß sie nichts unternehmen konnten ohne die Bürgschaft der *Sirchos Aerospace Corporation*, die inoffiziell auch noch zehn der fünfzehn größten amerikanischen Banken kontrollierte und vor allem die einzige amerikanische Sammlergewerkschaft unterstützte ...

Ohne die A.S.G. hätte alles Geld der Welt ihnen nichts genützt. Und das alles würde Sirchos ihnen zur Verfügung stellen, solange seine Frau lebte.

In dem Moment, als die beiden Männer die Flughafenhalle verließen, begannen die Polizisten sich erneut ernstlich für den schwarzen Riesen zu interessieren.

Völlig reglos stand der Milliardär hinter dem Einwegspiegel. Sein eiserner Blick war auf das Bett seiner Frau gerichtet. Pamela schlief. Die langen dichten Haare breiteten sich auf dem Kopfkissen aus. Die nackten Arme waren durch zwei lange durchsichtige Schläuche mit den Flaschen verbunden, die am Kopfende des Bettes befestigt waren. Ein anderes Kabel war am Elektrokardiogramm angeschlossen, dessen grünliche Linie sich regelmäßig auf und ab bewegte.

Hugo Russel hatte eine Sauerstoffkanüle in Pamelas Kehle eingeführt. Er wollte nicht das geringste Risiko eingehen. Er wußte, daß nach einer Operation am offenen Herzen die Gefahr eines Krampfes bestand. Ein geheimnisvolles Phänomen, das zu einer völligen Lähmung des Herzens führte, ohne daß ein Chirurg irgend etwas dagegen unternehmen konnte. Das nannte man >Herz aus Stein<, und niemand wußte Genaueres darüber. Wenn dieser zum Glück sehr seltene Fluch über Pamela kommen würde, wäre der Chirurg nicht imstande, sie zu retten. Aber Russel wollte nicht, daß sie stürbe, bevor Sirchos endlich eingesehen hätte, daß er

wirklich alles unternommen hatte, um das zu verhindern. Um diesen jähen Tod auszuschließen, hatte er beschlossen, auf das Sauerstoffgerät zurückzugreifen, das sich bei der geringsten Herzschwäche sofort einschalten würde.

Er verging buchstäblich vor Angst. Alexander Sirchos stand hinter ihm und sah ihm dabei zu, wie er mit diesen Apparaten am Kopfende von Pamelas Bett hantierte.

Eine Spur von Verachtung lag im Blick des Milliardärs. Er wandte sich ab und ging mit großen Schritten davon. Eine Sekretärin holte ihn mit schnellen Schritten ein.

»Monsieur Sirchos!«

Der Milliardär ging merklich langsamer. Die junge Frau auf ihren unglaublich hohen Absätzen war völlig außer Atem. Ihre Pumps klapperten auf dem Fliesenboden.

»Die neuen Räumlichkeiten in Genf sind fertig«, keuchte sie und drückte den Ordner fest an ihre Brust.

»Gut«, sagte Sirchos leicht zerstreut, so als würde diese Angelegenheit ihn nicht im geringsten interessieren.

»Soll ich Doktor Zorski nicht benachrichtigen?« wunderte sich das Mädchen.

Sirchos blieb stehen und schaute seine Sekretärin an.

»Sie unternehmen nichts, wozu ich Sie nicht beauftragt habe«, brummte er schroff. »Wie heißen Sie?«

Das Mädchen wurde ganz rot im Gesicht.

»Vanessa Belon«, murmelte sie.

»Vanessa Belon«, wiederholte Sirchos nachdenklich.

»Und wo arbeiteten Sie, bevor ich Sie engagiert habe? Als Striptease-Tänzerin in einer Bar in Detroit?«

Die Sekretärin wurde knallrot im Gesicht.

Sirchos wandte sich ab und schloß sich in sein Büro ein.

Zehntes Kapitel

Sylvie näherte sich dem Nachttisch und starrte die Filmrolle an, als handelte es sich um ein ekelhaftes Tier. Vorsichtig nahm sie die Rolle zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte sie langsam zwischen den Fingern hin und her. Angesichts der Erinnerungsfetzen aus der letzten Nacht und des sie umhüllenden Nebels hatte Sylvie größte Mühe, die einzelnen Puzzlestücke wieder zusammenzusetzen. Wie kam dieses Ding auf ihren Nachttisch?

Sie erinnerte sich vage an einen Traum, in dem ein Mann in blutbesudelten Kleidern an ihre Wohnungstür gepocht, ihr etwas in die Hand gedrückt und sie gebeten hatte, niemandem zu öffnen. Diese Erinnerung ließ sie kräftig schlucken. Dann starrte sie auf den dunklen Fleck auf der gelben Kunststoffhülle. Es wurde höchste Zeit, daß sie endlich aufhörte, dieses Zeug zu rauchen ...

Mehrmals zog sie die Nase hoch, zuckte mit den Schultern, warf die Rolle aufs Bett und ging in die Küche. Sie stellte einen Topf Wasser auf den Elektroherd und kam genau in dem Moment in das Schlafzimmer zurück, als Mouss die Augen öffnete. Er sah aus wie ein Maulwurf, der in der prallen Sonne die Erde aufgewühlt hatte.

Lachend warf sich Sylvie auf ihn, küßte ihn und schob ihre Zunge zwischen seine Lippen, während ihre Hand den bereits ganz steif gewordenen Penis des jungen Mannes streichelte. Gewöhnlich haßte sie es, früh morgens mit einem Mann zu schlafen. Sie fühlte sich schmutzig, ausgetrocknet und hatte einen unangenehmen Mundgeruch. Aber mit Mouss war das etwas ganz anderes. Sie wollte, daß er jetzt in sie eindringe, sofort, ohne Vorspiel, beinahe mit Gewalt.

Sie legte sich auf den Rücken und spreizte die Beine.
»Fick mich!« stöhnte sie.

Lustvoll richtete Mouss sich auf. Die durch die Jalousien scheinenden Sonnenstrahlen fielen auf seine kupferbraune Haut. Er hob das Becken des blonden Mädchens leicht an und drang langsam in sie ein. Dann packte er Sylvies Beine und legte sie sich auf die Schultern.

»Nein ...«, stöhnte sie.

Er wußte, daß ihre Lust unendlich größer war als diese Weigerung, diese verlockende Furcht, verletzt zu werden. Mouss bewegte sich kaum. Sein Schwanz füllte die Vagina seiner Partnerin vollständig aus. Die Begierde war zu stark, und er beschloß, die Lust ganz von allein aufkommen zu lassen. Wie jedesmal, wenn sie dem Orgasmus nahe war, schien Sylvie plötzlich keine Luft mehr zu bekommen. Gierig schnappte sie mit dem Mund und wälzte den Kopf unruhig hin und her.

Mouss biß sich auf die Unterlippe. Er fühlte, daß es ihm bald kommen würde. Bereits nach knapp zwei Minuten, dachte er, nicht gerade eine Meisterleistung. Aber er wußte, daß bei nüchternem Magen nicht viel mit ihm anzufangen war. Er bumste Sylvie so heftig, daß er wenig später bereits ejakulierte. Er versuchte, an etwas anderes zu denken (doch frühmorgens funktionierte dieser Trick fast nie), stellte sich die Metro vor, malte sich aus, wie die U-Bahn mit hoher Geschwindigkeit durch den Tunnel raste, und befreite sich schließlich seines Spermas in vier, fünf Zuckungen, die ihm ein langgezogenes dumpfes Klagen entlockten. Mit glänzender Stirn und völlig außer Atem hockte er über Sylvie und stützte sich mit beiden Armen ab, um nicht auf sie zu fallen. Mit leuchtenden Augen und einem Lächeln auf den Lippen schaute sie ihn an. Er beugte sich nach vorn, um sie zu küssen.

»Es tut mir leid«, flüsterte er.

»Warum?« gluckste sie fröhlich. »Weißt du, mit dir ist es wirklich phantastisch.«

Mouss runzelte die Stirn.

»Phantastisch?«

»Ich hatte Lust, einfach so gebumst zu werden, schnell ...«, murmelte sie. »Damit es dir sofort kommt.«

Vor Schmerz verzog sie das Gesicht. Besorgt stieg Mouss von ihr herunter.

»Hab ich dir weh getan?«

Sylvie drehte sich zur Seite und suchte mit einer Hand unter ihrem Rücken.

»Nein, nicht du, dieses Ding, auf dem ich die ganze Zeit lag«, erklärte sie und zog die Filmrolle hervor. »Die Stelle an meinem Rücken wird man wohl noch nach einer Woche sehen können.«

Mouss nahm das Röllchen.

»Was ist das denn? Machst du Fotos?«

Sylvie schüttelte den Kopf.

»Nein. Da war ein Kerl, letzte Nacht, der ...«

Plötzlich hielt sie inne.

»Ein Kerl, und dann?« fragte Mouss ungeduldig.

Aus der Küche war ein seltsames Zischen zu hören.

»Das Wasser!« schrie Sylvie und sprang aus dem Bett.

Mouss betrachtete die Filmrolle in seiner Hand.

Der Studebaker schlingerte hin und her. Die vier Antriebsräder befreiten den Wagen aus dem Schlamm und beförderten ihn an den Eingang des riesigen *Pavillons*. Früher fanden dort die allergrößten Rockkonzerte statt, wovon das ganze Viertel profitiert hatte. Zahlreiche ungewöhnliche kleine Geschäfte waren dort entstanden. Später jedoch war das *Pavillon* aus der Mode gekommen und zu einer Ruine verfallen. Das defekte Dach war durch uringelbe Plastikplanen ersetzt worden, und auf der von verrosteten Stahlträgern gestützten Bühne konnten nur noch einige hartgesottene Gruppen auftreten, die vor einem ebenso kleinen wie verrückten Publikum ihre Show abzogen. Riesige Ratten tummelten sich zwischen den Beinen der Zuschauer, und nicht selten

kam es vor, daß eine dieser schäbigen Bands die Bühne vorzeitig verlassen und sich vor den Wurfgeschossen der Apachen, die dort für Ordnung zu sorgen hatten, in Sicherheit bringen mußten. Allein die Bestandsaufnahme dieser Wurfgeschosse hätte ein ganzes Lexikon der gemeinen Verbrechen füllen können. Das *Pavillon* war die oberste Spitze des Apachendreiecks.

Mirko Milan sprang aus dem Studebaker und sah sich angeekelt um. Er erinnerte sich an die mörderischen Kämpfe, an den endlosen Krieg, den er führen mußte, um in diesem Bezirk die Vorherrschaft übernehmen zu können. Bismark, diese hochnäsige Sau, hatte seinen Rückzug zwangsläufig wie einen Sieg empfinden müssen. Aber da hatte er sich geirrt! Milan hatte ihm dieses Gebiet nicht aus Angst oder Überdruß überlassen. Er hatte sich zurückgezogen, weil dieses Reich zu begrenzt für ihn geworden war, weil es seiner Position nicht mehr entsprach.

Mit dem Daumen hielt er sich ein Nasenloch zu und rotzte in eine ölig schimmernde Pfütze.

»He, Schwanzlutscher! Suchst du jemanden?«

Milan drehte sich zum Liliputaner um, der auf einem Dachbalken des *Pavillon* hockte. Nervös zupfte der Gnom an dem Efeu herum, das an der Fassade hochwuchs und von Ungeziefer zerfressen war.

»Ich habe dich was gefragt, oder?« stieß der Gnom hervor.

Milan schien überrascht.

»Meinst du etwa mich?«

Der Liliputaner hielt sich die Hand über die Augen und tat so, als würde er den Horizont absuchen.

»Ich sehe weit und breit keinen anderen Schwanzlutscher«, meinte er nach einer Weile.

Milan lächelte. Er bückte sich, hob einen Stein vom Boden und schleuderte ihn mit aller Kraft in Richtung Liliputaner. Der Stein verfehlte dessen Kopf nur um wenige Zentimeter.

»Bist du völlig verrückt geworden?« schrie der Liliputaner und versuchte, zum Fenster zu gelangen.

Ein Viertel der Bruchsteinmauer stürzte genau vor ihm ein, der Gnom konnte nicht weiter. Er geriet in Panik. Er rutschte auf dem Balken aus. Verzweifelt klammerte er sich an eine blattlose Efeuliane.

»Ich werde dich zerquetschen wie eine häßliche Spinne«, drohte Milan und ergriff einen Betonbrocken. »Dann erinnerst du dich auch wieder an den Schotter, mit dem du auf meinen kleinen Bruder geworfen hast!«

»Zum Teufel mit deinem Bruder!« fluchte der Zwerg, dessen unförmiger Körper gefährlich über der Tiefe baumelte.

»Mach dein Testament!« fluchte Milan mit dumpfer Stimme und holte weit aus.

Da packte ihn eine Hand am Gelenk und zwang ihn durch eine brutale Drehung, sein Wurfgeschloß loszulassen.

»Ein lustiges Spiel, nicht wahr?« grinste Bismark. »Aber ich bin leider gezwungen, es zu unterbrechen.«

Er deutete auf den Liliputaner, der versuchte, sich in Sicherheit zu bringen, und dabei fürchterlich fluchte.

»Ich brauche ihn noch. Wenn das eines Tages nicht mehr der Fall sein sollte, lasse ich's dich wissen. Dann werden wir einen flotten Ringkampf veranstalten, wie in der guten alten Zeit. Nicht wahr, Milan?«

Er tätschelte ihm unsanft den Nacken.

»Wie in der guten alten Zeit!« wiederholte er mit hysterischer Stimme. »Nicht wahr, Milan? Nicht wahr?«

Dann wurde er plötzlich wieder ernst.

»Du weißt doch, daß du nicht mit Steinen auf das Zwerglein werfen sollst!« murmelte er zynisch. »Du kennst ihn doch, er ist sehr nachtragend. Wenn er jemanden nicht riechen kann ...«

»Behalt deine Sprüche für dich, Bismark!« unterbrach ihn Milan. »Wenn ich diesen Knirps noch mal dabei erwische, daß er mit toten Ratten nach meinem Bruder

Stefan schmeißt, wird er sich in den eigenen Schwanz beißen!«

Einen Augenblick lang trübte sich Bismarks Blick. Haßerfüllt starrte er Milan an. Dann bekam er sich wieder unter Kontrolle und klopfte Milan auf die Schulter.

»Aber Milan! Du wirst unsere gute alte Freundschaft doch nicht durch solche Lappalien aufs Spiel setzen wollen, oder? Oder? Eine so feste, alte Freundschaft!«

Milan schob Bismarks Arm zur Seite.

»Willst du etwa nicht mehr mein Freund sein?« fragte der Bandenchef und schnitt eine Grimasse, die ihn wie ein Dinosaurier aussehen ließ.

»Vito hat dir ganz deutlich zu verstehen geben, daß du nur die Ausrüstung zerstören solltest, nicht die Männer!« knurrte Milan.

»Ach so! Deswegen bist du gekommen! Um mir Vorwürfe zu machen? Mir?« sagte Bismark und legte seine tätowierte Hand auf die Brust. »Hierher bist du gekommen, um mir Vorwürfe zu machen?«

»Du wurdest für eine ganz bestimmte Arbeit bezahlt, für eine einfache Arbeit, die ich den Kindern aus der Gegend für eine Handvoll Kröten hätte anbieten können. Und du bist nicht imstande, das zu erledigen?« zischte Milan und trat vorsichtigerweise einen Schritt nach hinten.

»Der Geier ist tot?« fragte der Bandenführer belustigt.

»Nein, aber so gut wie. Er liegt im Koma, im Saint-Louis.«

»Ich hab ihn kaum angerührt, das schwör ich dir«, verteidigte sich Bismark. Dabei grinste er, ehrlich wie ein Versicherungsagent. »Hör zu, Milan, du kennst sie doch, diese Giftzwerge. Oder? Wenn du sie nicht dauernd anbrüllst, nehmen sie dich nicht für voll. Ich hab ihm wirklich nicht den Kopf einschlagen wollen. Was kann ich denn dafür, daß deine Kumpel Köpfe wie Kanarienvögel haben, verdammt noch mal!«

Milan schüttelte den Kopf.

»Du weißt nicht, wie stark du bist«, sagte er ironisch.

»Genau«, frohlockte Bismark und schnippte mit den Fingern. »So ist es. Ich kenne meine Kraft nicht.«

Er lachte laut und spuckte Milan genau zwischen die Stiefel.

»Ich warte nur darauf, daß jemand kommt und seine Kräfte mit mir mißt«, schloß er mit rauher Stimme.

Milan schauderte. Er hatte große Lust, diesen Drecks-kerl mit dem Kopf in den Schlamm zu stopfen und ihn auszupeitschen. Dieser Wunsch stand ihm wohl im Gesicht geschrieben, denn Bismark drehte sich langsam um und faßte sich mit der Skorpionhand an den Gürtel.

»Wenn ich jetzt in meine Jacke greife, legst du mich dann um?« murmelte Milan.

»Unter uns gesagt, so was tut man nicht ...«, antwortete Bismark.

»Um so besser«, grinste Milan und zog ein Bündel Banknoten aus der Tasche.

Bismarks Verkrampfung löste sich merklich.

Gewiß hatte die Zeit ihn vieles vergessen lassen, doch er hätte sich unbedingt daran erinnern müssen, daß er Milan nie, nicht einmal eine halbe Sekunde lang, aus den Augen lassen durfte. Dessen wurde er sich aber leider erst wieder bewußt, als ihm das Messer in den Unterleib drang. Milan packte ihn am Nacken und versetzte ihm zwei Schläge zwischen die Augen. Dann zog er ihn nahe an sich heran.

»Erinnerst du dich an die gute alte Zeit, Bismark?« flüsterte er ihm ins Ohr, während der Blick des Bandenführers sich trübte. »Keine Zeugen, hieß es. Niemals einen Zeugen.«

Bismark sank in die Knie. Milan drückte ihn gegen die Tür des Studebakers.

»Sauhund!« zischte Milan. »Du stinkst bereits nach Aas, aber so einfach kommst du mir nicht davon. Ich habe noch eine kleine Überraschung für dich. Stefan! Vito!«

Entsetzen breitete sich in Bismarks Augen aus, als er Milans Brüder aus dem Studebaker springen sah. Vito hielt eine Maschinenpistole auf das *Pavillon* gerichtet, wo sich nichts und niemand rührte. Mit gierigen Augen näherte sich Stefan, das Riesenbaby, dem Apachenfürher und öffnete bereits den Reißverschluß seiner Hose.

»Du wirst merken, wie gut das tut!« tobte Milan.

Verzweifelt schüttelte Bismark den Kopf. Milan warf ihn auf alle viere in den Schlamm. Mit dem Messer schnitt er die Lederhose des Apachenhäuptlings auf und entblößte dessen riesigen runden Hintern.

»Du bist 'ne Sau!« spie Milan. »'ne dicke brünstige Sau!«

Das Schauspiel erregte Stefan, der das wirklich nicht nötig hatte ...

Die Lichter waren nicht mehr so grell und kreisten langsamer. Es erinnerte nun an einen scheußlichen Alkoholrausch. David hatte unbändige Lust zu kotzen. Als er versuchte, sich aufzurichten, vernahm er eine Stimme in seinem Kopf:

»Bleiben Sie ruhig liegen, Monsieur Toland.«

Warum schrie man denn so? David wurde erneut bewußtlos.

Wie erwartet, lösten die Nebelschwaden sich nach einer guten Tasse Kaffee und einer Dusche allmählich auf. Als Mouss mit den Croissants vom Bäcker zurückkam, konnte Sylvie sich wieder ganz genau an den Mann erinnern, der ihr die Filmrolle gegeben hatte. Aber sie sagte kein Wort, sondern blieb eher nachdenklich. Mouss setzte sich, nahm ein Croissant aus der Papiertüte, schnitt es der Länge nach auf, strich Butter auf die eine Hälfte und tauchte sie in seinen Kaffee.

»Man erzählt, letzte Nacht habe sich ein Mann hier im Haus das Leben genommen«, erklärte der junge Bur-

sehe und verschlang gierig sein aufgeweichtes Croissant.

Sylvie hob den Kopf.

»Die Bullen befragen sämtliche Mieter«, fuhr Mouss fort. »Der Kerl ist aus dem Fenster im obersten Stockwerk gesprungen. Muß das ein Sturz gewesen sein!«

Plötzlich hielt er inne, und der Kaffee tropfte von seinem Croissant auf die Tischdecke.

»Was hast du? Was machst du für ein Gesicht ...?«

»Der Kerl ...«, stammelte Sylvie verwirrt.

»Was ist mit dem Kerl?« fragte Mouss besorgt.

»Es muß dieser Typ gewesen sein, der mir den Film gab«, erklärte das Mädchen. »Jetzt erinnere ich mich. Er war verletzt, schien vor etwas zu flüchten ...«

»Hör zu«, seufzte Mouss. »Wir waren völlig zu letzte Nacht.«

»Na und?« schnappte Sylvie. »Ich habe diesen Kerl gesehen. Voller Blut. Er gab mir den Film und schloß eigenhändig die Tür, bevor er die Treppe hinaufstieg.«

Mouss schüttelte den Kopf.

»Gut, du hast jemanden gesehen, der dir Fotos untergejubelt hat. Und dann? Was beweist das schon? Wenn er wirklich verfolgt wurde, warum ist er dann nicht einfach in die Wohnung gekommen?«

»Weiß ich doch nicht«, murmelte Sylvie.

Sie schien völlig ratlos, fast sogar verängstigt zu sein. Mouss konnte sich nicht daran erinnern, sie jemals in einem solchen Zustand gesehen zu haben. Normalerweise war Sylvie ein unbekümmertes, selbstsicheres, unkompliziertes Mädchen ohne Probleme oder Komplexe, das stets gut gelaunt war. Und nun hatte diese banale Filmrolle eines Unbekannten sie völlig aus der Fassung gebracht. Es war verrückt.

Den Rest des Croissants ließ Mouss im Kaffee schwimmen.

»Am einfachsten wäre es, zu einem der Polizisten, die

im Haus herumrennen, zu gehen und ihm die ganze Geschichte zu erzählen ...«

Entsetzt hob Sylvie den Kopf.

»Nein!«

Mouss runzelte die Stirn.

»Wieso nicht?«

»Ich will nicht, daß die Bullen in meinen Privatangelegenheiten rumschnüffeln!« schrie Sylvie.

Doch dann beruhigte sie sich wieder.

»Weißt du, was wir tun werden? Wir werden diesen verfluchten Film ganz einfach in die Mülltonne werfen und niemandem etwas davon erzählen. Einverstanden?«

Einen Augenblick lang zögerte Mouss. Dann zuckte er mit den Schultern.

»Einverstanden«, seufzte er.

Er erhob sich, nahm den Film und verließ die Wohnung. Mit lautem Knall öffnete er den Deckel der Mülltonne, ließ den Film in seinem Hemd verschwinden, klappte den Deckel erneut zu und ging - sich die Hände reibend - zu seiner Freundin zurück.

»Was hältst du davon, wenn wir einen kleinen Ausflug zum See machen?« schlug er vor.

»Eine hervorragende Idee«, stimmte Sylvie freudig zu und sprang von ihrem Stuhl auf. »Vielleicht könnten wir dann auch reiten?«

»Wenn du möchtest«, antwortete Mouss.

Er hatte nicht die geringste Lust, zum See hinauszufahren und eine Stunde auf dem Rücken eines dieser verdammten Gäule zu verbringen. Er hatte nur ein Verlangen: sich in ein Labor zurückzuziehen und diese Bilder zu entwickeln. Bestimmt würde sich ihm eine Möglichkeit bieten, sich im Lauf des Nachmittags irgendwann zu verdrücken ...

Armyan Simba hatte eine wundervolle Mischlingsfrau geheiratet, die himmlisch kochen konnte. Simba und

seine Frau waren seit zwölf Jahren verheiratet und hatten einen zwölfjährigen Sohn. Zorski konnte sich nicht erinnern, die beiden jemals miteinander streiten gehört zu haben. Beim Genuß des Cognacs, der zur Krönung des vorzüglichen Mahls serviert wurde, ertappte Zorski sich dabei, daß er seinen Kollegen beneidete. Bei gutem Essen und köstlichen Weinen wurde ihm stets etwas wehmütig zumute; fast bedauerte er es, ein eingefleischter Junggeselle zu sein, von einem Kasino ins andere zu hetzen, von Operationssälen zu Cocktailpartys, von offiziellen Empfängen zu zwielichtigen gesellschaftlichen Ereignissen; fast bedauerte er es, nur selten im selben Bett zu schlafen und noch seltener mit derselben Frau. Zorski war ein umschwärmter Mann, den die Frauen der prominenten Persönlichkeiten, mit denen er zusammenkam, bedenkenlos in die Kategorie der verführerischen Männer einordneten. Fast die Hälfte aller Frauen, die von den Agenturen zu den Starmannequins gezählt wurden, hatten in seinen Armen gelegen. An jenem Abend jedoch wäre er gern an Simbas Stelle gewesen, hätte er gern das friedliche Leben und die treue Leidenschaft seines Kollegen genossen.

Dieser Anflug von Eifersucht hielt jedoch nie lange an. Solche Gefühle waren beim Meister der Herzchirurgie nicht von langer Dauer. Allerdings machte der Kontrast zwischen Simbas scheinbarem Einfallsreichtum und der Beständigkeit seines Familienlebens Zorski weiterhin stutzig. Zorski war das genaue Gegenteil von Simba, die Rückseite des Spiegels, das Negativ, sowohl von der Hautfarbe als auch von der Lebensart her.

Junior, Armyan Simbas Sohn, trat ins Wohnzimmer. Er trug einen ausgefallenen orangefarbenen Trainingsanzug und warf seine Sporttasche aufs Sofa. Er ließ sich in einen Sessel fallen und seufzte laut.

»Schon wieder verloren?« erkundigte sich Simba.

Junior verzog den Mund und nickte traurig mit dem Kopf.

»Diese Idioten haben eine Basis gesprengt, und der Schiedsrichter hat nichts gesehen«, knurrte er.

»Und euer neuer Werfer?«

»Kannst du vergessen!« zischte Junior und sprang mit einem Satz auf.

Er trat an den Tisch und reichte Zorski die Hand.

»Guten Tag, Mister Zorski. Entschuldigen Sie bitte, aber ich bin total erledigt.«

»Das kann ich gut verstehen« sagte Zorski lächelnd und schüttelte Junior die Hand.

Der Junge wandte sich an seinen Vater.

»Papa, gibst du mir bitte den Schlüssel zum Universum zurück?«

»Kommt nicht in Frage.«

»Bitte«, flehte Junior. »Ich muß ein neues Spielprogramm ausarbeiten. Ich bin sicher, daß ich es diesmal verkaufen kann.«

»Am Sonntag sprechen wir noch mal darüber«, entschied Simba mit ruhiger Stimme. »Geh in die Küche, deine Mutter hat dir etwas zu essen gemacht.«

Junior zuckte mit den Schultern und verließ das Wohnzimmer.

»Der Schlüssel zum Universum?« fragte Zorski erstaunt.

Simba lächelte.

»Das ist das Zimmer, wo er seine Computer stehen hat«, erklärte der schwarze Riese. »Nach zwei Geldstrafen und fünf Polizeibesuchen war ich gezwungen, das Zimmer abzuschließen. Ich sage dir, Mark, diese Computer-Kids werden in diesem Land noch für so manches Durcheinander sorgen. Apple und American Express habe ich bereits Schadenersatz zahlen müssen, mit National Drug und der Informatikabteilung des M.I.T. habe ich einen Prozeß laufen. Wenn das so weitergeht, arbeite ich am Ende nur noch, um für Juniors Dummheiten zu bezahlen.«

Zorski lachte.

»Du beklagst dich, daß du einen begabten Sohn hast?«

»Du hast gut reden«, seufzte Simba. »Letzten Monat hatte er nichts Besseres zu tun, als in das System meiner Bank einzudringen und imaginäre Einzahlungen auf mein Konto zu verbuchen. Es ist ihm gelungen, die Geheimcodes sämtlicher Versicherungen hier aus der Gegend zu entschlüsseln und täglich mehr als tausend Dollar auf mein Konto zu überweisen. Kannst du dir das vorstellen? Dieser Bursche treibt mich noch in den Wahnsinn.«

Zorski lachte noch lauter, doch dann plötzlich hielt er inne.

»Was hast du?« fragte Simba beunruhigt.

»Heißt das, daß Junior verschlüsselte Systeme knacken kann?«

Simba nickte.

»Natürlich nur dann, wenn er den Einstiegscode herausgefunden hat. Viele Kinder vertreiben sich mit solchen Spielereien die Zeit.«

»Und wenn er keinerlei Operationen vornimmt, kann niemand ihm auf die Spur kommen?«

Simba schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

»Mein Gott, woher soll ich das wissen? Das mußt du ihn schon selbst fragen. Aber warum ...«

Zorski beugte sich leicht nach vorne.

»Ich möchte, daß Junior versucht, Verbindung mit dem Miami Hospital aufzunehmen«, murmelte er.

Elftes Kapitel

Abgesehen von einer leichten Migräne, anhaltenden Beschwerden in der Leistengegend und einem ständigen Obelkeitsgefühl ging es David Toland viel besser. Er war wieder bei Bewußtsein, und auch wenn seine Erinnerungen nach wie vor in dichten Nebel eingehüllt waren, so wußte er doch wieder, wer er war und wo er sich befand, als er seinen Freund Loic Gaborit ins Zimmer treten sah.

Der Arzt lächelte, konnte seine Besorgnis aber nur schwerlich verbergen.

»Kannst du mir vielleicht erklären, warum diese blöde Krankenschwester sich weigert, mir zu essen zu geben?« schimpfte David und richtete sich in seinem Bett auf.

Gaborit trat an sein Bett und schob ihm ein zusätzliches Kissen in den Rücken.

»Eine Anweisung von mir«, gestand der Arzt.

»Natürlich«, seufzte David. »Es ist ein wahres Vergnügen, auf der Abteilung eines guten Freundes untergebracht zu sein. Mein Gott, Loic, ich habe Hunger!«

Gaborit ließ sich auf der Bettkante nieder.

»Willst du eine umfassende Darstellung deines Zustandes hören?«

»Das wäre nett«, knurrte David.

Gaborit hob den Kopf.

»Als du vor zwei Wochen hierher gebracht wurdest ...«

Toland riß die Augen auf. Vor zwei Wochen?

»... hattest du ein Blutgerinnsel im Kopf und warst zu drei Vierteln gelähmt. Du befandest dich in einem Zustand, den wir als vigiles Koma bezeichnen. Dein Körper und dein Gesicht waren vor lauter Blutergüssen komplett geschwollen. Es ist mir gelungen, das Gerinnsel durch Laserstrahlen zu beseitigen, worauf du so gleich eine starke Gelbsucht bekamst. Diese Gelbsucht

war das erste Symptom einer akuten Urämie. Du konntest nicht mehr pinkeln. Nicht einen einzigen Tropfen! Man hatte dich dem Tod entrissen, und du steuertest wieder schnurstracks auf ihn zu, wie ein alter Nierenkranker. Alle meine Kollegen sprachen sich für eine sofortige Nierentransplantation aus. Wir hatten eine Niere auf Lager, die dich hätte retten können ...«

Gaborit grinste spöttisch.

»... eine von der Z.S.A. gelieferte Niere«, verdeutlichte er. »Ich war der Meinung, daß dieser Umstand dich schneller in den Tod treiben würde als die Krankheit selbst, und so habe ich unsere guten Beziehungen ausgenutzt, um dir diese Schmach zu ersparen. Ich bin also das Risiko eingegangen und habe dich an eine künstliche Niere angeschlossen und gewartet ...«

David runzelte die Stirn.

»Und dann?«

»In der darauffolgenden Nacht hast du ins Bett gerußt«, grinste Gaborit. »Deine Nieren begannen erneut normal zu funktionieren. Ich bedanke mich bei dir, daß du mir recht gegeben hast. Zur Belohnung sollst du heute abend einen kleinen Imbiß gestattet bekommen. Was möchtest du haben?«

»Eine Spargelcremesuppe, Nieren in Madeirasauce mit riesigen Champignons und eine Schokoladenmousse«, zählte der Sammler auf.

Gaborit seufzte enttäuscht und rieb sich die Nase.

»Sojabohnensalat, mageres Fisch-Püree und Apfelkompott«, murmelte er. »Ich hoffe, es war nur ein Spaß?«

»Ja«, gab David mit einem entzückten Lächeln zu. »Stell dir vor, ich weiß, was eine Urämie ist. Ich kenne doch meine Kundschaft.«

Dann wurde er gleich wieder ernst.

»Loic.«

Der Arzt hob den Kopf.

»Ja?«

»Ich habe mir von einer Bande Ganoven den Kopf einschlagen lassen, nicht wahr?«

Gaborit zog die Nase hoch und wandte sich gelangweilt ab.

»Loic, verdammt noch mal, hör mir zu!« erregte sich David. »Allerlei Bilder gehen mir durch den Kopf, aber ich kann mich nicht mehr an das erinnern, was genau passiert ist! Ich muß es wissen.«

Mit den Fingerspitzen rieb Gaborit sich die Wange.

»Gut«, gab er schließlich nach. »Unter der Umgehungsstraße an der Porte de Clignancourt hat man dich gefunden. Man hatte dich verprügelt. Du sahst aus, als hättest du einen halben Tag lang mit dem Boxweltmeister im Schwergewicht im Ring gestanden.«

David fuhr sich mit rauher Zunge über die nach wie vor geschwellenen Lippen.

»War ich allein?« fragte er mit leiser Stimme.

Gaborit schwieg.

»Was ist mit Gerard?« beharrte David.

Der Arzt schüttelte den Kopf.

»Gerard Roussel ist tot«, flüsterte er und starrte zum Fenster hinaus. »Und der Cherokee ist total ausgebrannt.«

David zeigte keinerlei Reaktion, so als sei er völlig geistesabwesend.

»Was hast du vor?« fragte Gaborit.

David schwieg einige Sekunden lang, bevor er mit ausdrucksloser Stimme antwortete:

»Warum hast du mich nicht krepieren lassen, Loic?«

»Wir leben nicht mehr in einer Zeit, da Menschen an einem Gerinnsel oder an einer defekten Niere sterben müssen«, antwortete der Arzt nervös. »Das müßtest du doch am besten wissen.«

Als sein Freund weiterhin hartnäckig schwieg, fuhr Gaborit fort:

»Ich weiß nicht, ob jetzt wirklich der richtige Moment ist, um mit dir darüber zu sprechen, aber ...«

Einen Moment lang zögerte er. David schien die Fortsetzung ihrer Unterhaltung überhaupt nicht mehr zu interessieren.

»Erinnerst du dich an Boris Gerstein?«

»Der Pressezar und Aktionär der Z.S.A.?« murmelte David.

»Genau«, bestätigte Gaborit. »Als er erfuhr, was geschehen war, schlug er vor, deine Versicherung zu decken und deine sämtlichen Schulden zu bezahlen. Ohne irgendwelche Bedingungen.«

David drehte sich auf die Seite und kehrte Gaborit den Rücken zu.

Stille, Schweigen. Eine Minute später erhob sich der Arzt und verließ das Zimmer. David Toland sah zum Fenster hinaus auf einen von fasrigen Wolken durchzogenen Himmel ...

Zwei Wochen nach dem Eingriff durch Mark Zorski verließ Pamela Sirchos das Krankenhaus und sah in keiner Weise wie jemand aus, der seine dritte Operation am offenen Herzen hinter sich hatte. Erneut zeigte sie sich von ihrer lebenswürdigsten Seite, stand einem Heer von Journalisten, die sie am Ausgang des Krankenhauses erwarteten, Rede und Antwort und gab ihren jungen, aus allen Teilen des Landes angereisten Verehrern tonnenweise Autogramme. Ihr Ehemann wußte ganz genau, daß es keinen Zweck hatte, sie von den Medien fernzuhalten. Pamela liebte es, im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen, und auch die peinlichsten Fragen der unnachgiebigsten Journalisten konnten den Rhythmus ihres Herzschlags nicht um mehr als zwei oder drei Schläge pro Minute beschleunigen. Da Alexander Sirchos ebenfalls wußte, wie starrköpfig Journalisten sein konnten, hielt er es berechtigterweise für angebracht, der Sache ein schnelles Ende zu bereiten. Pamela *war fit and well*. Schluß. Pamela und alle ihre medizinischen Betreuer, an de-

ren Spitze Hugo Russel stand, zogen in die wundervolle Villa der Familie Sirchos in West Palm Beach ein. Abgesehen von dem extravaganten Luxus, der ihn charakterisierte, war dieser Ort eine wahre Insel der Ruhe, wo es nur den Vögeln erlaubt war, geräuschvoll ihre Anwesenheit zu bekunden.

Die schweren Eisengitter, die Unbefugten den Zugang zum Park verwehrten, öffneten sich, um den Lincoln Continental passieren zu lassen, der langsam den Kiesweg zum Wohnsitz der Familie Sirchos hinauffuhr. Ohne echte Begeisterung betrachtete Pamela durch die getönten Wagenfenster hindurch die eindrucksvolle Silhouette der Villa. Im Gegensatz zu ihrem Mann, der vorgab, diesen Ort zu lieben, hatte Pamela jedesmal, wenn sie hierherkam, das schmerzliche Gefühl, in einen goldenen Käfig eingesperrt zu werden, in ein perfekt geschütztes, vollkommen keimfreies, geruch- und geschmackloses Aquarium, das sorgfältig vor der Außenwelt abgeschirmt wurde. Doch diesmal mußte sie mindestens ein Jahr lang hier verweilen, bis feststand, daß auf ihre neue Herzklappe Verlaß war.

Vom Flugzeug aus erinnerte die Villa inmitten des Ozeans an ein prachtvolles Schmuckstück aus Weißgold, das von zwei Swimmingpools - einer mit Meer- und einer mit Süßwasser - umgeben war und in einem grünblauen Schmuckkästchen lag, das der riesige französische, nach strikten geometrischen Mustern angelegte Garten mit den unzähligen Springbrunnen und kleinen Teichen darstellte. Die Wachtürme an den äußersten Winkeln des Parks waren unauffällig getarnt, beinahe vollkommen unsichtbar.

Pamela seufzte leise und drückte die Stirn an das kühle Wagenfenster. Sie, die das Leben so liebte, die so gern durch die Welt reiste, die anderen Leuten begegnete und sie kennenlernen wollte ... Hier würde sie bestimmt depressiv werden, bevor diese verfluchten Ärzte ihr erlauben würden, ein normales Leben zu führen.

Ungeachtet dessen, was Alexander behauptete, wußte Pamela auch, daß er nicht mehr so oft bei ihr sein würde. Selbstverständlich hatte er in Fort Lauderdale, nur wenige Kilometer von der Villa entfernt, neue Büroräume einrichten lassen, aber bald schon würden seine Geschäfte ihn wieder zu unendlich langen und geheimnisvollen Reisen um die ganze Welt führen. Nicht alle Einzelheiten ließen sich aus der Ferne regeln, manchmal war seine Anwesenheit einfach unabdingbar. Pamela konnte nicht vergessen, wie er einmal gesagt hatte, daß er die Atmosphäre eines Landes unbedingt selbst spüren müßte, bevor er sich dort engagieren könnte, und daß selbst die besten Mitarbeiter nicht immerzu nur mobilisiert werden könnten, wenn sie ihren Chef nicht von Zeit zu Zeit zu Gesicht bekämen. Alle diese Erklärungen dienten im Grunde nur dazu, Pamela von der Notwendigkeit seiner Abwesenheit zu überzeugen. Sie mußte sich den Tatsachen beugen: Sie konnte ihn nicht mehr überallhin begleiten.

Als sie aus dem Lincoln stieg und die drei Krankenschwestern sah, die sie, wie Figuren einer düsteren Komödie, mit starrem Lächeln auf den strengen Gesichtern auf der Treppe erwarteten, fragte sie sich, ob dieses Leben eigentlich noch lebenswert war ...

Mark Zorski hieb mit der Faust auf den Schreibtisch. Aber der Direktor, ein hagerer kleiner Mann mit einer spitzen Nase und winzig kleinen rechteckigen Brillengläsern, zeigte keinerlei Reaktion.

»Wie konnte denn eine solche Entscheidung ohne mein Einverständnis getroffen werden?« brüllte der Chirurg.

»Sie waren vom Verwaltungsrat nur als Berater hinzugezogen worden«, berichtete der Direktor mit leiser Stimme. »Sämtliche Aktionäre des Krankenhauses sowie die Gemeindevertreter von Philadelphia waren anwesend, nur Sie zogen es wie gewöhnlich vor, der Sit-

zung fernzubleiben. Sie hielten es nicht einmal für nötig, sich vertreten zu lassen.«

»Und was hätte das geändert?« wetterte Zorski. »Der Verwaltungsrat hat mich hintergangen, das ist die Wahrheit!«

Gemächlich schüttelte der Direktor den Kopf.

»Die Wahrheit ist, daß Ihnen eine komplette Etage des Hospitals zur Verfügung steht und wir uns eine derartige Belastung nicht mehr leisten können. Ihre Forschungsarbeit belastet das Budget unseres Instituts schwer. Zudem haben wir dieses Jahr die dringend benötigten Subventionen leider nicht gewährt bekommen.. Noch vor Ende dieses Jahres werden weitere hundertdreißig Betten aufgestellt, und die Aerospace liefert uns endlich die beiden geforderten Scanner. Wir brauchen mehr Platz, Doktor Zorski, und ferner möchte ich Sie daran erinnern, daß Sie es bislang nicht für angebracht hielten, den Mitgliedern des Verwaltungsrats irgendwelche Resultate Ihrer geheimnisvollen Forschungen vorzulegen, so daß sie nicht länger das Geld und den Raum rechtfertigen, den Sie für Ihre Arbeit beanspruchen. So jedenfalls lauten die Beschlüsse des Verwaltungsrats.«

Zorski musterte den Direktor und begann laut zu lachen.

»Ich bin Mark Zorski!« brüllte der Chirurg. »Und ich habe den Eindruck, daß die Mumien, die sich in Ihrem verdammten Verwaltungsrat den Bauch vollstopfen, das vergessen haben. Mir allein haben Sie mehr als die Hälfte aller Patienten Ihres verfluchten Hospitals zu verdanken. Aus aller Welt kommen Kranke nach Philadelphia, um sich von Zorski operieren zu lassen. Haben Sie das vergessen?«

»Auch über dieses Detail wurde lange diskutiert«, antwortete der Direktor mit gleichbleibender Stimme. »Aber das Funktionieren eines Instituts wie des unsrigen bringt Zwänge mit sich, die auch Sie nicht außer

acht lassen dürfen. Wir haben Ihnen vieles bewilligt Doktor Zorski. Abgesehen davon, daß Sie gegen geltende Vorschriften verstoßen, einen Teil des Hospitals für Forschungsarbeiten beanspruchen, die keinen einzigen Dollar einbringen, gehen Sie sogar so weit, des öfteren und aus irgendwelchen schleierhaften humanitären Gründen Eingriffe vorzunehmen, ohne Geld dafür zu verlangen. Wir sind in der Tat nicht länger bereit, Ihr Image und Ihre spektakulären Auftritte in der Öffentlichkeit zu finanzieren.«

Zorski trat einen Schritt nach hinten und runzelte die Stirn. Nie zuvor hatte der Direktor es gewagt, in diesem Ton mit ihm zu reden. Bislang hatte Zorski als unantastbar gegolten, als wahres Aushängeschild des Hospitals von Philadelphia. Der Arzt bezweifelte, ob eine gewöhnliche Verwaltungsratssitzung einen solchen Meinungsumschwung bewirkt haben konnte. Es mußte eine Erklärung für diese Kraftprobe geben. Vielleicht wollte man ganz einfach nur seine Reaktion auf die Probe stellen? In dem Fall würde er es ihnen schon zeigen ...

»Es gibt eine Menge Krankenhäuser und Kliniken in diesem Land, die sich meine Dienste eine schöne Stange Geld kosten lassen würden«, knirschte er.

Er deutete mit dem Zeigefinger auf den Direktor, den diese Drohung aber offensichtlich völlig kalt ließ.

»Und wenn ich gehe, wird auch Doktor Simba gehen«, fügte Zorski hinzu. »Auf einen Schlag werden Sie zwei der weitbesten Chirurgen verlieren, und Ihre verfluchte Klinik wird in der Bedeutungslosigkeit versinken. Ist es wirklich das, was die Autoritäten dieser Stadt anstreben?«

Der Direktor räusperte sich leise.

»Den Autoritäten von Philadelphia ist das völlig gleichgültig, aber die Aktionäre haben es satt, ihr Geld zu verlieren. Ich hoffe, Sie verstehen, daß ...«

»Ich verstehe überhaupt nichts«, entgegnete Zorski.

»Morgen früh haben Sie meine Kündigung auf dem Schreibtisch liegen, und die von Doktor Simba ebenfalls. Bis Ende der Woche wird der Operationsplan noch eingehalten.«

»Wie Sie wollen ...«, murmelte der Direktor.

Zorski verließ das Büro und schlug die Tür wütend hinter sich zu.

Einen Augenblick lang betrachtete der Direktor seine Fingerkuppen, dann hob er den Telefonhörer ab.

»Verbinden Sie mich bitte mit Alexander Sirchos im Miami Hospital ...«

Weder der Reit- noch der üblichen Ruderpartie war Mustapha entkommen. Total erschöpft, mit wundem Rücken und Blasen an den Händen verabschiedete er sich von Sylvie. Im Lauf des Tages war er immer unruhiger, immer ungeduldiger geworden. Zwischen seiner Liebe zu Sylvie und seinem Wunsch, diese Fotos zu entwickeln, hatte er sich schließlich für letzteres entschieden und sich seiner Freundin gegenüber ziemlich barsch benommen. Sylvie wollte mit der Clique zusammen zu Abend essen.

»Du hattest mir doch versprochen, wir würden diesen Tag zusammen verbringen!« hatte sie protestiert.

»Hör zu, ich war den ganzen Tag mit dir zusammen. Ich hasse Pferde, um ein Haar hätte ich mir das Genick gebrochen, die Hände habe ich mir blutig gerudert auf diesem verfluchten See! Jetzt habe ich noch zu tun ...«

Er zog die Nase hoch und schaute zur Seite, ehe er mit leiser Stimme hinzufügte:

»Eine Filmmontage fertigzustellen.«

Nach dieser letzten Erklärung verschwand der hübsche Mouss. Sylvie war wütend über das, was ihr wie ein unverständliches Sichentziehen vorkam. Letzte Nacht noch hatte der junge Mann nur davon gesprochen, daß er sie nie wieder verlassen würde, und seine

feurigen Umarmungen durch flammende Worte betont. Seine Zärtlichkeiten waren also doch nur Schein.

»Du weißt, wo du mich findest!« hatte Sylvie schroff geantwortet und ein Taxi herbeigewunken.

Dabei tat Mouss diese brutale Trennung wirklich leid. Nur allzugern hätte er seine Neugier mit Sylvie geteilt, die Fotos mit ihr zusammen entdeckt, aber ihre Reaktion am Morgen war derart heftig gewesen ... Wer weiß, was sie getan hätte, wenn sie erfahren hätte, daß Mouss den Film nicht in die Mülltonne geworfen hatte? Unter diesen Umständen war es wirklich besser, sie aus allem herauszuhalten, auch wenn es dadurch zum Streit kam.

Auf der Heimfahrt, in der Metro, dachte er bereits nicht mehr an Sylvie, sondern nur noch an den Film und an die Fotos. Er befürchtete, er habe sich von kindlichen Illusionen hinreißen lassen, sich einen wahren Roman in seinem Kopf ausgedacht. Die Aussicht, möglicherweise nur banale und zugleich bestürzende Ferienbilder zu entwickeln, beunruhigte ihn. Eine ältere Dame, die ihm gegenüber saß, warf ihm einen mißtrauischen Blick zu.

Noch am selben Abend schloß Mustapha Mouss sich in sein Amateurlabor ein und fixierte die Negative des Films.

Er verließ die Wohnung, um Lebensmittel und einen Kasten Whisky einzukaufen, schloß sich in seinem Appartement ein und zog den Stecker des Telefons aus der Wand. Zwei Wochen lang blieb er von der Außenwelt abgeschnitten. Vierzehn Tage, die er einzig und allein damit verbrachte, nach einem logischen Zusammenhang dieser vierundzwanzig Bilder zu suchen, die er vergrößert und an den Wänden seiner Wohnung befestigt hatte.

Es war schrecklicher als alles, was er sich vorgestellt hatte. Schließlich ging er in die Nationalbibliothek und machte Fotokopien von sämtlichen Zeitungen, die am

Tag nach dem Selbstmord des Journalisten erschienen waren. Sorgfältig schnitt er alle Artikel über die Demonstration und die nachts ausgebrochenen Unruhen aus.

Beim Lesen des letzten Artikels fiel sein Blick auf eine kurze Notiz zum Überfall, dem ein unabhängiger Sammler namens David Toland zum Opfer gefallen war ...

Auf Mark Zorski warteten weitere Überraschungen. Im ganzen Hospital suchte er nach Simba, um ihn über die Entscheidung des Verwaltungsrats und die gemeinsame Haltung, die er in dieser Angelegenheit einnehmen wollte, in Kenntnis zu setzen. Ein Assistenzarzt teilte ihm mit, daß Doktor Simba sich bei den beiden letzten Operationen dieses Tages vertreten ließ, jedoch keineswegs krank zu sein schien und auch keinerlei Erklärungen abgegeben hatte. Was ganz und gar nicht Simbas Art war. Wie Zorski hätte auch der schwarze Riese noch mit vierzig Grad Fieber und zwei gebrochenen Beinen operiert. Zorski rief bei seinem Kollegen zu Hause an, wo er von dessen Frau erfuhr, daß sie nichts von ihm gehört hatte und der Meinung war, er hielte sich nach wie vor im Krankenhaus auf.

Mit besorgter Miene legte Zorski wieder auf. Gewöhnlich war es nicht Simbas Art, spurlos zu verschwinden und seine Patienten gewissermaßen auf dem Operationstisch im Stich zu lassen. Ferner wußte Zorski, daß sein Freund äußerst empfindlich auf Mißerfolge reagierte, und so erkundigte er sich über die Eingriffe, die Simba an diesem Tag, vor seinem Verschwinden, vorgenommen hatte. Auf seiner Abteilung hatte es seit vierzehn Tagen keinen Todesfall mehr gegeben, und auch die Operationen an diesem Tag, unter anderem eine besonders komplizierte Herzkranzarterien-Transplantation, waren ohne die geringsten Schwierigkeiten verlaufen. Der Assistenzarzt betonte sogar, daß diese

lange Serie von erfolgreichen Operationen eine Art neuen Rekord auf diesem Gebiet darstellen würde.

Zorski wollte die Hoffnung bereits aufgeben, als Simba sich endlich über Telefon meldete. Wütend rannte Zorski den Flur hinunter zum Wandtelefon.

»Wo bist du, Idiot?« brüllte der Chirurg. »Ich suche dich überall!«

»Ich warte in der *Blue Bar* auf dich«, stammelte Simba mit seltsam dumpfer Stimme. »Hier gibt's phantastischen Rum!«

Einen Moment lang war Zorski wie vor den Kopf gestoßen. Simba schien stockbesoffen zu sein.

»Glaubst du wirklich, jetzt sei der richtige Moment, um sich volllaufen zu lassen?« schrie Zorski.

Einige Krankenschwestern kamen aus dem Aufsichtsraum und schauten ihn erstaunt an.

»Es wird niemals einen besseren Moment geben als gerade heute«, erwiderte Simba am anderen Ende der Leitung. »Komm her, sag ich dir.«

Brutal hängt Zorski ein. Der Telefonhalter löste sich von der Wand und krachte auf die Fliesen. Wie aufgeschreckte Hühner liefen die Krankenschwestern in ihr Büro zurück.

»Ich werde diesem Idioten einen Schimpansenkopf auf die Schultern pflanzen!« tobte Zorski und rannte die Treppe hinunter.

Zwölftes Kapitel

Armyan Simba lehnte an der Bar. Er saß auf einem dieser unendlich hohen, mit blauem Leder bezogenen Hockern. Nachdenklich starrte er auf die Zuckerverzierungen an seinem Glas, das mit weißem Rum gefüllt war. Er war noch nicht wirklich betrunken, aber von den vier Gläsern Alkohol, die er bereits gekippt hatte,

war er doch ziemlich träge geworden. Allmählich stieg leise Euphorie in ihm auf und entspannte seinen vor Wut völlig verkrampften Körper. In einer Ecke klimperte ein riesiger schwitzender Neger auf einem wunderschönen blaulackierten Yamaha-Flügel Jazzmelodien. In dieser vornehmen Bar war alles in Blau gehalten. Deswegen war Simba hierher gekommen, dieser erstaunlichen Farbe wegen, die auch dem weißen Rum einen besonderen Geschmack gab. Ferner hatte ein letzter Funken Würde ihn dazu getrieben, sich in einer wenig besuchten Bar volllaufen zu lassen.

Die *Blue Bar* war in der Tat eines dieser Lokale, wo man sein Elend und seine Einsamkeit mit einem Rest Würde wegspülen konnte, wo die Anhänger der Selbstzerstörung sich in aller Ruhe ihrem Hang zum Selbstmord hingeben konnten. Angesichts der hohen Preise der Getränke mußte man allerdings schon außergewöhnlich reich sein, um in dieser Bar zum Alkoholiker zu werden.

Simba begann, sich ausgesprochen wohl zu fühlen.

Zwei Hocker weiter saß eine junge Frau in einem unglaublichen Kleid, die ihn seit gut einer Viertelsrunde nicht mehr aus den Augen ließ. Eine dieser überkandidelten Blondinen, die sich eine Haarsträhne merklich heller färben lassen und darunter das halbe Gesicht verbergen. Sie war weder hübsch noch besonders anziehend, und auch die ausgefallenen Klamotten, die sie trug, ließen sie keineswegs vorteilhafter erscheinen. Man mußte kein besonders kluger Psychologe sein, um herauszufinden, daß dieses Mädchen aus irgendeinem gottverlassenen Kaff kam und man ihr die *Blue Bar* empfohlen hatte, weil dort müßige, aber reiche alte Männer zu verkehren pflegten.

Sie hatte ihr Glück bereits bei einem Sechzigjährigen versucht, der an einem Tisch in der Nähe des Klaviers saß und sich damit begnügt hatte, hintereinander sechs Gläser Jerez hinunterzukippen und sich die Augen nach

ihr auszugucken. Das Mädchen konnte noch so sehr die Brust wölben, ihre unglaubliche rosafarbene Boa über die nackten Schultern gleiten lassen und versuchen, durch unbeholfene Beinbewegungen den gewagten Schlitz in ihrem bunten Kleid zur Wirkung zu bringen; am Ende schob der Alte eine Fünzigdollarnote unter sein letztes Glas und verließ die *Blue Bar*, ohne die Unglückliche eines weiteren Blicks zu würdigen. Gewiß hatte der Kerl für die nächsten drei langen Wochen nun genug zum Träumen. Alle Bemühungen des Mädchens waren umsonst gewesen.

Enttäuscht und mit vor Wut leicht verzerrtem Schweinsgesicht wandte sie sich anschließend Simba zu, dessen weißer, im blauen Neonlicht besonders blendender Anzug vermutlich ihre Aufmerksamkeit geweckt hatte.

Der Chirurg war sich dieser Aufmerksamkeit, die man ihm nun plötzlich schenkte, durchaus bewußt. Er drehte sich zu dem Mädchen um und lächelte ihm zu. Mein Gott, wie häßlich sie war! Simba unterdrückte ein nervöses Lachen und vertiefte sich erneut in die Betrachtung seines Glases. Das Mädchen schien jedoch nicht gewillt zu sein, sich auch nur die kleinste Beute entgehen zu lassen. Sie wußte, daß in ungefähr einer Stunde, wenn die Büros schließen würden, andere, jüngere und unendlich begehrenswertere Jägerinnen in der Bar aufkreuzen würden, um sich hier ihr Gehalt ein wenig aufzubessern, das heißt, sich einen stinkreichen Vati zu angeln. Dann würde sie keine Chance mehr haben. Unter diesen Umständen war jetzt höchste Eile geboten, sie durfte keine großen Ansprüche mehr stellen. Also ran an den Neger! Der Dollar hat nur eine Farbe!

Mit dem Ellbogen schubste sie ihre Handtasche zu Boden, genau neben Simbas Füße. Der Arzt sprang von seinem Hocker, hob die Tasche auf und reichte sie dem Mädchen, das bereits neben ihm stand. Sie verströmte

einen Duft, der eine ganze Ferkelhorde hätte umbringen können.

»Entschuldigen Sie«, flüsterte sie absichtlich verwirrt.
»Ich wollte mir nur eine Zigarette nehmen und ...«

Simba bemerkte ihre krummen Zähne und die Schwangerschaftsstreifen auf den Brüsten. Er lächelte und hielt ihr sein eigenes Zigarettenpäckchen hin. Zuerst wollte sie das Angebot gar nicht annehmen.

»Ich bitte Sie«, beharrte der Chirurg, sichtlich belustigt.

Mit ihren zinnoberrot gefärbten Fingernägeln, die offenbar genauso falsch waren wie das Vuitton-Schildchen auf ihrer Handtasche, die sie sich um die Schulter gehängt hatte, zog sie eine Zigarette heraus, steckte sie sich zwischen die zu stark geschminkten Lippen und beugte sich über das Feuerzeug, das Simba ihr hinhielt. Der Arzt sagte sich, daß es wenigstens drei oder vier Schaumbädern mit viel ätherischen Salzen oder Ölen bedürfte, um den von dieser Heuschrecke verströmten Duft wieder loszuwerden.

»Darf ich Ihnen ein Gläschen spendieren?« fragte Simba.

»Ich weiß nicht, ob ...«, begann das Mädchen.

»Ach ja«, unterbrach Simba. »Verzeihen Sie bitte. Ich heiße Arnyan Simba und arbeite als Chirurg im Central Hospital in Philadelphia.«

Das Mädchen gab einen seltsamen Pfeifton von sich. Simba diagnostizierte eine Verkrümmung der Nasenscheidewand, die eine Funktionsstörung der Nasenhöhle bewirkte.

»Olivia Frederickson«, stellte sie sich vor. »Ich komme aus Chattanooga, Tennessee. Kennen Sie Chattanooga?«

Simba räusperte sich.

»Eh, nein ...«

»Dabei ist es eine große Stadt«, bemerkte Olivia ein wenig vorwurfsvoll.

»Gewiß«, besänftigte sie Simba. »Was möchten Sie trinken?«

»Einen Whisky mit Zitrone. Mit viel Zitrone«, sagte das Mädchen und sog an der Zigarette.

Simba bestellte und gab sich Mühe, weiterhin ernst zu bleiben.

»Sind Sie in Philadelphia geboren?« fragte Olivia und schlug die Beine übereinander.

»Nein, in Washington.«

Sie nickte, als sei das eine Selbstverständlichkeit.

»Ist das ihr Cadillac, der draußen vor der Bar steht?« fragte sie weiter.

»Ja.«

Erneut gab sie ein merkwürdiges Quietschen von sich, das Simba als den Versuch eines Lachens deutete, das durch die Furcht, ihre schlechten Zähne zeigen zu müssen, leicht verfremdet war.

»Wissen Sie was?«

»Nein ...«

»Sie sehen gar nicht aus wie ein Chirurg.«

»Ach ja?«

»Sie sehen eher aus wie einer dieser Zuhälter, wie man sie aus dem Fernsehen kennt.«

Simba lehnte sich zu Olivia hinüber und setzte eine komplizenhafte Miene auf.

»Ich sehe, Kleine, dir kann man nicht so leicht etwas vormachen«, knurrte er.

»Nein, auf keinen Fall!« beteuerte das Mädchen und schien nicht im geringsten darüber empört zu sein, daß Simba sie nun plötzlich duzte.

»Bei dir ist es wirklich etwas ganz anderes«, fuhr Simba fort und pfiß durch die Zähne. »Du hast Klasse, große Klasse. Anders als diese blöden Flittchen, denen man in Philadelphia begegnet. Man sieht sofort, daß du etwas ganz Spezielles hast, etwas ...«

»Etwas?« fragte Olivia erstaunt, zugleich geschmeichelt und neugierig.

Simba schnippte mit den Fingern.

»Nun, etwas ... etwas Geheimnisvolles«, sagte er schließlich, als der Kellner die Getränke hinstellte.

Simba hob sein Glas, wußte aber nicht so recht, worauf er eigentlich anstoßen sollte.

»Auf die Mädchen aus Chattanooga?« schlug Olivia vor.

Um ein Haar hätte Simba sich verschluckt.

»Genau«, stimmte er zu. »Auf die Mädchen aus Chattanooga!«

Er nahm einen Schluck Rum und stellte sein Glas wieder hin.

»Und was hat ein Mädchen deines Formats in diesem verfluchten Staat zu suchen?«

Plötzlich verfinsterte sich der Blick des Mädchens.

»Ach! Eigentlich bin ich nur auf Durchreise!« antwortete sie. »Nächste Woche soll ich eine Freundin in New York treffen.«

»Ich verstehe«, murmelte Simba und zog die Nase hoch. »Und wo haust du?«

»Wie bitte?«

»Du mußt doch 'ne Bude hier in Philadelphia haben?«

»'ne Bude?«

»Nun, ein Zimmer, ein Platz zum Schlafen. Wohnst du in einem Hotel?«

Olivia runzelte die Stirn.

»Sie gehen aber hart ran, Sie!« gluckste sie.

»Ich bin eben ein Zauberer, Püppchen«, sagte Simba, schnitt eine Grimasse und spielte den Angeber. »Was auch immer du hier suchst, ich kann es dir bieten. Los, sag schon, was du von mir willst!«

»Aber ich ...«

»Du bist hergekommen, um den Dealern aus Big Apple aus der Patsche zu helfen, stimmt's? Es scheint, daß sie seit zwei Wochen in New York nur noch Aspirin schnupfen.«

Verdutzt schüttelte das Mädchen den Kopf. Unter der

hellen Haarsträhne verbarg sich ein wundervolles blaues Auge, wahrscheinlich das Resultat ihrer ersten Begegnungen in Philadelphia.

»Los, Puppe, pack aus!« sagte Simba und äffte den Akzent der Ganoven aus Harlem nach. »Bei mir bist du an den richtigen Mann geraten. Brauchst du Morphinum, Kokain, Speedball-Hasch, Opium, Black Bombay, Brown Sugar, LSD, Yellow Sunshine Explosion, STP Vroom-Vroom? Barbitol, Anti-Selbstmord-Tabletten in 24er Röhrchen, Metedrin, Benzedrin, Demerol, Kodein ...«

Gierig fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen.

»Worauf wartest du noch, Kleines?«

Um ein Haar wäre Olivia vom Hocker gefallen. Sie riß ihr einziges, noch sichtbares Auge weit auf und war baß erstaunt.

»Jetzt weiß ich's!« schrie Simba. »Du brauchst Waffen! Natürlich! Ich kann dir Dan Wessen, 357 Maximum, einen Rolls-Ballermann anbieten. Eine kleine Bazooka, kapiert? Du kannst auch einen Colt, einen Ruger, eine Beretta oder eine Uzi kriegen. Was du willst. Alle Größen, jede Menge!«

Er zwinkerte.

»Alter Knastbrauch! Wenn es für einen Guerillakrieg sein soll, ich hab 's. Für eine Revolution, hab ich ebenfalls. Für einen Staatsstreich? Kein Problem! Kanonen, Raketen, Tanker, Flugzeuge und Kalaschnikows! In rauen Mengen. Ich kann's dir beschaffen, Kleine, einfach alles! Du hast wirklich an die richtige Tür geklopft. Oder soll's noch ausgefallener sein? Fliegende Fische? Landungsboote, Ultimax-Sturmgewehre, einen Alpha-jet? He, Puppe, ich kann dir alles besorgen, was du brauchst, um diesen Scheißplaneten in die Luft zu sprengen!«

Olivia nahm ihre Tasche und drückte sie fest an sich. Verzweifelt suchte sie nach einer Möglichkeit, von ih-

rem Hocker runterzusteigen, ohne auf den Teppich zu fallen.

»Nein, ganz und gar nicht!« wiederholte sie mit leicht hysterischer Stimme.

Simba schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.

»Jetzt weiß ich's!« seufzte er. »Entschuldige, Mädchen. Ich habe mich etwas daneben benommen. Bestimmt suchst du einen Job. So wie du aussiehst, möchtest du wohl in Fleischer-Tonys Puff unterkommen. Stimmt's?«

Bald würde das Mädchen laut zu schreien beginnen.

»Verdammt, du hast aber wirklich Glück«, fügte er mit einem Blick über Olivias Schulter hinzu. »Da kommt Tony gerade. Ich werde dich ihm vorstellen ...«

Das Mädchen drehte sich um und sah, wie Mark Zorski die Bar betrat. Der Kerl da sah nicht besonders freundlich aus.

Olivia wurde ganz blaß im Gesicht, stieg umständlich von ihrem Hocker, verstauchte sich dabei den Knöchel, ließ einen Schuh auf dem Teppich zurück und verließ schleunigst die *Blue Bar*, nachdem sie sich ein letztes Mal entsetzt nach Fleischer-Tony umgedreht hatte.

»Daß du die Mäuschen aber auch immer so erschrecken mußt!« sagte Simba mit perfekter Unschuldsmiene.

Allmählich verbesserte sich Davids Gesundheitszustand. Er befand sich praktisch außer Lebensgefahr, war aber noch außerordentlich schwach. Der plötzlichen Schwindelgefühle wegen hatte er allergrößte Mühe, länger als fünf Minuten auf den Beinen zu sein. Doktor Gaborit besuchte ihn auch weiterhin regelmäßig, unterließ es jedoch, über die katastrophale finanzielle Lage seines Freundes zu sprechen. Wie erwartet und gemäß den Bestimmungen des vom Sammler unterzeichneten Vertrags hielten die Versicherungen es nicht einmal für nötig, einen Experten zur Schadensprüfung zu schick-

ken, und waren nicht bereit, für mehr als ein Drittel der Schäden aufzukommen. Die Gläubiger allerdings ließen nicht lange auf sich warten; sie wollten die Ausrüstung zurückhaben, die aller Wahrscheinlichkeit nach nie bezahlt werden würde. Gaborit mußte sie regelrecht aus dem Krankenhaus hinauswerfen lassen. Toland stand vor dem Nichts, seine Moral war angeknackst, vor allem wegen Roussels Tod, weswegen sich seine Genesung merklich verlangsamte. Er begann zu bedauern, daß er den Überfall der Rowdies überlebt hatte.

Flüchtig durchblättert David eine Zeitschrift, als der Polizist sein Zimmer betrat. Einer dieser Typen, die niemals stillstehen können, deren Blick niemals ruht und deren Gedächtnis jedes Wort, jedes Zögern, jede Ungereimtheit speichert ... Sein ganzes Verhalten deutete darauf hin, daß er schnell zum Ende kommen wollte, daß er womöglich mit irgendeiner aufgedonneten Blondine verabredet war und der Fall, um den er sich zu kümmern hatte, ihn mindestens soviel interessierte wie der derzeitige Stand der französischen Wasserballmeisterschaft.

»Ich bin Inspektor Mescard«, stellte sich der Polizist vor und warf einen flüchtigen Blick auf die Fiebertabelle des Sammlers. »Ich sollte Sie eigentlich schon vor einigen Tagen befragen, aber Ihr Arzt bat mich, damit noch eine Weile zu warten.«

Da David nicht antwortete, begann er zu husten. Dann zog er ein riesiges kariertes Taschentuch aus seiner Manteltasche und schneuzte sich geräuschvoll.

»Diese verdammte Grippe!« knurrte er und zog die Nase hoch. »Die schleppe ich jetzt schon fast zwei Wochen mit mir herum. Scheint eine Epidemie zu sein. Ein chinesischer Virus, sagt man.«

Als er das Taschentuch erneut sorgfältig zusammengefaltet hatte, steckte er es in seine Tasche zurück.

»Sogar die Schule, in die meine Tochter geht, hat man schließen müssen, und mein jüngster Sohn liegt nun

schon seit zwei Tagen mit neununddreißig Grad Fieber im Bett«, fuhr er fort. »Vielleicht hätte ich meine ganze Familie impfen lassen sollen. Meine Frau hat sich impfen lassen, und ihr geht es blendend. Keine Bronchitis, keine Grippe, nicht einmal ein kleiner Schnupfen, nichts! Es ist unglaublich ...«

Er rieb sich die Nase, als müßte er jeden Augenblick niesen. Dann fügte er hinzu:

»Unglaublich, denn meine Frau raucht wie ein Schlot und säuft wie ein Loch. Wenn ich nur ein Viertel von dem rauchen und von dem trinken würde, was sie raucht und trinkt, wäre ich längst begraben!«

Er lachte laut auf. Mit finsterer Miene griff David erneut nach seiner Zeitschrift.

»Kannten Sie sie?«

David schaute auf.

»Wie bitte?«

»Ob Sie die Leute kannten, die Ihnen das zugefügt haben?«

David schüttelte den Kopf.

»Nein. Nie gesehen.«

»Waren es viele?«

David zuckte mit den Schultern.

»Ungefähr zehn, vielleicht auch mehr ...«

Der Inspektor räusperte sich.

»Ich weiß, daß das nicht sehr lustig für Sie ist, aber Sie würden mir sehr helfen, wenn Sie mir erzählen könnten, wie es passiert ist.«

»Wir bekamen eine Meldung übermittelt, wir fuhren hin, und die Rowdies warteten auf uns ...«

»Mitten in der Nacht?«

David runzelte die Stirn.

»Sie arbeiten nachts?«

David schnitt eine Grimasse.

»Gewöhnlich arbeiten wir am Tag, aber nachts versuchen wir, die gesammelten Organe an den Mann zu bringen.«

»Ich verstehe«, murmelte der Polizist.

»Sie machen sich keine Notizen?« fragte David erstaunt.

»Wie bitte?«

»Gewöhnlich kritzeln Polizisten, die mit einer Untersuchung beschäftigt sind, ständig auf einem Notizblock rum.«

»Ach ja!« lachte der Inspektor. »Ich verstehe, was Sie meinen. Aber das ist nicht meine Art. Sie sprachen von einer Meldung?«

David legte die Zeitschrift beiseite und kreuzte die Arme.

»Sie wissen nicht genau, wie ein Sammlerteam arbeitet, Inspektor?« fragte er mit leicht ironischem Unterton.

»Ich habe mich in den letzten Tagen erkundigt«, verirrt der Polizist und starrte unentwegt zum Fenster hinaus. »Sie sind mit einem Computer ausgerüstet, der die Informationen auswertet und sie, je nach Ihrer Position, an Sie weiterleitet. Das stimmt doch, oder?«

»Sie haben sich sehr gut informiert!«

Erneut zog der Inspektor die Nase hoch und schien zu zögern.

»Verstehen Sie mich bitte nicht falsch, Monsieur Toland. Ich stelle Ihnen diese Fragen nicht aus reiner Neugier ...«

Er trat merklich näher ans Bett.

»Haben Sie Feinde?«

»Alle Sammler haben Feinde. Ich nehme an, Sie wissen, wie man uns in der Öffentlichkeit nennt.«

Der Inspektor hustete leise.

»Ich meine«, verbesserte er sich, »haben Sie persönliche Feinde?«

Tolands Blick verfinsterte sich. Einen Augenblick lang schwieg er.

»Ich muß das wissen, Monsieur Toland«, ermutigte ihn der Polizist. »Denn, verstehen Sie, um ein solches

Attentat planen zu können, mußten die Ganoven Ihren Standort genau kennen. Auf den ersten Blick deutet alles auf ein willkürliches, zufällig begangenes Verbrechen hin, das gegen den erstbesten Sammler gerichtet sein konnte, der die Falschmeldung empfangen hätte und an der Unfallstelle eingetroffen wäre. Diese Hypothese scheint die Tatsache zu untermauern, daß Sie keinen der Angreifer gekannt haben. Aber ...«

Er legte eine kurze Pause ein, die Toland für reichlich theatralisch hielt.

»Aber da gibt es ein Detail, das mir keine Ruhe läßt«, fuhr der Polizist fort. »Unseres Wissens hat sich kein anderer Sammler an der vermeintlichen Unfallstelle eingefunden. Sie wurden von einem Taxifahrer gefunden, und nur zwei Augenzeugen haben sich bei uns gemeldet. Dabei herrscht in Ihrem Beruf ein ziemlich harter Konkurrenzkampf. Es kommt eher selten vor, daß nur ein einziger Sammler einem Aufruf Folge leistet, nicht einmal nachts.«

»Sie scheinen sehr viel über unseren Beruf in Erfahrung gebracht zu haben«, murmelte David.

»Ich hatte fast drei Wochen Zeit, mich zu informieren«, antwortete der Inspektor ohne Zögern. »Sie leisten hervorragende Arbeit, Monsieur Toland, aber nicht jeder Sammler ist so gewissenhaft wie Sie.«

Er ging im Zimmer auf und ab wie eine in einem Käfig eingesperrte Raubkatze.

»Ich habe mir die Zeit damit vertrieben, Ihren Weg in der Nacht des ... des Unfalls zu rekonstruieren. Und ich habe herausgefunden, daß es äußerst einfach war, Ihnen zu folgen, da die Unfallstationen der verschiedenen Hospitäler, je weiter Sie sich entfernten, von dem Computer nicht länger erfaßt wurden. Unter diesen Umständen kann ich mir sehr gut vorstellen, daß man Ihre Strecke problemlos voraussehen konnte.«

David machte ein gelangweiltes Gesicht.

»Sie irren sich, Inspektor. Ich ...«

»Waren Sie nicht im Rothschild-Hospital, bevor Sie bei Clignancourt in die Falle gerieten?«

David runzelte die Stirn. Dieser Bulle brachte ihn völlig aus der Fassung, sowohl durch sein Verhalten als auch durch den verschlungenen Gang seiner Überlegungen.

»Ja, aber ...«

»Aber das Rothschild-Hospital stand nicht auf der Computerliste!« triumphierte der Polizist. »Wenn ich erraten habe, daß Sie sich in dieses Institut begeben haben, so kann jeder andere das ebenfalls erraten haben. Abgesehen davon, daß Sie von jemandem verfolgt werden konnten ...«

Der Inspektor rieb sich heftig die Nasenspitze.

»Ich möchte Ihnen eine sehr wichtige Frage stellen, Monsieur Toland. Und ich bitte Sie, gut zu überlegen, bevor Sie diese Frage beantworten.«

David war aufmerksam geworden.

»Haben Sie das Gefühl, daß die Übeltäter auf Sie gewartet haben?« flüsterte der Inspektor. »Auf Sie und nicht auf irgendeinen anderen Sammler?«

Seit David erneut bei Bewußtsein war, hatte er sich diese Frage immer wieder gestellt. Und schließlich war er zu einer Antwort gelangt, die er nun jedoch ins genaue Gegenteil umdrehte:

»Ich habe den Eindruck, daß diese Rowdies dem erstbesten Sammler, der ihnen in die Hände fallen würde, den Kopf einschlagen wollten. Es tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen, Inspektor. Ich hatte Pech, ganz einfach Pech.«

Einen Moment lang zögerte der Polizist. Dann schüttelte er den Kopf.

»Es braucht Ihnen nicht leid zu tun«, sagte er zerstreut. »Für mich spielt das sowieso keine Rolle. Was denken Sie über Skorpione, Monsieur Toland?«

Um ein Haar wäre David aus seinem Bett gefallen.

»Was soll diese Frage?« stammelte er erstaunt.

»Am Tag nach Ihrem Unfall haben wir die Leiche eines Bandenführers gefunden, der sich mit seinen Leuten im städtischen Renovierungsgebiet des nördlichen Außenbezirks herumzutreiben pflegte. Auf dem Handrücken hatte dieser Kerl einen Skorpion eintätowiert. Er ist erstochen und sexuell mißbraucht worden. Den Aussagen unserer beiden Augenzeugen zufolge könnte es sich um dieselbe Bande handeln, die auch Sie überfallen hat. Die Beschreibung paßt, aber diese Rowdies sehen sich ja alle verdammt ähnlich ...«

Ratlos zog er die Nase hoch.

»Eigentlich müßten Sie recht haben. Es handelt sich um eine Folge von Zufällen.«

»Warum ver hören Sie nicht die übrigen Mitglieder dieser Bande?« fragte David.

»Man sieht, daß Sie diese Ganoven nicht kennen«, gluckste der Inspektor nervös. »Diese jungen Leute haben es sich zur Devise gemacht, erst mit einem Bullen zu sprechen, nachdem sie ihm den Hals durchgeschnitten haben. In einer Gesellschaft wie der unseren ist das Schweigen ihre stärkste Waffe. Wie dem auch sei, vielleicht hat der Zufall Sie bereits gerächt, Monsieur To-land ...«

Nach einer weiteren Pause fügte er mit trübseliger Stimme hinzu:

»Und mir bleibt nichts anderes übrig, als diese Akte vermodern zu lassen. Aber es gibt noch so viele andere Fälle. Entschuldigen Sie bitte, daß ich Sie gestört habe. Ich muß in diesem Hospital noch andere Leute ver hören. Unzählige Opfer, die glauben, daß ich ihren Angreifer schon zehn Minuten nach ihrer Aussage stellen werde.«

Er ging zur Tür.

»Wenn alle so wären wie Sie ...«, sagte er und verließ das Zimmer.

Noch lange dachte David über die Zweideutigkeit

dieser letzten Bemerkung des Polizisten nach. Dann schlief er ein und sank in einen Traum, in dem es von Skorpionen nur so wimmelte ...

Dreizehntes Kapitel

Das blaue Licht in der *Blue Bar* änderte nichts an Mark Zorskis Wut. Nach kurzem Zögern angesichts des überstürzten Aufbruchs der großen Blondine packte der Chirurg seinen Kollegen am Arm und zog ihn an einen etwas abseits stehenden Tisch.

»Was zum Teufel ist in dich gefahren?« protestierte Simba.

»Das müßte ich dich fragen!« schrie Zorski wütend. »Weißt du, was passiert ist, während du dich mit dieser Nutte besoffen hast? Na, was meinst du?«

Simba lächelte nur.

»Das Krankenhaus hat unsere Arbeitsräume beschlagnahmt, und du hast unseren Rücktritt eingereicht«, antwortete er belustigt.

Zorski war ganz verwirrt. Simba pfiß auf zwei Fingern, um den Kellner an ihren Tisch zu rufen.

»Findest du nicht, daß du schon genug getrunken hast?« knurrte Zorski.

»Laß mich in Ruhe!« erwiderte der schwarze Riese grimmig.

Der Kellner kam und schaute noch eisiger drein als die Ausstattung der Bar.

»Eine Flasche Rum und dazu zwei Gläser!« bestellte Simba.

Der Kellner kehrte wieder um. Zorski beugte sich über den Tisch.

»Woher weißt du das?« murmelte er.

»Woher ich was weiß?«

»Daß ich unseren Rücktritt eingereicht habe«, sagte

der Chirurg ungeduldig. »Hat das Krankenhaus dich benachrichtigt?«

Simba riß die Augen auf, schaute seinen Freund einen Moment lang erstaunt an und lachte dann laut auf.

»Weil du nicht informiert bist!« prustete Arman vergnügt. »Hat niemand dich benachrichtigt? Was ist mit deinen Freunden, Zorski? Mit deinen berühmten Freunden aus der Politik. Die Frauen der Senatoren scheinen dich im Stich gelassen zu haben. Du kannst kein besonders guter Liebhaber gewesen sein!«

Zorski schnitt eine Grimasse und sah sich ängstlich in der Bar um.

»Sprich bitte etwas leiser!« forderte er Simba auf. »Ich begreife kein Wort von dem, was du da erzählst. Wer hätte mich worüber informieren sollen?«

Mit einer Flasche weißem Rum in den Händen und einem etwas verächtlichen Blick kam der Kellner an ihren Tisch zurück.

»Nehmen Sie das wieder mit und sagen Sie mir, was ich Ihnen schulde!« befahl Zorski in barschem Ton.

Dann wandte er sich erneut an seinen Kollegen.

»Und du erzählst mir jetzt auf der Stelle, was du alles weißt!«

Plötzlich war Simba wieder vollkommen nüchtern. Neugierig betrachtete er Zorski.

»Hast du wirklich keine Ahnung?« fragte er.

»Ich weiß nur, daß das Central Hospital sämtliche Kredite für unsere Forschungsarbeiten gestrichen hat«, gestand Zorski. »Aber was zum Teufel müßte ich denn noch wissen?«

Simba stand von seinem Stuhl auf und streckte seinen riesigen Körper.

»Komm mit! Ich zeig dir was.«

Zorski bezahlte eine astronomische Summe für den Rum, dessen Preis dem eines narzissengelben Diamanten entsprach, und verließ die *Blue Bar*. Draußen regnete es in Strömen. Die Schauer hatten die Straßen von Phil-

adelphia innerhalb weniger Sekunden leergefegt. Die Passanten suchten in den Hauseingängen Schutz. Die beiden Ärzte stiegen rasch in den Cadillac.

Simba schüttelte sich, öffnete das Handschuhfach und warf Zorski einen Stapel Zeitschriften auf den Schoß.

»Das alles ist in den letzten beiden Tagen über uns beide erschienen«, erklärte Simba und schaltete die Deckenlampe der Limousine an.

»Über uns?« wiederholte Zorski ungläubig.

»Die *Medical World News* etwa schreibt«, zitierte Simba lakonisch: »>Max Zorski und die Untergrund-Forschung<. Das *Journal of the American Medical Association*: >Die Experimente im Hospital von Philadelphia. Zorski und Simba halten sich für Zauberer<. Die *Time* und die *New York Daily News*: >Doktor Zorski sorgt für den Skandal im amerikanischen Ärztemilieu<. *Medical Communications*: >Mystik und Forschung, Prolegomena einer verspotteten Ethik<. *Esquire*: >Zorski und Simba wollen unsere Köpfe austauschen<. *Bulletin of the New York Academy of Medicine*: >Es kommt zu einer Untersuchung über die von Mark Zorski im Hospital von Philadelphia geleiteten Forschungsarbeiten<. *The American Journal of Psychiatry*: >Die neuen Gegner der Schizophrenie, Zorski hält sich für Mengele ...<.«

Fieberhaft durchblätterte Zorski die Zeitschriften. Sein Gesichtsausdruck erstarrte.

»Das gibt's doch nicht«, stammelte er. »Das ist doch nicht möglich ...«

»Ist das dein Ernst?« fragte Simba völlig verblüfft.

»Hast du wirklich nichts davon gewußt?«

Wütend schob Zorski die Zeitschriften zur Seite.

»Das ist doch eine gemeine Verschwörung«, fluchte er vor sich hin. »Alle diese Schundblätter, die zur gleichen Zeit diese Artikel veröffentlichen. Die wollen uns fertigmachen ...«

Simba schüttelte den Kopf.

»Ehrlich gesagt, ich glaubte, diese ganze Scheiße wäre deine Idee gewesen«, flüsterte er. »Um den Ärzteverband zu zwingen, uns Subventionen zu gewähren ...«

»Subventionen?« schrie Zorski. »Ich pfeife auf dessen Subventionen. Sirchos' ganzer Reichtum steht mir zur Verfügung! Ich könnte in dieser verfluchten Stadt ein Hospital bauen lassen, das zehnmal größer ist als das Central Hospital. Ein kurzer Anruf würde genügen.«

Mit den Fingerspitzen rieb Simba sich die Wange.

»Meiner Meinung nach wird es allmählich höchste Zeit, ernsthaft darüber nachzudenken«, flüsterte er verlegen. »So wie die Dinge momentan stehen, wird man uns bald nicht einmal mehr erlauben, eine simple Blinddarmoperation vorzunehmen.«

Mustapha Moussi hatte sich seinen Plan sehr genau überlegt. Stundenlang saß er vor den Vergrößerungen der Bilder; Tag und Nacht studierte er die Artikel, die in der Woche nach den Zwischenfällen erschienen waren, legte sich ein Dossier an und stellte die verrücktesten Hypothesen auf, während sich in seinem Kopf bereits eine logische Erklärung für diese unglaubliche Geschichte herauszuschälen begann. Seine Überlegung war verhältnismäßig einfach: Die Z.S.A.-Sammler hatten die Manifestanten getötet, und die Todesanzeigen der Opfer waren aller Wahrscheinlichkeit nach unter der Rubrik Vermischtes, Verkehrsunfälle, Selbstmorde und Brände abgedruckt worden. In zwei Fällen war Mouss absolut sicher, die Leute auf den Fotos identifiziert zu haben. Das erste Opfer war von einem Panzerfahrzeug der Polizei überrollt und anschließend vermutlich von den Sammlern getötet worden. Den zweiten Manifestanten, dessen Todeskampf in Großaufnahme besonders erschütternd war, hatten die Sammler buchstäblich eigenhändig niedergemetzelt, und zwar mit einem seltsamen Ding, mit einer Art elektrischer Lanze, die das Zeichen der Aerospatial trug. Diese Tatsachen

waren nicht zu leugnen. Mouss hatte beinahe eine ganze Woche damit verbracht, den beiden ermordeten Manifestanten auf die Spur zu kommen. Der erste war, mit drei Freunden zusammen, bei einem Autounfall auf der westlichen Umgehungsstraße ums Leben gekommen, und der zweite war beim Baden einem Stromschlag erlegen, als ein Kofferradio ins Wasser gefallen war. Ganz offensichtlich waren diese beiden Morde im geheimen Einverständnis mit der Polizei begangen und von der Z.S.A. als Unfalltode getarnt worden.

Der zweite Teil seiner Überlegung war genauso wichtig wie der erste und betraf den Pseudo-Selbstmord des Journalisten, der diese Bilder geknipst hatte. Mouss zweifelte keine Sekunde daran, daß der Fotograf von den Sammlern überrascht und anschließend aus dem Fenster geworfen worden war. Blieb also nur noch herauszufinden, ob seine Mörder wußten, daß es ihm gelungen war, einem Hausbewohner, in diesem Fall Sylvie, den Film anzuvertrauen ... In dem Fall, daß der Journalist vorsorglich einen leeren Film eingelegt hatte, den die Sammler unverzüglich zerstören konnten, mußte die Z.S.A. sich in Sicherheit fühlen. Aber es gab auch noch zwei andere Möglichkeiten. Der Fotograf hatte keinen anderen Film eingelegt, oder die Sammler hatten den leeren Film entwickeln lassen. In diesen beiden Fällen mußte die Z.S.A. nun eifrigst damit beschäftigt sein, den Film zu suchen, der vor jedem Gericht zwangsläufig ihre Schuld beweisen würde.

Die Vorstellung, einen riesigen landesweiten Skandal zu verursachen und derjenige zu sein, der eine mysteriöse, von der Polizei und den Z.S.A.-Sammlern angezettelte Verschwörung aufdeckt, begann Mouss zu begeistern. Doch seine Angst dämpfte diese kindliche Aufregung gehörig. Plötzlich fühlte er sich bedroht und entsetzlich schwach. Es würde den Geiern nicht schwerfallen, Sylvie ausfindig zu machen und sie zum Reden zu bringen. Allerdings ging es Sylvie blendend.

Sie hatte das unschickliche Verschwinden ihres Geliebten längst überwunden und sich unverzüglich einen neuen gesucht. Alles schien darauf hinzudeuten, daß die Z.S.A. glaubte, die Sache mit dem unerwünschten Fotografen sei endgültig erledigt ...

Dann wurde Mouss mit einem Mal bewußt, daß seine Wohnung mit den an den Wänden befestigten Dokumenten zu einer wahren Goldgrube geworden war. Er hatte sich über die Z.S.A., ihr Kapital und ihre Unterstützung aus dem Ausland erkundigt und war zu dem Schluß gekommen, daß er den Coup trotz aller Gefahr wagen sollte. Wenn er keinen Fehler beginge, wäre seine Zukunft gesichert ...

Die Versuchung war groß, und Mouss konnte ihr nicht widerstehen.

Das erste Foto schickte er an Steve Odds in die Z.S.A.-Zentrale. Die geforderte Summe stand hinten auf dem Bild. Sämtliche Negative des Films sowie die von ihm angelegte Akte vertraute er einem Anwalt an, der auf das Urheberrecht spezialisiert war und den er bat, die Unterlagen im Falle seines plötzlichen Todes einem gewissen David Toland auszuhändigen. Der Anwalt kassierte dreitausend Francs und verstaute alles in seinem Safe.

Mouss war bereit, Millionär zu werden ...

Die aparte Vanessa Belon drückte auf den Knopf der Sprechanlage. Alexander Sirchos saß an seinem Schreibtisch und studierte einen Computerbericht. Der Apparat gab einen leisen Piepston von sich. Verärgert schob der Milliardär seine Aufzeichnungen beiseite und hob den Hörer ab.

»Ja?«

»Doktor Zorski möchte Sie sprechen«, sagte die Sekretärin.

Sirchos lächelte zufrieden. Es lief also alles so, wie er es sich vorgestellt hatte.

»Stellen Sie das Gespräch durch«, sagte er und betrachtete die wie Perlmutter schimmernden Rundungen seiner Fingernägel.

Sogleich ertönte Zorskis helle Stimme durch den Apparat:

»Monsieur Sirchos!«

»Wie geht es Ihnen, Doktor Zorski?« fragte der Milliardär scherzhaft.

»Schlecht. Die Presse fällt über mich her, das Central Hospital hat uns sämtliche Forschungskredite gestrichen ...«

»Ich weiß«, antwortete Sirchos.

Einen Moment Stille am anderen Ende der Leitung.

»Was gedenken Sie zu tun?« fragte der Milliardär.

Zorski zögerte. Zwar kannte er die Klauseln ihrer Vereinbarung ganz genau, doch er sträubte sich dagegen, schon jetzt darauf zurückzugreifen.

»Ich habe meinen Rücktritt eingereicht.«

»Eine richtige Entscheidung«, meinte Sirchos ermutigend. »Eines meiner Teams beschäftigt sich bereits mit Ihrem Fall. Doch ich bezweifle, daß Ihre Akte bis vor den Senat kommt und eine amtliche Untersuchung eingeleitet wird. Man wird von Ihnen verlangen, Rechenschaftsberichte vorzulegen, Doktor Zorski. Was haben Sie vorzuweisen?«

»Man weiß ganz genau, welchen Forschungsarbeiten ich mich widme«, empörte sich Zorski. »In ganz Amerika habe ich meine Arbeiten vorgestellt, um finanzielle Unterstützung zu erhalten. Nun wird man doch wohl nicht behaupten, nie etwas davon gehört zu haben.«

»Sie sind wie Ratten, und Ihr Schiff ist am Sinken«, seufzte Sirchos. »Keiner von ihnen wird das Risiko auf sich nehmen, in einen Skandal verwickelt zu werden.«

»In welchen Skandal?« fragte der Chirurg mit heiserer Stimme. »Wir haben nichts anderes getan, als neue Transplantationsformen an Labortieren auszuprobieren.«

»Kopftransplantationen«, fügte Sirchos mit leiser Stimme hinzu. »Das ist keine Kleinigkeit. Ich brauche Ihnen nicht zu erklären, gegen welche Mauer Sie stoßen werden. Die über Sie erschienenen Artikel deuten es bereits an. Aber wenn Sie sich weiterhin auf Tiere beschränken, brauchen Sie im schlimmsten Fall selbstverständlich nur mit einem formellen Verbot der Experimente zu rechnen. Offiziös heißt das, daß Sie dem Verteidigungsministerium unterstehen werden und unter dessen Aufsicht Ihre Arbeiten fortsetzen können. In dem Fall arbeiten Sie unter denselben Bedingungen wie Ihre sowjetischen Kollegen.«

Betroffenes Schweigen folgte dieser Erklärung des Milliardärs.

»Aber wir sind soweit!« entgegnete Zorski leise. »Wir müssen die Transplantationen jetzt am Menschen vornehmen. Es muß sein! Ich habe nicht die ganzen Jahre über gearbeitet, damit meine Erkenntnisse auf dem Schreibtisch irgendeines Generals landen. Die militärischen Auswirkungen meiner Forschungen interessieren mich nicht!«

»Sie wollen also weder aufhören noch abwarten, noch unter der Aufsicht des CIA weiterarbeiten?«

»Nein.«

»Warum haben Sie mich angerufen, Zorski?«

»Ich ... ich dachte, Sie könnten diese Pressekampagne vielleicht stoppen ... Druck ausüben auf ...«

»Unmöglich!« antwortete Sirchos. »In diesem Land ist niemand vor der Presse sicher, das wissen Sie ganz genau. Lange Zeit haben Sie die Medien für Ihre Zwecke genutzt, und nun beklagen Sie sich darüber, daß diese Macht sich gegen Sie richtet. Sie wollen gleichzeitig eine öffentliche Persönlichkeit und ein im Verborgenen arbeitender Wissenschaftler sein. Dieses Verhalten wird man Ihnen nicht verzeihen.«

»Wenn ich Erfolg habe, werden sie mir alle zu Füßen liegen«, knurrte der Chirurg.

Der Milliardär schien sich bei ihrem Gespräch bestens zu amüsieren.

»Im Moment erinnern Sie mich eher an Doktor Frankenstein als an Professor Barnard. In Ihrem Fall wäre ein Gelingen nicht unbedingt von Erfolg gekrönt. Aber sind Sie wirklich davon überzeugt, es auf Anhieb zu schaffen? Wie wollen Sie Ihre Spender und Ihre Empfänger finden, Doktor Zorski? Ich fürchte, einzig und allein das Militär kann Ihnen solches Material liefern. Es sei denn ...«

»Es sei denn ...?« fragte Zorski hoffnungsvoll.

»In Genf kann ich Ihnen eine komplett neue Klinik zur Verfügung stellen. Sie können sie einrichten, wie Sie es immer wünschen. Und ich werde mich darum kümmern, daß man Sie hier so schnell wie möglich vergißt.«

Erneut zögerte Zorski.

»Und unsere Experimente bleiben geheim?«

»Ja, solange Sie das für richtig halten.«

»Allerdings verstehe ich nicht, wie dieser Vorschlag das Problem ... das Problem des menschlichen Materials lösen soll.«

Sirchos erlaubte sich ein diskretes Lachen.

»Haben Sie in dieser Hinsicht Vertrauen zu mir. Sie brauchen nur zu fragen.«

»Und was verlangen Sie als Gegenleistung?«

»Als Gegenleistung?«

»Ich darf doch annehmen, daß Sie nichts umsonst tun. Wie lauten Ihre Bedingungen ...?«

»Ich stelle nur eine einzige Bedingung, Doktor Zorski. Ich will, daß Pamela weiterhin lebt.«

Zorski legte den Hörer wieder auf, während Simba an der anderen Seite des Tisches mit gesalzenem Kaffee gegen seinen Rausch ankämpfte.

»Hast du das gehört?« fragte Zorski.

Simba hob den Kopf.

»Ich hab's gehört«, antwortete er nur und ließ eine Brausetablette in ein großes Glas Wasser fallen.

»Und?«

Simba schnitt eine Grimasse.

»Nun, es gefällt mir ganz und gar nicht. Weißt du, bisher hatte ich nicht gerade das Gefühl, illegal zu arbeiten.«

Merklich verstimmt schüttelte er den Kopf.

»Mark«, fuhr er mit klagender Stimme fort, »ich bin ein Spezialist in der Herzchirurgie, der eine neue Transplantationsform erforscht. Aber ich habe keine Lust, zu einem Paria zu werden. Ich will ein amerikanischer Arzt bleiben, und wenn unsere Experimente in der Öffentlichkeit auf Widerstand stoßen ...«

Wütend schlug Zorski mit der Hand auf das Telefon.

»Alles Neue stößt doch in der Öffentlichkeit auf Widerstand!« brüllte er. »Von der Erfindung der Elektrizität bis hin zur Atomenergie, von der Windkraft bis hin zur Quarzuhr, vom Aspirin bis zur Dialyse, alles Neue macht den Menschen Angst! Wir müssen kämpfen, ständig kämpfen, wir müssen uns dieser Massenhysterie widersetzen, die jede revolutionäre Entdeckung auslöst! Das ist nun mal unser Schicksal, Arman, daran können wir nichts ändern. Muß ich dich daran erinnern, wo wir stehen? Herztransplantation? Ein Mißerfolg! Künstliches Herz? Ein Mißerfolg! Die Wahrheit ist doch, daß wir diesen verdammten Muskel einfach nicht ersetzen können. Also müssen wir den ganzen Körper ersetzen. Mein Gott, du warst doch genauso begeistert wie ich! Du warst bereit, für dieses Projekt alles andere aufzugeben, und nun plötzlich erzählst du mir, daß du ein amerikanischer Arzt bleiben willst. Was soll dieser Unsinn?«

In einem Zug leerte Simba sein Glas Sprudelwasser. Er schnalzte mit der Zunge und starrte seinen Kollegen an.

»Du solltest alle diese Artikel über uns einmal lesen,

Mark«, murmelte er. »Manche davon stimmen mich nachdenklich.«

»Ich will mit dieser Scheiße nichts zu tun haben!« brummte Zorski. »Ich weiß nur eins: Wir sind bereit, die Transplantation zu versuchen. Das sind wir wirklich, oder?«

Simba nickte.

»Ja, das sind wir ... technisch gesehen«, fügte er hinzu. »Weißt du, als Jugendlicher konnte ich Einstein nie verzeihen, daß er die militärischen Auswirkungen seiner Entdeckungen nicht bedacht hatte, und bis heute glaube ich, daß die Wissenschaftler eine gewisse menschliche Ethik respektieren und Intelligenz beweisen, ganz einfach Intelligenz beweisen müssen. Ich bin überzeugt, daß Einstein glaubte, dem Menschen zu helfen, aber er hat sich geirrt. Ich bitte dich, mir ganz einfach nur zu erklären, wie du das Problem des Spenders lösen willst. Angenommen, der Organspender ist derjenige, der den Körper liefert, wo sollen wir diesen Spender finden? Sind es die Selbstmörder, die sich eine Kugel in den Kopf jagen? Die Geisteskranken? Oder sollen sie regelrecht gezüchtet werden? Wir müssen uns den Tatsachen beugen, Mark. Mit Ausnahme der Verletzten gibt es keine natürlichen Spender.«

Zorski verzog den Mund.

»Zwischen dem heftigen Willen zum Erfolg und dem Wechsel von Vertrauen und Erschöpfung scheint dieses Licht zugleich ganz nahe und unendlich weit entfernt zu sein«, seufzte er. »Komm mir nicht mit Einstein! Mit seinen Schriften kann ich deinen dümmlichen Überlegungen genau das Gegenteil beweisen.«

Plötzlich zeigte er anklagend mit dem Finger auf seinen Freund.

»Ich werde dir genau sagen, wovor du dich fürchtest. Trotz deiner ungezwungenen Haltung, trotz deiner verblüffenden Kleidung und deines Luxuswagens ist dir sehr viel an deiner neuen Ehre gelegen. Doktor Ar-

myan Simba, der berühmte Herzmechaniker. Denn genau das ist es, was du ewig bleiben wirst: ein Mechaniker. Ein guter Handlanger der Herzchirurgie. Diese verfluchten Artikel haben dir Angst gemacht, weil in ihnen von Hexern die Rede ist. In deinem Kopf gibt es keine klare Trennung. Armyan, ich sage dir, was passiert: Deine Wurzeln fressen dein Wissen auf. Du hast Angst, weil du ein Schwarzer bist.«

Simba zog die Nase hoch und fühlte sich merklich unwohl. Zorski verstand es, die psychologischen Schwachpunkte seines Gesprächspartners ebenso schnell herauszufinden wie die Schwächen eines Herzmuskels oder eine Venenverstopfung.

»Aber das ist noch nicht alles, Mark«, flüsterte Simba und senkte den Blick.

»Sprich dich aus!«

»Ich habe Junior gebeten, auf deinen Wunsch hin Verbindung mit dem Miami Hospital aufzunehmen ...«

Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr:

»Du kannst dir nicht vorstellen, wie begeistert er war! Es war wie eine Prüfung für ihn. Drei Tage und wahrscheinlich auch drei Nächte lang brauchte er, um herauszufinden, was du wissen wolltest. Dein Geheimnis verbirgt sich hinter einem Geflecht von Lieferlisten der Klinik, deren Zugangscode sechs Buchstaben hat: PAMELA.«

Zorski runzelte die Stirn.

»Und weiter?«

»Nun, ich weiß zwar nicht, wer dieser Alexander Sirchos ist«, sagte Simba schließlich. »Aber dieser Kerl macht mir größere Angst als alle Anklagen der Hexerei zusammen.«

»Hat Junior sich die Informationen ausdrucken lassen?«

Simba nickte.

»Zehn Stunden lang hat er ununterbrochen Informationen gesammelt, doch dann brach das Programm

plötzlich zusammen. Er hat alles aufgezeichnet. Junior glaubt, daß der Zugangscodc alle vierundzwanzig Stunden geändert wird, es sei denn, es sind die Listen, die regelmäßig ausgetauscht werden. Meiner Meinung nach hat Sirchos keinen Grund mehr, noch länger im Miami Hospital zu bleiben, und seinen Computer anderswo hinstellen zu lassen.«

»Ich nehme an, du hast versucht, die zehnstündigen Aufzeichnungen zu entschlüsseln«, meinte Zorski.

Simba lächelte verlegen.

»Ja«, gestand er. »Aber es ist in die Hose gegangen. Dabei glaubte ich, für eine solche Aufgabe ausreichend begabt zu sein, aber ich mußte es aufgeben. Es ist viel zu schwierig für mich.«

»Sirchos ist der Erfinder des geheimsten Codes des CIA«, unterstrich Zorski und lächelte bitter. »Jedenfalls wird deine Erfahrung im Lösen von Kreuzworträtseln nicht genügen, um Sirchos' bestes System zu knacken.«

Simba schob seine Kaffeetasse auf dem Tisch hin und her.

»Juniors Patenonkel arbeitet im M.I.T.* Ich habe ihm eine Kopie der Aufzeichnungen geschickt. Ich warte auf seine Antwort.«

Zorski kniff die Augen zusammen.

»Aber was suchst du eigentlich genau?«

»Dasselbe wie du«, antwortete Simba. »Ich will wissen, für wen ich arbeite ...«

* Massachusetts Institute of Technology

Vierzehntes Kapitel

Steve Odds war nicht allzusehr überrascht, als er das erste Foto erhielt. Diese Geschichte des Journalisten, der anscheinend Selbstmord begangen hatte, gefiel ihm nicht so recht, und eigentlich hatte er die ganze Zeit schon mit irgendwelchen Folgen gerechnet. Auch der Abschluß der von der Polizei ziemlich nachlässig durchgeführten Untersuchung hatte ihm keine Sicherheit gegeben.

Das Bild war scharf genug, um den Manifestanten genau identifizieren zu können. Die Z.S.A.-Geier auf diesem Foto sahen aus wie auf dem Entwurf für ein Werbeplakat. Auf dem Rücken des Fotos stand nur, daß demnächst mit einem Telefonanruf zu rechnen sei. Vermutlich würde ihm dann die Art und Weise der Geldübergabe mitgeteilt.

Odds, für den Erpressungen und die damit verbundenen Vorgänge nichts Neues waren, ging davon aus, daß man ihm höchstwahrscheinlich das beste Foto aus einer ganzen Serie geschickt hatte, was in Anbetracht der hervorragenden Qualität des Bildes aber nichts an der Sache selbst ändern würde. Rasch las er die Akte jener bewegten Nacht durch, vergewisserte sich, daß er an jenem Abend (was er längst wußte) ohne jede offizielle Rückendeckung gearbeitet hatte, und ließ Daniel Goldman zu sich rufen, der bei dieser Gelegenheit zum neuen Chef der Brigade ernannt worden war, da Mirko Milan zu jenem Zeitpunkt nicht anwesend war. Trotz seiner Abneigung gegen Milan war Odds sicher, daß die ganze Geschichte nicht passiert wäre, wenn sein bester Sammler an besagtem Abend nicht mit einer anderen Aufgabe betraut gewesen wäre. Goldman hatte nicht das Zeug zum Chef, und vor allem fehlten ihm die wichtigsten Eigenschaften eines guten Z.S.A.-Geiers: der richtige Riecher sowie die Erfahrung mit Unter-

grund-Aktionen. Milan besaß diese Eigenschaften durch und durch.

Zweifellos ahnte Goldman, warum er gerufen wurde, denn als er das Büro seines Vorgesetzten betrat, war er in einem Zustand höchster, beinahe pathologischer Erregung.

Odds drückte seine Zigarre aus und betrachtete seinen Angestellten mit finsterem Lächeln.

»Haben Sie den Inhalt des Fotoapparats geprüft, den der von Ihnen aus dem Fenster geworfene Journalist bei sich trug?« fragte Steve Odds ohne Umschweife.

Goldman war ganz verlegen. Nervös trat er von einem Bein auf das andere.

»Ich habe den Film eigenhändig vernichtet«, verteidigte er sich mit unsicherer Stimme.

»Eigenhändig!« betonte Odds spöttisch. »Und haben Sie auch daran gedacht, daß es sich um einen leeren Film handeln könnte?«

Goldman stand da wie ein Adjutant beim Appell vor seinem Vorgesetzten.

»Wir haben den Journalisten durchsucht und die vier anderen Filme, die er bei sich trug, ebenfalls vernichtet«, sagte er mit erstaunlich unsicherer Stimme.

Einen Augenblick lang schien diese mechanische Haltung Odds zu amüsieren. Er nahm sich eine weitere Zigarre und rollte sie langsam zwischen den Fingern hin und her.

»Goldman?«

»Ja, Monsieur.«

»Goldman, halten Sie es für möglich, daß dieser Journalist einen Film verstecken konnte, bevor Sie ihn sich schnappten?« fragte Odds übertrieben höflich.

Goldman war verwirrt. Jeder andere Idiot hätte sofort begriffen, daß Odds ihm eine Falle stellen wollte. Irgend etwas war schiefgegangen, und zudem bestand längst kein Zweifel mehr daran, daß es diesem verfluchten Fotografen gelungen war, einen Film in Sicherheit

zu bringen. Der Geier beschloß, Odds zuvorzukommen.

»Wir haben den Journalisten nur während knapp zehn Minuten aus den Augen verloren«, erklärte er schweißgebadet. »In der Zeit zwischen seinem Betreten des Hauses und ...«

Er hielt inne.

»Und seinem Selbstmord?« ermutigte ihn Odds.

»Genau«, seufzte Goldman.

Odds ließ sich Zeit, um seine Zigarre anzuzünden. Die Art, wie er die Lippen um den Tabakzylinder schloß, ekelte den Geier an.

Odds blies eine dichte Rauchwolke aus, beobachtete die Glut mit Zufriedenheit und hielt seinem Angestellten das Foto hin. Goldman schaute es sich nur kurz an. Er schwitzte am ganzen Körper.

»Was haben Sie dazu zu sagen?«

Im Büro breitete sich eine unangenehme Stille aus. Steve Odds Zigarre verströmte einen widerlichen Gestank.

»Schauen Sie sich dieses verdammte Foto bitte etwas genauer an!« brüllte Odds. »Und hören Sie endlich auf, sich hier vor Angst in die Hose zu machen. Es wäre besser, Sie würden mir sagen, ob ein zweiter Fotograf an der Unfallstelle gewesen sein kann!«

Goldman beugte sich über das Bild. Dann schüttelte er unverzüglich den Kopf.

»Nein. Das kann nur unser Journalist gewesen sein.«

Erleichtert und zugleich wütend lehnte sich Odds in seinem Sessel zurück.

»Ich will, daß Sie den Mieter ausfindig machen, dem dieser Idiot den Film gegeben hat«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Erklären Sie Milan Ihr Problem. Für einen solchen Job ist er genau der richtige Mann.«

Mit geschlossenen Augen lag Pamela Sirchos in ihrem Liegestuhl am Rande des Meerwasser-Swimmingpools,

dessen Salzgeruch sich mit dem aufdringlichen Duft der blühenden Orangenbäume vermischte. Russel, ihr Leibarzt und Schutzengel, hatte ihr erlaubt, sich eine halbe Stunde in die Sonne zu legen. Doktor Zorski hatte in der Tat ein kleines Wunder vollbracht, innerlich natürlich, aber auch äußerlich. Die Narbe zwischen Pamelas Brüsten war kaum größer als die Narbe nach einer Gallenblasenoperation und zudem unendlich ästhetischer. Der jungen Frau schienen diese Details völlig gleichgültig zu sein, doch Russel hatte ihr versprochen, daß nach ihrer Genesung alle Spuren des Eingriffs verschwunden sein würden. Was Russel mehr noch beunruhigte als die launenhafte Herzklappe, war die seelische Verfassung seiner Patientin. Die sonst sehr umgängliche und fröhliche Pamela wurde immer schwächer, ihre blauen Augen verfinsterten sich, und sie lachte immer seltener.

Mit der Hand verscheuchte sie eine Stechmücke und schaute dann zum gewaltigen Gebäude hoch.

Während zehn Monaten im Jahr kümmerte sich ausschließlich das Hauspersonal, das in einem separaten Pavillon am Eingang des Parks wohnte, um die Villa. Alexander und seine Frau hielten sich pro Jahr selten länger als vierzig oder fünfzig Tage dort auf, höchstens im Winter, wegen des angenehm warmen und milden Klimas. Im Sommer mieden sie die Ostküste wie die Pest. Jedenfalls behauptete Pamela stets, sich dort zu Tode zu langweilen, und auch dieser erzwungene Aufenthalt würde wahrscheinlich nichts an ihrer Meinung ändern.

Einige Tage vor Pamelas Ankunft waren unzählige Lieferwagen die Alleen des Guts auf und ab gefahren. Die Villa und ihr Park hatten sich in einen wahren Ameisenhaufen verwandelt. Während die Krankenpfleger die Geräte aufstellten, die Zimmer umgestalteten und die sonderbarsten Anweisungen in die Tat umsetzten und die Diener sämtliche Vasen mit bunten Blu-

men füllten, die Schwimmbecken säuberten, sämtliches Geschirr spülten, die Hecken stutzten und die weißen Kieswege harkten, kam Bewegung in das Haus, das für einige Stunden auflebte, um anschließend erneut in seine gewohnte Benommenheit zurückzufallen.

Alexander hatte an alles gedacht. Da er die Vorliebe seiner Frau für diese Art von Musik kannte, ließ er wöchentlich für mehrere Stunden sogar einen berühmten Violinisten aus Österreich einfliegen. Die Bibliothek, die Diskothek und die Videothek waren sowohl mit Neuerscheinungen als auch mit Klassikern gefüllt. Aber das alles half nichts: Pamela verwelkte nach und nach.

Vom großen Fenster aus betrachtete Hugo Russel den wunderschönen Körper des reichsten Fotomodells auf der ganzen Welt. Er spürte, wie sich in seiner Hose etwas zu regen begann. Mein Gott! Einer solchen Folter kann doch kein Mann widerstehen. Er schüttelte sich und wurde erneut unruhig. Er mußte unbedingt etwas unternehmen, um Pamela von ihrer Verdrossenheit zu befreien.

Obwohl er sich der Notwendigkeit bewußt war, zögerte er, Zorski über seine Besorgnis zu unterrichten. Angesichts des bevorstehenden Skandals in der Presse hatte der berühmte Chirurg vermutlich andere Sorgen als die möglicherweise nur eingebildeten Depressionen einer MilliardärsGattin. Zudem war dieses Exil Sirchos' Idee gewesen, und eine Beschwerde von Seiten Russels drohte den Milliardär erheblich zu verstimmen. Ein unlösbares Problem.

Der Arzt schaute auf die Uhr, verließ die Villa und stieg die wenigen Stufen zum Swimmingpool hinunter. Pamela hörte seine Schritte und öffnete die Augen. Russel schauderte. Im Vergleich zu diesem Mädchen sah Merle Oberon aus wie Marty Feldmann. Pamela schmollte wie ein kleines Kind.

»Noch eine kleine Viertelstunde«, bettelte sie. »Die Sonne tut mir so gut.«

Russel ergriff einen Sonnenschirm und hielt ihn so, daß Pamelas Körper im Schatten lag.

»Sie sind noch schlimmer als mein Mann!« protestierte Pamela und richtete sich auf.

Widerspruchslos schluckte Russel diese Bemerkung. Eine Krankenschwester rollte das Elektrokardiogramm-Gerät an den Liegestuhl heran. Eines der Mädchen quietschte fürchterlich. Russel schaltete das Gerät ein und beobachtete die leuchtende Linie.

»Warum kommen Ihre Freunde Sie nie hierher besuchen?« fragte er nach einer Weile.

Überrascht drehte Pamela sich um.

Es war das erste Mal, daß er eine persönliche Frage an sie richtete, und zudem nicht in diesem emotionslosen Ton, in dem Ärzte gewöhnlich mit ihren Patienten zu sprechen pflegen. Bisher hatte sie stets geglaubt, jedes Wort aus dem Mund dieses Mannes müsse eine therapeutische Wirkung haben und ihn genauso erscheinen lassen wie diese seelenlose Villa: entsetzlich langweilig.

Russel starrte nach wie vor auf den Schirm.

»Ich weiß es nicht«, gestand sie und zuckte mit den Schultern. »Ich nehme an, Alexander hat sie gebeten, mich in Ruhe zu lassen.«

Den Vornamen ihres Mannes sprach Pamela stets mit europäischem Akzent aus.

»Sie könnten sie doch anrufen«, schlug der Arzt vor.

Sie lachte kurz auf.

»Ich fürchte, das wäre ihnen äußerst peinlich«, erklärte sie und setzte sich ihre Sonnenbrille auf. »Zweifellos hätten sie dann das Gefühl, den großen Alexander Sirchos zu hintergehen!«

Russel räusperte sich, ohne vom Elektrokardiogramm aufzuschauen.

»Ist's so interessant?« murmelte Pamela.

»Wie bitte?«

»Sehen Sie den Leuten nie in die Augen, wenn Sie mit ihnen sprechen?« fragte sie.

Mit nervöser Hand schaltete Russel das Gerät ab. Er fühlte sich sehr unwohl in seiner Haut.

»Ihrem Herzen geht es sehr gut«, sagte er in einem nun wieder sehr fachmännischen Ton. »Diesmal scheint die Herzklappe zu halten und ...«

Pamela schwang die langen Beine zur Seite und tauchte die Füße ins Meerwasser.

»Ich hätte große Lust zu schwimmen!« sagte sie fröhlich.

Einen Moment lang stand Russel mit halboffenem Mund da und kam sich unheimlich lächerlich vor. Diese Frau brachte ihn noch um den Verstand.

»Das kann ich Ihnen leider nicht erlauben«, stammelte er.

Pamela stieß einen kurzen Seufzer aus und schaute den Arzt über das Perlmuttergestell ihrer Sonnenbrille hinweg an.

»Sagen Sie mir bitte, Doktor Russel, ob diese Herzklappe in einem Jahr etwas stabiler sein wird.«

Der Arzt runzelte die Stirn.

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen ...«

»Ich möchte wissen«, sagte sie geduldig, »ob diese Herzklappe mit jedem Tag zuverlässiger oder ob sie von Tag zu Tag schwächer wird.«

»Mit jedem Tag vergrößern sich die Aussichten, eine endgültige Lösung für Ihr Problem zu finden«, antwortete Russel.

Pamela lächelte verkrampft. Ganz offensichtlich gab sie sich mit dieser Antwort nicht zufrieden.

»Genaugenommen handelt es sich also gar nicht um eine Genesung?« beharrte sie.

Russel schwieg. Pamela drohte ihn aus dem Konzept zu bringen.

»Nicht nur heute muß ich jede Anstrengung, jede Aufregung meiden, sondern mein ganzes Leben lang muß ich das tun!« sagte Pamela schließlich ziemlich barsch.

Sie erhob sich aus ihrem Liegestuhl und schlüpfte in ihre Pumps.

»In drei Wochen habe ich Geburtstag«, sagte sie. »Und ich will, daß mein Mann ein Fest organisiert. Hier in diesem Park. Ein riesiges, ein gigantisches Fest!«

Russel hörte, wie sich das Klappern ihrer Absätze auf dem weißen Marmor entfernte.

David Toland stand am Fenster, hielt die Hände auf dem Rücken und schaute auf den Parkplatz des Krankenhauses hinunter, als Loic Gaborit sein Zimmer betrat.

»Wie fühlst du dich?« fragte der Arzt fröhlich.

»Wie ein Gelatineklumpen auf wandernden Dünen«, knurrte Toland.

»Du brauchst eben mehr Bewegung«, lachte Gaborit. »Es ist genauso, als wärest du soeben aus einem tiefen Winterschlaf erwacht ...«

»Ich bedaure die Murmeltiere«, seufzte David und drehte sich um.

Gaborit hielt ein Bündel Papiere in der Hand.

»Die Resultate deiner letzten Analysen«, erklärte er. »Du bist wieder völlig gesund, David. Du kannst das Krankenhaus heute noch verlassen.«

David nickte. Mit einer Hand zeigte er nach draußen.

»Seit drei Stunden stehe ich hier am Fenster und beobachte das Hin und Her der Krankenwagen. Bisher habe ich nur Fahrzeuge der Z.S.A. gesehen. Keinen einzigen Unabhängigen!«

Gaborit schnitt eine Grimasse.

»Kannst du an nichts anderes mehr denken?«

»An etwas anderes?« fragte David empört. »Bitte ich dich etwa, an etwas anderes zu denken als an deine Chirurgie? Diesem verdamnten Beruf habe ich mein ganzes Leben geopfert! Und nun verlangst du von mir, daß ich ihn aufgebe, nur weil eine Handvoll Rowdies mir die Visage eingeschlagen haben?«

Gaborit zuckte mit den Schultern.

»Das ist es nicht, was ich dir vorwerfe. Aber du verhältst dich genauso verbissen wie der kleine Lebensmittelhändler an der Ecke, wenn gegenüber seinem Laden ein Supermarkt eröffnet wird ...«

»Scheiße!« fluchte David wütend. »Noch vor nicht allzulanger Zeit hast du mich durch die Flure deiner verdammten Station geschleppt, um mich den Kranken vorzustellen, denen du mein Material verpflanzt hast.«

»Es gibt in diesem Krankenhaus hundertmal mehr Patienten, die mit Organen der Z.S.A. behandelt wurden«, entgegnete Gaborit gelassen. »Und niemand von ihnen hat sich je über zweitklassige Ware beklagt.«

»Du willst also immer noch, daß ich in den Dienst dieses Idioten namens Steve Odds eintrete, nicht wahr?« brüllte David. »So ist es doch?«

»Ich habe dir keine guten Ratschläge zu erteilen«, murmelte Gaborit. »Meine Aufgabe bestand nur darin, dich zu heilen. Und geheilt bist du jetzt. Was du tust, wenn du dieses Zimmer verlassen hast, geht mich nichts an.«

Müde ließ er sich auf der Bettkante nieder.

»Man hat mir das Messer auf die Brust gesetzt, David. Keine ungerechtfertigten Bevorzugungen mehr. Ab sofort arbeitet das Saint-Louis ausschließlich mit der Z.S.A. zusammen. Und wenn ich es wagen sollte, gegen diese Vorschriften zu verstoßen, wird man mich auffordern, mein Talent anderswo unter Beweis zu stellen.«

Er zog die Nase hoch und wandte den Blick ab.

»Ich habe nachgegeben. Und weißt du warum? Weil ich so bin wie du! Weil dieser Scheißberuf mein Leben ist!«

»Und weißt du, wohin eine derart dämliche Überlegung führt?« schrie David.

Bestürzt schüttelte Gaborit den Kopf.

»Du hast nicht das Recht, so etwas zu sagen. Ich habe

es versucht. Verdammt noch mal, ich habe es wirklich versucht! Ich glaubte, mein guter Ruf würde mir jede Menge Türen öffnen. Und weißt du, was man mir angeboten hat? Einen Job als Gerontologe in der Provinz. Ich bin überzeugt, einer der Besten zu sein, David, ehrlich, aber die sind nun mal stärker als ich. Die Erfolge, die ich aufzuweisen habe, interessieren sie einen Dreck. Und nun frage ich dich: Was hätte ich denn tun sollen? Hätte ich in die Schweiz auswandern sollen, um dort in einer dieser exquisiten Kliniken milliardenschwere Patienten gesund zu pflegen? Hätte ich Sultane, Nabobs und Emire in den Arabischen Staaten operieren sollen, in diesen Luxus-Hospitälern, die sie sich bei den ersten Anzeichen ihrer Krankheit erbauen und am Tag nach ihrer Genesung wieder niederreißen lassen?»

Er begann sich zu ereifern.

»Klar, das wäre natürlich eine Lösung gewesen! Und wenn du Steve Odds entkommen willst, dann kann ich dir nur eins raten! Emigriere nach Südafrika, Brasilien, Argentinien, nach Arabien, dort gibt es genug Arbeit! Dort träumen sie davon, sich einen David Toland an Land zu ziehen. Du brauchst nur der Polizei zu folgen, um auf gutes Material zu stoßen.«

Einen Augenblick lang zögerte er, ehe er weiterfuhr:

»Aber mach dir keine Illusionen. Das Kapital, von dem du dort lebst, ist dasselbe, das du hier ablehnst ...«

Gegen Mittag rief Juniors Patenonkel an. Zorski, der am Ende doch nicht nach Hause gegangen war, schlief noch im Gästezimmer. Simba, der sich von der Sauferei am Vorabend noch nicht so richtig erholt hatte, hob ab.

»Armyan?«

»Ja ...«

»Was für'n Ding hast du mir denn da geschickt? Wo hast du das her?«

Simba gähnte heftig.

»Hast du den Code entschlüsselt?« stammelte er.

»Nein. So was hab ich noch nie gesehen. Dieser Text scheint auf Variablen zu beruhen, die nach bestimmten Prinzipien funktionieren, die ich beim besten Willen nicht begreifen kann. Es gibt derart viele Schlüssel, daß man sich ernstlich fragen muß, welcher Wahnsinnige ein solches Durcheinander jemals dechiffrieren könnte. Kannst du mir sagen, woher du das hast?«

Armyan schüttelte sich und schwang die Beine aus dem Bett.

»Würdest du die Lösung finden, wenn du mehr Zeit hättest?« fragte er.

»Nein«, gestand der Anrufer unverzüglich. »Ich habe dir doch gesagt, daß es sich um einen sich verändernden Code handelt. Er verändert sich jeweils nach zwanzig oder dreißig Signalen. Ich kann nur Hypothesen aufstellen, und selbst dann ... Meiner Meinung nach entsprechen die Überschriften der verschiedenen Kapitel den Namen von Ländern oder Regionen. Höchstwahrscheinlich gibt es auch Namenslisten, die möglicherweise Personen oder Städten entsprechen. Und jeder Name hängt mit einer Zahl zusammen. Das ist alles, was ich herausgefunden habe, und ich bin mir nicht einmal sicher, ob das stimmt.«

»Gut«, seufzte Simba. »Ich danke dir.«

Er legte wieder auf und fuhr sich nachdenklich über den Kopf. Viel klüger war er jedenfalls noch immer nicht geworden. Aber was hatte er sich eigentlich erwartet? Herausfinden zu können, daß Alexander Sirchos für den KGB arbeitete? Er schluckte nervös und war sich der Absurdität dieses Gedankens vollauf bewußt. Jahrelang hatte er an Zorskis Seite gekämpft, in Zorskis Schatten gestanden. Zorski hatte sich in die Öffentlichkeit begeben, um utopische Kredite zu ergattern. Stets hatte er in der ersten Reihe gestanden, doch nun, da die Ärztevereinigung sich gegen ihn richtete, ließen alle ihn im Stich. Sogar sein Assistent, sein bester Freund.

Simba war sich selbst zuwider.
»Du bist ein elender Feigling!« murmelte der Chirurg.

Fünfzehntes Kapitel

Sylvie döste in dem Taxi, das sie nach Hause brachte, vor sich hin. Dieser entsetzlich lange Abend hatte sie total erschöpft. Begonnen hatte alles mit der Vernissage zur Ausstellung von Bernardo, diesem großen, von sich selbst so sehr eingenommenen schwulen Idioten, der sich weiß der Teufel etwas darauf einbildete, daß eine kleine, erbärmliche, zwischen der Samaritaine und den Schrotthändlern gelegene Galerie sich erbarmt hatte, endlich seine scheußlichen Bilder auszustellen. Rotwein und kaltes Buffet - und das Riesenarschloch behauptete, das sei der letzte Schrei ... Es war zum Kotzen. In einem verrauchten, stinkigen Keller, inmitten von sonderbaren Figuren und umgeben von abscheulichen Gemälden hatte sie sich, mit einem Glas saurem Wein in der Hand, das selbstgefällige Geschwafel des Schmierfinks anhören müssen, dem eine Handvoll Buffetpicker auch noch applaudieren zu müssen glaubten. Sylvie war einem Nervenzusammenbruch nahe und fragte sich, was sie inmitten all dieser Hohlköpfe eigentlich zu suchen hatte.

Als sie zwei Stunden später im *La Coupole* saß, einem aus der Mode gekommenen Restaurant mit schlechter Bedienung und scheußlichem Essen, in das der Künstler alle eingeladen hatte, fragte sie sich das immer noch. Eine entsetzliche *Omelette Norvegienne* sollte die Unverschämtheit beschließen. Rechts neben Sylvie saß ein ekelhafter Punk, der eine riesige Portion Sauerkraut verschlang und ihr unentwegt ins Ohr flüsterte, daß die Kunst ihm scheißegal sei; links neben ihr saß ein un-

glaublicher Italiener, der sich dazu verpflichtet fühlte, ihr hemmungslos den Hof zu machen, und immer wieder behauptete, ein guter Freund von Bernardo zu sein. Ganz offensichtlich hielt er sie für ein Groupie des >Meisters<.

Während Sylvie die abgesmackten Albernheiten dieses Schwätzers über sich ergehen ließ, dachte sie an Mouss. Seit vier Wochen hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Nach einer beiderseitigen Phase des Schmollens hatte sie schließlich erfolglos einige Nachrichten auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen. Mouss meldete sich nicht. Er kam auch nicht mehr mit der Clique zusammen. In gewisser Hinsicht fühlte Sylvie sich schuldig. Rückblickend hielt sie ihr damaliges Verhalten für unangebracht. Bestimmt hatte Mouss erfahren, daß sie die Nacht nach ihrer Trennung mit Serge verbracht hatte, einem uninteressanten Liebhaber, mit dem sie sich seit fünf Jahren sporadisch traf ... Es war eine schmerzliche Nacht, eine Nacht ohne jeden Reiz gewesen. Seitdem fühlte Sylvie sich immer miserabler und spürte, wie ihre Neurasthenie sich nach und nach in schreckliche Wutanfälle verwandelte. Und stets war die Erinnerung an Mouss der Katalysator.

Vor drei Tagen, als sie mit den Nerven am Ende war, suchte sie ihn in seiner Wohnung auf, doch die Tür war verschlossen. Eine Stunde lang wartete sie im Flur auf ihn, vergeblich. Dabei wünschte sie sich so sehr, sich mit ihm zu versöhnen, noch einmal mit ihm zu schlafen ... Wie hatte sie sich nur so dumm benehmen können?

Mit leerem Blick schaute sie den Italiener an. Der Blödmann grinste völlig idiotisch zurück.

»Zum Abschluß gehen wir noch ins *Opera-Night*«, flüsterte er übertrieben salbungsvoll. »Sie kommen doch mit?«

Ziemlich verdutzt schüttelte Sylvie den Kopf.

»Nein, ich bin müde. Ich werde nach Hause gehen.«

Doch der Italiener ließ nicht locker.

»Gestatten Sie mir, daß ich Sie nach Hause begleite?«

Dieser Idiot versuchte tatsächlich, sich wie ein Kavalier der alten Schule an sie ranzumachen. Sein Gerede ergänzte er durch unsinnige Gesten, seine Sätze betonte er durch irrwitzige Grimassen, die Sylvie bei einer anderen Gelegenheit wahrscheinlich zum Lachen gebracht hätten. Doch an diesem Abend ekelten diese Grimassen sie eher an.

»Das ist nicht nötig ...«, begann sie.

»Oh! Aber es wäre mir ein Vergnügen!« entgegnete der Italiener. »Wo wohnen Sie denn?«

Ziemlich brutal stieß Sylvie den Tisch von sich.

»Nicht nötig, hab ich gesagt!« schrie die junge Frau dumpf. »Gib dir keine Mühe, Idiot!«

Einige Gäste drehten sich nach ihr um, als witterten sie einen Skandal.

Sylvie erhob sich und steuerte auf den Ausgang zu.

»Du gehst schon?« rief Bernardo ihr über vier Tische nach.

Sylvie begnügte sich mit einem stummen Nicken und verließ schnell das Restaurant.

Welch ein Scheißabend! Zum Kotzen!

Vor dem Eingang ihres Hauses blieb das Taxi stehen. Sylvie beugte sich nach vorn, um den Preis vom Zähler abzulesen. Ein Turbo-Zähler, dessen rote Digitalziffern eine schrecklich hohe Summe angaben. Mit dem Geld hätte sie sich zwei Tage lang ernähren können. Da sie überzeugt war, daß der Fahrer sie übers Ohr gehauen hatte, gab Sylvie kein Trinkgeld, weshalb sie sich vom Fahrer beschimpfen lassen mußte.

Ins Bett schlüpfen, den Kopf unter dem Kissen vergraben, nichts mehr sehen, nichts mehr hören. Als sie in ihrer Tasche nach den Wohnungsschlüsseln suchte, fragte sie sich besorgt, ob sie wohl noch einige Tabletten Mogadon im Haus hatte. Das Röhrchen Binocal war jedenfalls leer, das wußte sie.

Mit diesen Sachen durfte sie auf keinen Fall übertreiben. Sie begann, schon richtig süchtig danach zu werden. Sie schloß die Tür auf, machte Licht und erschrak heftig, als sie die völlig auf den Kopf gestellte, verwüstete Wohnung sah. Eine unwahrscheinlich brutale Ohrfeige schleuderte sie ins Wohnzimmer. Sie prallte gegen einen Sessel und fiel der Länge nach auf den Teppich, auf dem ihre sämtlichen Bücher herumlagen. Der nächste Schlag war noch brutaler; er erstickte den Schrei, der ihr im Hals steckte, und verwandelte ihn in ein lächerliches Quietschen. Dann bekam sie noch einen Fußtritt in den Magen, ehe sie ein unerträgliches Gewicht auf ihrem Rücken spürte.

Rücksichtslos packte Mirko Milan sie an den Haaren und zwang sie, den Kopf zu heben.

»Na, kleines Luder!« brüllte der Sammler. »Was hast du mit diesen verdammten Fotos angestellt?«

Alexander Sirchos spazierte über das Deck seiner Jacht. Sein imposanter, muskulöser Oberkörper glänzte in der Sonne über der Ostküste. Er trug eine weiße Leinenhose, die Sonnenbrille mit dem vergoldeten Gestell hatte er sich ins Haar gesteckt. Einen Augenblick lang blieb er stehen und betrachtete den Horizont, der in einen beinahe weißen Himmel übergang; dann marschierte er rasch auf die drei Männer los, die am Heck des Schiffes an einem runden Tisch saßen und auf ihn warteten.

»Wie Wetterfahnen verhalten Sie sich!« brüllte Sirchos und zeigte mit dem Finger auf das Metalldreieck am Großmast, das im Wind sanft hin und her schaukelte. »Gestern noch gaben Sie mir grünes Licht, und heute behaupten Sie, Ihre lächerlichen Komitees hätten die Absicht, den Krieg der Sterne zu subventionieren? Ein ruinöses Regierungsprojekt, das das Land vor unlösbare Probleme stellen wird!«

Er machte ein verächtliches Gesicht.

»Wenn Ihre Gesellschaften nichts anderes als Super-Steuerzahler sein möchten, hätten Sie nicht zu mir zu kommen brauchen!« schimpfte er.

Die drei Männer schienen sich ziemlich unwohl in ihrer Haut zu fühlen. Einer von ihnen räusperte sich.

»Was hat es für einen Sinn, ein Vermögen in Boden-Boden-Raketen zu stecken, wenn wir nicht einmal wissen, wo wir sie aufstellen sollen?« fragte er zögernd.

Sirchos schaute ihn an.

»Ich dachte, das wäre längst geklärt«, knurrte er.

Der Mann war außerstande, dem eisernen und unglaublich starren Blick des Milliardärs noch länger standzuhalten. Er tat so, als beobachtete er die Wellen, die die Jacht sanft hin und her schaukelten.

»Im Grunde geht es nicht in erster Linie darum, unsere vorherigen Beschlüsse erneut in Frage zu stellen«, fuhr ein anderer fort, »sondern wir müssen endlich wissen, wo wir stehen.«

Sirchos hob die Schultern, als würde er tief durchatmen. Er setzte sich die Sonnenbrille auf die spitze Nase zurück. Die Männer schienen erleichtert zu sein, diesen Blick nicht länger ertragen zu müssen.

»Bestimmt möchten Sie, daß ich Ihnen einen Bericht vorlege«, grinste der Milliardär.

Er hob beide Hände und spreizte die Finger.

»Zehn Jahre! Ich will Sie nur daran erinnern, daß wir uns auf eine Frist von zehn Jahren geeinigt haben, eine Frist, die angesichts der Bedeutung des Projekts immer noch unglaublich kurz ist. Zehn Jahre, um die Geschichte auf den Kopf zu stellen! Ist das wirklich zuviel verlangt? Es bleiben uns noch vier Jahre. Und erste Resultate zeigen sich bereits im Mittleren Orient und in Europa ...«

»In Europa?« fragte der Mann erstaunt, der zuvor als erster gesprochen hatte.

»In Westdeutschland, in Italien, in Belgien«, betonte Sirchos. »Unsere Leute stehen bereit, und in den kom-

menden Generationen wird es so gut wie keine negativen Elemente mehr geben. Und das Vermögen, das Sie vorhin angesprochen haben, gehört zum größten Teil mir. Ich brauche nur Ihren internationalen Schutz, meine Herren, nicht Ihr Geld.«

Er hob den Kopf.

»Sie sollen ruhig wissen, daß ich Ihr Verhalten nicht begreifen kann«, fuhr er mit beeindruckender Autorität fort. »Ich nehme an, daß Sie die geopolitische Entwicklung dieser Länder mit größter Aufmerksamkeit verfolgen. Überall, in jeder Region, in jeder Stadt, in jedem Dorf sind wir auf dem Vormarsch. Und diese Entwicklung hat bislang nicht den kleinsten Skandal hervorgerufen. Also frage ich mich, meine Herren, wovor Sie Angst haben!«

»Die Sowjets üben Druck aus«, erwiderte der dritte Mann, der etwas ruhiger wirkte als seine Kollegen.

»Die Sowjets?« gluckste Sirchos. »Wenn Ihre Experten einen solchen Unsinn in die Welt gesetzt haben, so können Sie sie getrost auf die Straße setzen, mein Lieber, denn dann sind sie keinen Pfifferling wert. Die Sowjets wissen längst, daß sie nicht die Mittel haben, sich an dem Wettlauf um die militärische Vormachtstellung im All zu beteiligen. Jedenfalls nicht mehr als wir! Die Kosten? Unermeßlich! Der Gewinn? Gleich Null! Wie wir wollen auch sie, daß der Krieg sich anderswo abspielt. Vergessen Sie nicht, daß unsere wie ihre Interessen in diesem Punkt dieselben sind. Was die Pressekampagnen angeht, vor deren Folgen Sie sich so sehr zu fürchten scheinen ... Die Presse kontrollieren wir hier wie dort.«

Unruhig, so als leide er an Hämorrhoiden, rutschte der dritte Mann auf seinem Stuhl hin und her.

»Trotzdem ...«, meinte er zögernd, »sind die Beziehungen zu Israel oft sehr problematisch ...«

»Unsinn!« entgegnete Sirchos. »Sie verwechseln die Medieninformationen mit den CIA-Berichten. Israel

wartet. Wir sind noch nicht ganz so weit. Also warten sie ...«

Nach wie vor zweifelnd schauten sich die drei Männer an.

»Los!« ärgerte sich Sirchos. »Rücken Sie doch endlich mit der Sprache heraus! Was ist nicht in Ordnung?«

»Unsere Gesellschaften sind der Ansicht, daß die Verantwortung für ein solches Projekt vernünftigerweise nicht auf den Schultern eines einzigen Mannes lasten darf. Die Risiken sind, prozentual gesehen, zu groß.«

»Risiken? Welche Risiken?«

»In dem Wort >Mensch< vereinen sich alle Risiken«, erklärte der andere. »Auch Sie sind vor Fehlern nicht gefeit ...«

»Habe ich bisher auch nur einen einzigen Fehler begangen?« fragte Sirchos schroff.

»Jeder Mensch begeht irgendwann einen Fehler.«

»Ich nicht! Nichts und niemand werden mich je von meinem Weg abbringen. Versuchen Sie, Ihre Komitees davon zu überzeugen!«

»Wir werden es versuchen«, seufzte einer der Männer.

Steve Odds war dabei, die Verteilung der neuen Z.S.A.-Fahrzeuge zu prüfen, als Mouss sich erstmals seit dem Versand des Fotos meldete. Odds ließ das Telefon dreimal klingeln, bevor er abhob. Eine alte Gewohnheit aus jener Zeit, als er sozusagen ohne einen einzigen Pfennig seine erste Frachtgesellschaft gegründet hatte und selbst rund um die Uhr am Apparat saß und auf Anrufe wartete, was er sich jedoch nicht anmerken lassen wollte.

Seitdem war er sechzig Kilo schwerer und etliche Milliarden reicher geworden, doch das Telefon ließ er immer noch dreimal klingeln.

»Monsieur Odds?« fragte Mouss. »Steve Odds?«

Der Boß der Z.S.A. runzelte die Stirn. Er starrte den Apparat an, als wüßte er nicht, wie er funktionierte. Die Nummer dieser Direktverbindung kannten nur die Teamchefs, die sich ihrer aber nur in äußerst dringenden Fällen bedienten, sowie einige wenige Persönlichkeiten, in der Hauptsache Politiker, deren Einfluß diese Ausnahme rechtfertigte. Auch Odds' Geliebte kannte diese Nummer. Aber diese Stimme hatte er nie zuvor gehört ...

»Hallo?« fragte die Stimme beunruhigt.

»Ja, hier Steve Odds«, knurrte der Dicke.

»Monsieur Odds!« frohlockte Mouss am anderen Ende der Leitung. »Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr es mich freut, mit Ihnen zu sprechen.«

Odds begriff sofort, mit wem er es zu tun hatte.

»Wer sind Sie?«

»Ein Hobbyfotograf«, gluckste Mouss. »Vor kurzem hatte ich das Vergnügen, Ihnen eines meiner Lieblingsfotos schicken zu können. Erinnern Sie sich?«

»Ja. Was haben Sie damit vor?«

»Nun ...! Eigentlich nichts Besonderes. Ich finde, es ist ein wenig unscharf, ziemlich unterbelichtet. Künstlerisch gesehen ein sehr schlechtes Bild. Ich schenke es Ihnen, Monsieur Odds!«

Odds kaute an dem Inhalt eines hohlen Zahns hinten im Mund.

»Ich habe noch andere Bilder, und die möchte ich verkaufen«, sagte Mouss.

»Ich bin nicht daran interessiert«, murmelte Odds mit einer Spur Trägheit in der Stimme.

»Das kommt noch, davon bin ich überzeugt«, lachte die Stimme. »Sie sind nämlich nicht der Mann, der sich die Gelegenheit zur Förderung eines Talents entgehen läßt.«

»Sie sollten dem Innenministerium Ihre Ware zum Verkauf anbieten. Bei Unfällen ist einzig und allein die Polizei zuständig.«

»Unfälle nennen Sie das, Monsieur Odds? Es tut mir leid, aber in diesem Punkt bin ich nicht ganz Ihrer Meinung. Ihre Sammler haben in jener Nacht mehrere Manifestanten absichtlich umgebracht. Diese Morde haben sie als banale Autounfälle getarnt, und die Organe der Opfer haben sie an die umliegenden Hospitäler geliefert ...«

»Reinste Erfindung!«

»Ich habe mich nicht damit begnügt, Schlüsse aus diesen Bildern zu ziehen, auf die auch ein fünfjähriges Kind kommen könnte«, fuhr Mouss fort, ohne sich um die Unterbrechung zu kümmern. »Ich habe alles genau untersucht, Monsieur Odds. Punkt für Punkt, sämtliche Details. Ein erheblicher Arbeitsaufwand. Aber das Resultat ist ein dicker Aktenordner, von dem die Presse begeistert sein wird und der in der Bevölkerung für einige Aufregung sorgen wird.«

»Sie phantasieren, mein lieber Freund ...«

»Wenn Sie das Risiko eingehen, Monsieur Odds, dann versichere ich Ihnen, daß Sie noch vor Ende dieser Woche auf der Straße sitzen werden«, drohte Mouss. »Gegen diese Flutwelle haben Sie keine Chance. Auch wenn Sie die Polizei beschuldigen, einige ihrer Sammler entlassen und Ihre Unschuld beteuern, wird niemand Ihnen glauben, daß Ihre Opfer irgendwelche Opfer waren. Ich habe das Leben jedes einzelnen genau studiert. Habe ich mich klar genug ausgedrückt, Monsieur Odds?«

Ein nervöses Zucken bewegte Steve Odds' Wangen. Dieser Dreckskerl war noch weiter gegangen, als er es für möglich gehalten hatte.

»Es wird nicht einfach sein, das alles zu beweisen«, knurrte er.

»Haben Sie Vertrauen zu mir!« spottete Mouss. »Rechnen Sie sich aus, wie groß Ihre Chance ist, einem solchen Skandal unbeschadet zu entkommen. Ich werde mich wieder melden.«

»Warten Sie! Es wäre mir lieber, wenn wir uns sehen könnten ...«

»Das glaube ich Ihnen gern! Sie halten mich wohl für blöd!«

Steve Odds' fette Finger klammerten sich an den Telefonhörer.

»Sagen Sie mir wenigstens Ihren Preis und welche Bedingungen Sie stellen«, beharrte er.

»Versuchen Sie nicht, mich reinzulegen, Odds!« entgegnete Mouss bissig. »Ich will fünfzehn Millionen für sämtliche Unterlagen.«

»Fünfzehn Millionen!« wiederholte Odds.

»Alles zusammen oder in Raten, das ist mir egal!« sagte Mouss spöttisch. »Das Geld werden Sie auf ein Nummernkonto in Genf überweisen. Das Konto läuft bereits auf meinen Namen, und ich brauche nur anzurufen, um mich zu vergewissern, ob Überweisungen erfolgt sind. Auch die Währung überlasse ich Ihnen. Und wenn Sie noch mehr Zeit und Geld zu verlieren haben, so versuchen Sie ruhig herauszufinden, wer Inhaber des Kontos ist. Ich werde so viele Transfers kreuz und quer durch die ganze Welt tätigen, daß Ihnen ganz schwindelig wird. Schließlich ist auch nicht auszuschließen, daß ich mich auf Spekulationen mit Z.S.A.-Aktien einlasse. Als ausgleichende Gerechtigkeit. Ich bin sicher, daß mein Geld bei Ihnen in guten Händen ist. Bis dann, Odds, und grüß mir dein Magengeschwür!«

Der schrille Piepston gellte in den Ohren des Z.S.A.-Chefs.

Mouss verließ die Telefonzelle und rieb sich die Hände. Er hatte das eindeutige Gefühl, das Spiel, dessen erste Angriffe er sehr sorgfältig vorbereitet hatte, richtig begonnen zu haben. Aber er wußte auch, daß die wahre Angst mit dem Warten auf eine Antwort seines Gegenspielers erst so richtig begann, auch wenn er deren Symptome zu verdrängen versuchte. Für welches Ver-

teidigungssystem würde Odds sich entscheiden? Oder würde er sich gleich beim ersten Angriff geschlagen geben? Würde er versuchen, Zeit zu gewinnen? Wahrscheinlich. Aber er durfte sich nicht täuschen lassen. Andernfalls würde Odds zum Gegenangriff übergehen, und Mouss kannte den Schwachpunkt seines Plans nur zu gut: Sylvie Vercauteren. Odds und seine Männer waren sehr wohl imstande, sie ausfindig zu machen. Und somit auch ihn. Wenn es Odds gelänge, die Identität seines Gegners herauszufinden, wäre die Sache nicht mehr so einfach. Dann würde der Kampf sich verschärfen.

Schließlich kam Mustapha Moussi von sich aus - und vermutlich auch aus einer gewissen Nachgiebigkeit - zu der Überzeugung, daß er es wagen, ja sogar das zusätzliche Risiko eingehen konnte, Sylvie vor der ihr drohenden Gefahr zu warnen. Doch sollten Odds' Gesellen Sylvies Wohnung bewachen, so würden sie sich umsonst bemühen: Mustapha hatte keinesfalls die Absicht, dieses Haus noch einmal zu betreten. Die andere Möglichkeit stellte ihn allerdings vor unlösbare Probleme. Sollte er sich mit Sylvie versöhnen? Ihr gestehen, daß er den Film nicht auf den Müll geworfen hatte? Ihr erklären, daß er vorhatte, den großen Chef der Z.S.A. zu erpressen? Das alles wäre viel zu kompliziert. Sollte er sie sich zur Komplizin machen? Sie zwingen, sich eine andere Wohnung zu suchen? Zu verschwinden? Damit wäre sie nicht einverstanden. Er erinnerte sich an ihre unglaubliche Angst, als sie von dem angeblichen Selbstmord des Journalisten erfuhr. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als zu hoffen, daß Sylvie, im Falle eines Falles, diese Nacht vergessen hätte, und vor allem, daß sie sich nicht mehr erinnern würde, mit wem sie diese Nacht verbracht hatte ...

Um sein Gewissen zu beruhigen, ging Mouss dennoch in die Telefonzelle zurück und wählte Sylvies Nummer. Er hatte nicht die Absicht, auch nur ein einzi-

ges Wort zu sagen. Er tat es nur aus Neugier. Aus purer Neugier. Gut zehnmal ließ er es klingeln, bevor er wieder auflegte. Sylvie war nicht zu Hause. Bestimmt trieb sie sich wieder mit ihrer Clique herum. Das war auch besser so.

Mouss' Anruf hatte einzig und allein zur Folge, daß Milan einen Moment lang aufhörte, auf Sylvie einzuschlagen. Einige Sekunden lang hielt er inne und fragte sich, ob es nicht besser wäre, wenn das Mädchen sich melden würde, um so einen möglichen Komplizen in die Falle zu locken. Aber Sylvie war von derartiger Panik erfaßt, daß sie wahrscheinlich laut zu schreien angefangen hätte, so daß er es sein ließ. Das Klingeln schien Goldman sichtlich nervös zu machen, wie ein gehetztes Tier schaute er sich nach allen Seiten um. Als das Telefon schließlich wieder verstummte, seufzte er erleichtert auf.

Sylvie blutete aus der Nase. Ihre rechte Schulter und ihr Bauch taten ihr schrecklich weh. Bei jeder Bewegung, zu der ihr Folterer sie zwang, stieß sie einen Klageschrei aus, der sogleich von der riesigen, nach Äther riechenden Hand erstickt wurde. Vor lauter Angst begriff sie nicht sogleich, was diese Männer eigentlich von ihr wollten. Bilder von Vergewaltigungen und Plündereien gingen ihr durch den Kopf, am Ende sogar erinnerte sie sich verschwommen an die Silhouette des aus dem Fenster gestürzten Journalisten.

Milan drehte sie um und warf sie brutal gegen das Bett. Entsetzt riß Sylvie ihre hellen Augen auf, als sie das lange Messer vor dem Gesicht sah. Die Spitze der Klinge berührte die Lippen der jungen Frau, glitt langsam in ihren Mund und berührte ihre zusammengepreßten Zähne.

»Mach den Mund auf oder ich zerschneide dir das Zahnfleisch!« knurrte Milan, der rittlings auf Sylvie saß.

Das Mädchen zitterte am ganzen Körper. Sie spürte, wie die Klinge ihr in den Mund rutschte.

»Wenn du schreist, steche ich zu«, warnte Milan mit einem häßlichen Grinsen. »Und bei jeder falschen Antwort schneide ich dir ein Stück von der Zunge ab.«

Sylvie spürte, wie die Tränen ihr über das Gesicht liefen. Ihr war nach Kotzen zumute.

»Ist der Journalist zu dir gekommen?« fragte Milan.

Sie spürte das kalte Messer auf der Zunge. Ihr Mund füllte sich mit Speichel.

»Ja.«

Sie bemerkte die Erleichterung ihres Folterers und begriff, daß er nicht sicher war, die richtige Tür aufgebrochen zu haben.

»Und er hat dir den Film gegeben?«

Sylvie röchelte. Milan zog sein Messer einige Millimeter zurück und wiederholte seine Frage.

Erneut bejahte Sylvie die Frage.

Milan warf Goldman einen triumphierenden Blick zu. Er hatte sich also nicht geirrt. Er irrte sich nie.

»Wo sind die Fotos?«

»Weggeworfen ...«, gurgelte Sylvie.

Milan runzelte die Stirn und beugte sich über das Mädchen.

»Was sagst du?«

»Wir haben den Film in die Mülltonne geworfen.«

Sylvie spürte einen brennenden Schmerz am Gaumen.

»Hältst du mich für blöd?« knurrte Milan.

»Wir haben sie in die Mülltonne geworfen«, jammerte Sylvie. »Ich schwöre es.«

Milan wollte ihr bereits in die Wange schneiden, als er es sich plötzlich anders überlegte und beinahe überascht innehielt.

»Was heißt >wir<?« fragte er.

Sylvie zögerte. Milan ritzte ihr die Zunge auf.

»Es wäre besser für dich, den Mund aufzumachen,

blöde Gans!« drohte Milan. »Du warst in jener Nacht also nicht allein?«

»Nein.«

»Zu wievielt wart ihr?«

»Zwei.«

»Ein Kerl?«

»Ja.«

»Wohnt er bei dir?«

»Nein.«

»Hat er die Fotos weggeworfen?«

»Ja.«

»Hast du gesehen, wie er die Fotos weggeworfen hat?«

»Ja.«

In diesem Augenblick log Sylvie, ohne sich dessen wirklich bewußt zu sein. Sie war nach wie vor überzeugt, daß Mouss den Film tatsächlich in die Mülltonne geworfen hatte, und dachte nicht einen Moment daran, daß ihr Geliebter sie belogen haben könnte.

»Wie heißt er?«

Sylvie bekam keine Luft. Milan schnitt eine Grimasse; dann drückte er die Spitze seiner Waffe gegen Sylvies unteres Augenlid.

»Eine Bewegung, eine einzige Bewegung, und ich steche dir das Auge aus!« sagte Milan, als handelte es sich um ein Kinderspiel.

»Bitte ...«, flehte Sylvie.

»Den Namen deines Freundes will ich wissen!«

»Mustapha Moussi«, sagte das Mädchen schnell.

»Adresse?«

»Square du Rhone, Nummer vier«, antwortete Sylvie.

»In der Nähe der Porte d'Asnieres.«

»Wohnt er allein?«

»Ja.«

»Hast du ihn seitdem wiedergesehen?«

»Nein.«

»Was arbeitet er?«

»Regieassistent, glaube ich.«

»Wo hast du ihn kennengelernt?«

»Er gehört zur Clique.«

Besorgt runzelte Milan die Stirn.

»Zur Clique? Zu welcher Clique?«

»Unsere Freunde ...«

»Wo trifft ihr euch?«

»Im *Deux Magots*, fast jeden Abend.«

»Hörst du?« gluckste Milan und wandte sich an Goldman. »Wir haben es mit richtigen Möchtegern-Ganoven zu tun. Mit blutrünstigen Gesellen! Ich dachte, das würde es gar nicht mehr geben.«

Er wandte sich erneut an Sylvie.

»Was ist nun mit den Fotos? Wer hält sie versteckt? Der Araber?«

»Wir haben sie weggeworfen«, wiederholte Sylvie mit letzter Kraft.

Die Panik hatte die junge Frau vollständig erfaßt, sie verlor die Kontrolle über ihre Reaktionen, wurde hysterisch. Sie hielt ihre Tränen für Blut und zitterte plötzlich so heftig, daß Milan, trotz seines Körpergewichts, beinahe das Gleichgewicht verloren hätte. Der Endpunkt war erreicht.

Rasch ergriff Milan ein Kopfkissen und drückte es auf Sylvies Gesicht. Mit aller Kraft drückte er zu und stach ihr das Messer ins Herz. Nach einer letzten verzweifelten Zuckung entspannte sich Sylvie, fast so, als würde sie sich ihrem Peiniger darbieten. Goldman stand in der Tür und biß sich in die Hand.

»Kümmere dich um sie!« befahl Milan mit dumpfer Stimme. »Es soll wie ein Motorradunfall aussehen, du kennst die Leier ...«

Eine Sekunde lang zögerte er. Mit seinem Bruder Stefan schien Goldman nichts gemein zu haben ... Überdies schien Goldman kaum in der Lage zu sein, sie nur fortzubringen. Mit dem Zeigefinger deutete er auf seinen Z.S.A.-Kollegen.

»Und sieh zu, daß du keine Spuren hinterläßt! Kapiert?«

Goldman versuchte alles, um den Anblick des Mädchens zu vermeiden.

»Was willst du jetzt tun?« stotterte er.

»Ich muß diesen dreckigen Araber finden. In der Hoffnung, daß er für diese Schweinerei mit den Fotos verantwortlich ist«, entgegnete Milan. »Denn wenn ein anderer den Film aus der Mülltonne gefischt hat, müssen wir wieder von vorn anfangen, das kannst du mir glauben! Dann wird Odds sie alle umlegen müssen, einen nach dem anderen, bis keiner mehr übrig bleibt.«

Bevor er das Zimmer verließ, fügte er noch hinzu:

»... und dir wird er die Eier abschneiden.«

Sechzehntes Kapitel

Hugo Russel konnte seine Besorgnis nur mühsam verbergen. Mit einem gewissen Erstaunen betrachtete er seine zerbissenen Fingernägel - eine widerliche Angewohnheit, die er wenige Tage nach Pamela Sirchos' erster Operation angenommen hatte. Und bedauerlicherweise war das nicht das einzige Anzeichen seiner Verwirrung. Innerhalb weniger Wochen begann er, an Schlaflosigkeit zu leiden, unglaublich viel zu schwitzen und Unmengen von Beruhigungsmitteln zu schlucken. Die Wangen waren eingefallen, bedrohlich blaue Ringe umgaben die Augen, und die Haare verlor er büschelweise.

Er betrachtete Alexander Sirchos' Wartezimmer, das ihn irgendwie an eine kleine Bahnhofshalle erinnerte. Die Einrichtung und das Dekor, das im wesentlichen aus Metall, Spiegeln und riesigen Grünpflanzen bestand, vermittelte eine außerordentlich eisige Atmosphäre, die Russels Meinung nach gut zu ihrem Besitzer paßte.

Vormittags hatte der Arzt angerufen, um einen Termin zu vereinbaren. Zuerst hatte die Sekretärin ihm geantwortet, das sei absolut unmöglich, da Monsieur Sirchos sich dringend nach New York begeben müßte, um von dort aus nach Buenos Aires weiterzufliegen. Natürlich weigerte sich Russel zu sagen, warum er mit Sirchos sprechen wollte, und beschränkte sich darauf, die Sekretärin zu bitten, Alexander Sirchos möge sich nach seiner Rückkehr unverzüglich mit ihm in Verbindung setzen.

Zwei Minuten nach seinem Anruf klingelte das Telefon, und die dunkle Stimme des Milliardärs dröhnte durch den Hörer.

»Nun, Russel, was ist los?«

Russel wußte nicht, womit er anfangen sollte. Sirchos brachte ihn völlig aus dem Konzept. Kaum war er imstande, die einfachsten Sätze zu formulieren. Dummerweise hatte er geglaubt, dieses lähmende Gefühl könnte dank des Telefons spürbar abgeschwächt werden. Aber nun kam es ihm vor, als wäre es noch schlimmer geworden.

»Ich muß mit Ihnen über Ihre Frau sprechen, Monsieur ...«

»Reden Sie, ich höre Ihnen zu!« entgegnete Sirchos, der offensichtlich schlecht gelaunt war.

»Es ist ...«, meinte der Arzt zögernd, »es ist nicht so einfach ...«

Am anderen Ende der Leitung vernahm er ganz deutlich einen Seufzer der Verärgerung.

»Hält die Herzklappe nicht?«

Russel schüttelte den Kopf, als könnte sein Gesprächspartner ihn sehen.

»Nein, das ist es nicht ...«

»Hören Sie, Russel!« sagte Sirchos ungeduldig. »Was sind Sie denn für ein Arzt? Geht es meiner Frau gut, ja oder nein?«

Russel atmete tief durch.

»Physisch geht es ihr gut«, antwortete er.

Ein kurzes Schweigen am anderen Ende der Leitung. Merkwürdigerweise - aber das war ein rein subjektiver Eindruck von ihm - glaubte Russel, dem Milliardär würde jeden Augenblick der Kragen platzen und er wolle ihn beschimpfen. Doch wundersamerweise überlegte Sirchos es sich dann doch anders.

»Ich werde heute nachmittag nach Fort Lauderdale kommen«, sagte er mit müder Stimme. »Kommen Sie Punkt fünfzehn Uhr dreißig in mein Büro. Aber ich werde nur wenig Zeit für Sie haben, da ich anschließend nach Argentinien weiterfliegen muß.«

Dann legte er auf und ließ Russel noch ratloser zurück als je zuvor.

Um fünfzehn Uhr fünfzehn, eine Viertelstunde zu früh (aber bereits eine Stunde zuvor war er in Fort Lauderdale angekommen) wurde Doktor Russel von einer bezaubernden Sekretärin empfangen und in den - wie sollte er den Raum anders nennen? - Wartesaal geführt, wo er sich in einen nur mäßig bequemen Sessel fallen ließ und nun schon seit zwei Stunden schweißgebadet wartete. Niemand hielt es für nötig, ihm diese Verspätung Sirchos' zu erklären oder ihm wenigstens ein Glas Wasser anzubieten.

Russel konnte Sirchos nicht leiden. Ja, man könnte sogar behaupten, daß er ihn haßte. Heute jedenfalls haßte er ihn. Doch Russel weigerte sich zuzugeben, daß dieser Haß auf die Tatsache zurückzuführen war, daß beide dieselbe Frau leidenschaftlich liebten ... Dieses Gedankens war er sich kaum bewußt. Er glaubte, sein Haß hätte andere Gründe. Denn Sirchos hatte ihn ganz einfach kaputtgemacht, seine Karriere ruiniert, seine Nerven zerstört, sein Privatleben wie sein Berufsleben vernichtet. Sirchos machte ihn für die beiden mißlungenen Operationen Pamelas verantwortlich. Hundertmal, tausendmal hatte er diese Operation in seinen schlaflosen Nächten noch einmal durchlebt. Er hatte

nicht den geringsten Fehler begangen. Gewiß, Zorski war vielleicht begabter als er. Aber vor allem war er sich der Komplexität des Problems bewußt, hatte mit außergewöhnlichen Nähten eine neue Herzklappe einsetzen können und eine so offensichtlich perfekte Arbeit geleistet, daß Russel eine Abstoßung wie eine wahre medizinische Ungerechtigkeit vorkommen mußte. Im Gegensatz zu allen anderen Chirurgen, die einen möglichen Mißerfolg zu den niemals auszuschließenden postoperativen Risiken zählten.

Russel wußte nicht, was Sirchos dem berühmten Chirurgen angeboten hatte, damit dieser Philadelphia verließ, wozu er sich bislang stets geweigert hatte, aber in seinem Innern war er davon überzeugt, daß Zorski einen ähnlichen Mißerfolg hätte einstecken müssen, wenn er der erste gewesen wäre, der Pamela operiert hätte. Nichtsdestoweniger war es Sirchos gelungen, alle Zweifel und alle Schuld auf Russel abzuwälzen. Zweifellos war das seine Art und Weise, seine Untergebenen allmählich um den Verstand zu bringen.

Bei der Vorstellung, Sirchos erneut die Stirn bieten zu müssen, schauderte er. Dabei hatte er sich seine Argumente bestens überlegt, sich seine Sätze präzise zu rechtgelegt, jedes Wort genau abgewägt und die möglichen Antworten eines Gegenübers bedacht, der ihm unweigerlich wie ein Feind vorkommen mußte. Sein Wunsch zu fliehen, wurde plötzlich so unwiderstehlich, daß er sich aus seinem Sessel erhob und wie ein gefangenes Raubtier im Zimmer auf und ab ging.

Er schaute auf seine Armbanduhr. Siebzehn Uhr fünfundvierzig. Was war mit der am Telefon so sehr betonten Pünktlichkeit? Sirchos machte sich wohl über ihn lustig. >Punkt fünfzehn Uhr dreißig ...< - >Ich werde nur wenig Zeit für Sie haben ..<

Blind vor Wut ging Russel auf die Tür zu, als plötzlich die Sekretärin auf der Schwelle stand.

»Monsieur Sirchos wird Sie nun empfangen«, erklärte

sie, genauso als warte Russel erst seit drei Minuten.
»Wenn Sie mir bitte folgen wollen ...«

Augenblicklich beruhigte sich der Chirurg. Er folgte dem Mädchen durch ein Labyrinth von Gängen, an deren Wänden diskret beleuchtete impressionistische Gemälde hingen. Der lange gerade Flur mündete in einen seltsamerweise türlosen riesigen Raum, der ausschließlich aus malvenfarbenem Marmor zu bestehen schien.

Sirchos saß an einem halbkreisförmigen Schreibtisch, auf dem sich nicht einmal ein Telefonapparat, keine Schreibunterlage, kein einziges Blatt Papier oder sonstiges Büromaterial befand, sondern ausschließlich ein leicht nach rechts versetzter Computerterminal. Vor dem Schreibtisch stand ein einziger schmaler Sessel. Die Wände waren kahl, und das fahle Licht schien aus dem Nichts zu kommen. Das aus einem Stück bestehende Zimmer hatte keine Fenster.

Die Sekretärin entfernte sich und ließ Russel im Eingang zu diesem verblüffenden Büro stehen. Einige Sekunden lang war er nichts als seiner nackten Angst ausgeliefert. Der ganze Raum war so angelegt, daß er Sirchos' Gesprächspartner in einen Zustand tiefen, unerklärlichen Unbehagens versetzte. Das Fehlen jeglicher Tür und die völlige Stille in diesem Raum gaben Russel den Eindruck, der Milliardär würde seine Anwesenheit schlichtweg ignorieren.

Außer dem Unbehagen, das ihn bedrückte, kam der Arzt sich nun auch noch ziemlich dumm vor, und als er gerade leise husten wollte, hob Sirchos plötzlich den Kopf, lächelte ihm zu und bat ihn, Platz zu nehmen.

Wie gelähmt schritt Russel durch den Raum. Vage erinnerte er sich an seine Studentenzeit, an die Examen, wenn sein Kopf mit einem Mal völlig leer war. Dennoch gelang es ihm, sich hinzusetzen, ohne den Sessel zu verfehlen.

»Ein unerwarteter Streik der Fluglotsen«, erklärte Sir-

chos in knappen Worten. »Die Maschinen konnten nicht starten. In diesem verfluchten Land haben die Transportunternehmer alle Macht. Wie geht es Ihnen, Russel?«

Nur undeutlich kamen dem Arzt die vorbereiteten Sätze wieder in den Sinn; sie waren völlig durcheinandergeraten und folgten einem chronologischen Ablauf, der eher burlesker Dichtung als medizinischer Berichtserstattung entsprach. Woran dieser unberechenbare, völlig entspannte und übertrieben freundliche Sirchos auch nicht gerade etwas änderte.

»Es geht mir gut, danke«, stammelte Russel ziemlich dämlich.

Die stählernen Augen des Milliardärs betrachteten ihn beinahe belustigt. Natürlich war Russels panische Angst nach wie vor viel zu groß, als daß er auch nur die geringste Spur von Provokation in dieser Haltung hätte erkennen können.

»Ist die Hitze noch zu ertragen?« fragte Sirchos, dessen Lächeln mehr und mehr einer Grimasse ähnelte.

Im allerletzten Moment entzog sich Russel der Bedrohung.

»Es ist nicht die Hitze, die Ihrer Frau zu schaffen macht, Mister Sirchos«, erklärte er in einem selbstbewußten Ton, der ihn selbst überraschte.

Sirchos kratzte sich mit seinen manikürten Fingernägeln an den vorspringenden Wangenknochen.

»Ich habe meine Sekretärin gebeten, uns einen Kaffee zu machen«, sagte der Milliardär mit leidenschaftsloser Stimme. »Oder möchten Sie lieber etwas anderes trinken?«

Russel war verwirrt. Dabei hatte er geglaubt, auf alle Reaktionen Sirchos' gefaßt zu sein. Auf seine Wut und auf seine Besorgnis, auf sämtliche selbstherrliche Entscheidungen, die ein Mann treffen konnte, der beinahe jeden durch die Welt transferierten Dollar kontrollierte. Auf alle möglichen Reaktionen war er vorbereitet, und

für jede davon hatte er sich eine passende Antwort ausgedacht. Auf alles war er gefaßt, nur nicht auf das Nichts. Nur nicht auf diese unglaubliche Interesselosigkeit.

Plötzlich fragte sich Russel, warum er eigentlich gekommen war. Und selbstverständlich erriet Sirchos auch diesen Gedanken seines Gegenübers.

»Pamela langweilt sich, nicht wahr?«

Russel zuckte zusammen. Wie hatte er nur annehmen können, einem solchen Mann die Stirn bieten zu können?

Er schluckte mühsam.

»Sie langweilt sich nicht nur, Monsieur Sirchos«, verbesserte er leise. »Sie wird neurasthenisch.«

Mit einem Mal gab sich Sirchos interessierter, beugte sich leicht nach vorn und stützte sich mit den Ellbogen auf der Schreibtischplatte ab.

»Ist das nicht bei den meisten Genesenden der Fall?«

Russel schüttelte den Kopf.

»Nein«, entgegnete er. »Neurasthenie ist eine Krankheit für sich. Und bei Ihrer Frau häufen sich die Symptome dieser Krankheit.«

Sirchos schien sich zu entspannen und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Sehen Sie, Doktor Russel, Pamela ist eine Frau, die es gewohnt war, intensiv zu leben, von Fotografen umgeben zu sein, sich auf prächtigen Cocktailpartys zu amüsieren und von männlichen Bewunderern umschwärmt zu werden. Ich glaube ganz einfach, daß sie ...«

»Es handelt sich keineswegs um eine bloße Laune Ihrer Frau«, erwiderte Russel. »Wegen einer solchen Lappalie hätte ich mich nicht an Sie gewandt! Pamela ...«

Sogleich bereute er es, ihren Vornamen genannt zu haben.

»... Pamela leidet an einer Störung des Nervensystems. Schlaf- oder Beruhigungsmittel können absolut

nicht dagegen helfen. Wie in den meisten Fällen tauchen erst einmal somatische Störungen auf. Sie klagt über Schmerzen, in erster Linie natürlich über Herzbeschwerden.«

Sirchos begann nervös mit den Fingern gegen die Schreibtischkante zu trommeln, so als wollte er schnell zum Ende ihrer Unterredung kommen.

»Hatten wir nicht vereinbart, daß Sie bei Komplikationen Doktor Zorski zu Rate ziehen sollten?« murmelte er wie beiläufig.

Russel räusperte sich verlegen. Sein Mund war völlig ausgetrocknet, und er fühlte sich immer unwohler in seiner Haut.

»Ihre Frau braucht einen Psychotherapeuten, keinen Chirurgen«, sagte Russel. »Außerdem möchte ich Sie darauf hinweisen, daß Pamela die Absicht hat, ihren Geburtstag mit einem großen Fest zu feiern. In zwei Wochen ...«

Sirchos lächelte spöttisch.

»Ich danke Ihnen, daß Sie mich an den Geburtstag meiner Frau erinnern«, knurrte er.

»Sie will alle ihre Freunde zu diesem Fest einladen«, fügte Russel hinzu, »eine große Party geben. Meiner Meinung nach ist das eine großartige Idee, vorausgesetzt natürlich, Pamela bleibt vernünftig.«

»Vernünftig?« schrie Sirchos mit wütendem Blick. »Kennen Sie die Leute, die wie Parasiten um meine Frau kreisen, Doktor Russel? Diese berühmten Hollywoodstars? Diese zwielichtigen, mit Kokain und Tequila vollgestopften Wracks, diese unkultivierten Gigolos und diese alten brünstigen Playboys ... Ich hasse Künstler, Russel, und ich haßte den Beruf meiner Frau. Ich habe sie absichtlich von der Westküste weggeholt, um sie von diesen Leuten fernzuhalten, und nun bitten Sie mich, all diese Leute hierher einzuladen?«

Er legte beide Hände flach auf den Schreibtisch.

»Diese Leute sind es, die ihr Herz kaputtgemacht ha-

ben, begreifen Sie das immer noch nicht?« brüllte er. »Aber seien Sie unbesorgt, Pamela wird sie schnell wieder vergessen.«

Russel war eher vom Gegenteil überzeugt. Aber was Sirchos' Motive anging, so begann er, deren Umrisse allmählich zu erkennen. Pamelas Krankheit war für ihn der willkommene Vorwand, seine Frau in einen Käfig einzusperren.

Der Milliardär schaute kurz auf seine Armbanduhr.

»Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben, Doktor Russel?«

Sichtlich enttäuscht nickte der Arzt mit dem Kopf.

»Sind diese somatischen Störungen, von denen Sie vorhin sprachen, wirklich gefährlich für Pamelas Gesundheit?«

Russel zuckte mit den Schultern.

»Alle Neurasthenien können Symptome von Tetanie und Tachykardie aufweisen«, murmelte er. »Aber im Moment sind Herzrhythmus und Blutkreislauf völlig normal.«

Seltsamerweise hielt Russel es nicht mehr für nötig zu kämpfen. Er fühlte sich völlig leer, erschüttert, vollkommen kraftlos. Am Ende hatte er nur mehr einen einzigen Wunsch: diesen Mann und diese krankhafte Faszination loszuwerden, die er für ihn empfand.

»Ich werde Ihnen den besten Psychiater in die Villa schicken«, sagte Sirchos und erhob sich. »Und sagen Sie Pamela, daß ich ihren Geburtstag nicht vergessen und mir eine Überraschung für sie ausgedacht habe.«

Damit war die Unterredung beendet. Russel reichte dem Milliardär zögernd die Hand und ging die vielen türlosen Gänge zurück, die ihn immer noch an ein von einem Wahnsinnigen entworfenes Labyrinth erinnerten. Eine andere Sekretärin erwartete ihn am Ende des Flurs und führte ihn langsamen Schrittes zum Ausgang.

Als Russel das Gebäude verließ, hatte er nicht einmal das wohltuende Gefühl, frische Luft einzuatmen. Wie

eine schmelzende Bleiglocke lastete die Luft von Fort Lauderdale auf der ganzen Umgebung. Um hier Selbstmord zu begehen, brauchte man sich nur eine dicke gefütterte Windjacke zu kaufen und zwanzig Minuten lang zu tragen.

Er überquerte den Parkplatz der Sirchos Company und beachtete nicht im geringsten die Männer in den geschmeidigen Uniformen der Aerospatial Research, an denen er vorbeiging.

Im Innern der Corvette war es so heiß wie in einem Grillgerät. Die Klimaanlage war defekt. Das Leben war wirklich grandios ...

Seit dem Tag, an dem er Steve Odds das erste Foto geschickt hatte, lebte Mouss vorsichtshalber bei einem Freund. Dieser Freund wohnte in einer Siedlung am Rande der Stadt und war mit einem Weib verheiratet, das den Mund nur auftat, um irgendwelche Obszönitäten von sich zu geben, und das ihm drei schreckliche Kinder geboren hatte, deren Haupteigenschaften vom Wandalismus bis zur Inkontinenz reichten. Eigenschaften, bei denen es den reizenden Kleinen weder an Phantasie noch an Hartnäckigkeit mangelte.

Aufgrund der Bürgerkriegsstimmung, die unentwegt in der Wohnung herrschte, war Mouss physisch wie psychisch völlig am Ende, und einen Moment lang überlegte er sich, ob er nicht doch in seine Wohnung zurückkehren sollte. Die Versuchung war so groß, daß er sich sogar auf den Weg dorthin machte, um es sich auf halber Strecke dann doch wieder anders zu überlegen. Sein derzeitiges Problem bestand darin, daß er kein Geld hatte. Zwar würde er bald ein reicher Mann sein, aber im Moment war er völlig blank. Rasch rechnete er seine mageren Ersparnisse zusammen, mit denen er sich allerdings nicht einmal eine Übernachtung in einer der erbärmlichsten Pensionen hätte leisten können. Dann zog er sein Scheckbuch aus der Tasche. Auf

seinem Konto verblieben ihm noch einige hundert Franc.

Vor dem Eingang zur Metro, wo sich um diese Zeit nur mehr sehr wenig Leute aufhielten, zögerte er plötzlich. Was zum Teufel sollte diese Knauserei? In wenigen Tagen würde er reich sein, unglaublich reich. Und um den bevorstehenden Kampf angehen zu können, mußte er einen klaren Kopf haben, ausgeruht und in bester Verfassung sein. Schließlich rang er sich zu einem Kompromiß durch und eilte entschlossenen Schrittes auf das *Hotel Stella* los. Ein gemütliches Etablissement mit noch vernünftigen Preisen, das nur wenige Meter vom Bahnhof Cardinet entfernt lag.

Er ahnte nicht im geringsten, daß dieser Entschluß ihn vor dem grausamsten aller Tode gerettet hatte ...

Nachdem er sich vergewissert hatte, daß der Mieter nicht zu Hause war, drang Mirko problemlos in Mouss' Wohnung ein. Er nahm sich die Zeit, die Klinke abzuschrauben, den Riegel zu lösen und das Schloß, das er zuvor aufgebrochen hatte, wieder einzusetzen. Natürlich hätte er diese Tür in wenigen Sekunden aufbrechen können, aber er wollte keine Spuren eines Einbruchs hinterlassen. Nachdem er die Tür hinter sich zugezogen hatte, blieb er eine Weile reglos im winzig kleinen, völlig dunklen Flur stehen.

Seltsamerweise erinnerte dieser Tag ihn an seine Einbrechervergangenheit, und er wunderte sich über diese Erregung, die ihn jedes Mal ergriff, wenn er in fremde Wohnungen eindrang, um sie auszurauben. Im Gegensatz zu seinem Bruder Vito hatte er dabei nie auch nur die geringste Angst verspürt. Dieses berauschende Gefühl, in die Privatsphäre eines Fremden einzudringen, dieses zwischen Diebstahl und Voyeurismus schwankende Trieb, dieses wahre Glücksgefühl, das über ihn kam, wenn er Möbelstücke durchsuchte, mit den Fingern in Schubladen herumwühlte wie in den Scham-

haaren eines Mädchens, wenn er zu riechen, zu fühlen, die Atmosphäre wahrzunehmen begann ... Nichts von all dem hatte er völlig verloren ...

Er schüttelte sich, faßte sich wieder und griff in seine Westentasche. Er zog eine kleine Taschenlampe hervor, die ein sehr helles, stark gebündeltes Licht ausstrahlte. Der grelle Lichtpunkt begann auf den Wänden zu tanzen. Milan ging ins Wohnzimmer. Er drehte an dem Rädchen seiner Lampe und der Strahl wurde breiter, das Licht merklich schwächer. Triumphierend verzerrte der Sammler den Mund. Er ließ das Licht über die an den Wänden befestigten Vergrößerungen der Fotos wandern. Einmal mehr hatte er die richtige Adresse erwischt. Der Kerl wohnte tatsächlich hier.

Milan schaute sich weiterhin um. Da waren noch zwei andere Zimmer: das Schlafzimmer und das Arbeitszimmer, an dessen Wänden zahlreiche Bücherregale standen und das Mouss wahrscheinlich ebenfalls als Entwicklungsraum genutzt hatte. Milan machte sich keine allzu großen Illusionen, begann aber dann doch, alles systematisch und peinlich genau zu durchsuchen, wobei er jeden Gegenstand wieder an seinen Platz zurückstellte. Zweifellos hatte dieser Idiot die Negative bei sich. Es sei denn, er hatte sie anderswo versteckt ... Wie auch immer, sobald er Milan in die Hände fallen würde, würde er schon alles ausplaudern.

Der Sammler nahm sich einen Kaugummi und steckte das Papier in seine Tasche zurück. In aller Ruhe setzte er sich an den Schreibtisch, schaltete die Bürolampe an und begann sich die wenigen Gegenstände, die er bei seiner Durchsuchung aufgestöbert hatte, genauer anzusehen. Sorgfältig kopierte er das Adreßbüchlein, in dem auch Sylvie Vercautere's Name und Anschrift stand, und blätterte einen dicken Aktenordner mit Unterlagen über die Arbeiten der Z.S.A. in den letzten sechs, sieben Monaten durch. Gelassen kaute Milan seinen Kaugummi, blätterte die Seiten um, verweilte von Zeit zu

Zeit bei einem Zeitungsausschnitt über einen Unfall, der in den Tageszeitungen kaum Beachtung gefunden und den Mouss mit einem roten Filzstift gekennzeichnet hatte.

Zweimal vernahm der Geier ein Geräusch im Haus, schaltete die Lampe aus und legte die Hand auf sein Messeretui. Sobald er merkte, daß es sich bloß um andere Mieter handelte, die nach Hause kamen, schaltete er das Licht wieder an.

Er las weiter und runzelte die Stirn, als er auf einen Artikel über den Sammler David Toland und dessen Unfall stieß. Was konnte diesen kleinen Dreckskerl daran nur so interessieren? In dem Moment suchte Milan nicht weiter nach einer Erklärung. Er schloß die Akte, lehnte sich im Sessel zurück, kreuzte die Hände vor seinem Bauch und machte eine dicke Kaugummi-blase. Diese Akte hatte die Sprengkraft einer Atom-bombe, mit der man die Z.S. A. und sämtliche Aktionäre aufliegen lassen und einen der aufsehenerregendsten Prozesse der Justizgeschichte in Gang bringen könnte.

Milan zog die Nase hoch und schaute gedankenverloren auf den Deckel des Ordners, auf den der Erpresser mit einem dicken Filzstift die drei Initialen der Z.S.A. sowie das ziemlich ungeschickt nachgemalte Siegel der Geier gemalt hatte. Der Dummkopf glaubte also, Nitro-glyzerin in Gold umwandeln zu können. Er wollte diesen ganzen Krämerladen kräftig durcheinanderrütteln und den gesamten Planeten in die Luft sprengen.

Milan drehte sich etwas zur Seite und betrachtete das alte Fotokopiergerät, das in einer Ecke des Zimmers auf dem Boden stand. Er erhob sich, trat an das Gerät und fischte eine zerknüllte, zu dunkel geratene Kopie aus dem Papierkorb. Jetzt bestand also kein Zweifel mehr. Dieser Mistkerl hatte Kopien seiner Unterlagen angefertigt. Die Angelegenheit wurde immer brenzlicher ...

Siebzehntes Kapitel

Als David Toland seine Sammlerjacke anzog, hatte er das seltsame Gefühl, alles sei nur ein böser Traum gewesen, nur ein etwas zu lange dauernder, etwas zu realistischer Alptraum ... Sein Bild im Wandspiegel verscheuchte dieses Hirngespinnst wieder. Er betrachtete sein schmaler gewordenes Gesicht, die vorspringenden Backenknochen, die seine hohlen, von einem dichten Bart bedeckten Wangen noch stärker betonten, und vor allem diesen glanzlosen, gleichgültigen und beinahe fremdartigen Blick. Er schaute auf das an die Brust seiner Jacke genähte Abzeichen, ein goldfarbenes rundes Stück Stoff mit einem Symbol, das das Leben darstellte, und einem schwarzen Randstreifen, auf den die Namen >Toland< und >Roussel< aufgestickt waren. Mit dem Zeigefinger glitt er unter die Naht und riß das Abzeichen wütend ab. Das Leder riß einen Zentimeter weit ein. Nachlässig warf Toland den Stoffetzen auf das Krankenhausbett und verließ das Zimmer.

So als warte er schon seit Stunden auf den Sammler, stand Boris Gerstein, der Pressezar, mit dem Rücken gegen die Flurwand gelehnt und rauchte ein Zigarillo, dessen Glut er von Zeit zu Zeit zufrieden betrachtete.

Lächelnd ging er auf David zu.

»Sie verlassen uns schon?«

David hatte nicht die geringste Lust, sich mit Gerstein zu unterhalten. Er wollte zu den Aufzügen weitergehen, aber Gerstein stellte sich ihm entschlossen in den Weg.

»Haben Sie über meinen Vorschlag nachgedacht?«

»Über welchen Vorschlag?« knurrte David.

Gerstein tippte mit dem Zeigefinger auf die Brust des Sammlers.

»Sie sind der Beste, Toland. Und ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, die Besten auf meine Seite zu ziehen. Wenn ich mich an einem Geschäft beteilige,

wähle ich mir nur die allerbesten aus. Okay? Ich habe viel Geld in die Z.S.A. gesteckt. Und wenn Sie bei mir mitmachen, komme ich für alle Ihre Schulden auf, kapiert?»

Toland streckte den Arm aus und stieß Gerstein mit einer gleichzeitig verächtlichen und arroganten Bewegung zur Seite.

»Geben Sie sich keine Mühe, Gerstein«, murmelte David. »Ich werde meinen Beruf an den Nagel hängen.«

Der Sammler ging zum Aufzug.

»Was bilden Sie sich ein, Toland?« schrie Gerstein. »Daß Sie noch eine andere Wahl haben?«

Die Türen schlossen sich hinter dem Sammler. Mit einem öligen Gleiten setzte sich der Lift in Bewegung. Toland konnte Gersteins hysterische Stimme immer noch hören:

»Sie werden es sich schon noch überlegen, Toland! Sie werden sehen! Sie werden es sich schon noch überlegen!«

Schweren Schrittes stieg Armyan Simba die Treppe hoch. Seine schwarze knochige Hand klammerte sich an das Geländer. Er war außerstande, sich mit dem Widerspruch abzufinden, der ihn quälte, und war wieder in die *Blue Bar* gegangen, um sich erneut zu betrinken, maßloser noch als am Tag zuvor. Zorski war nach New York gereist, um die Einrichtung zu prüfen, mit der er die neue Klinik in Genf ausstatten wollte.

Simba hatte seiner Frau angekündigt, daß sie demnächst nach Europa umziehen würden. Da Simbas Frau in Philadelphia geboren war, nahm sie diese Nachricht nicht mit allzu großer Begeisterung auf. Für sie lag die Schweiz irgendwo zwischen Neuseeland und der äußeren Mongolei. Auf Juniors Globus zeigte Armyan ihr das winzige Land, in dem sie von nun an leben würden. Daß Frankreich, ein Land, dessen Erzeugnisse sie seit-

samerweise schätzte, ganz in der Nähe lag, schien sie nicht wirklich zu trösten. Im Grunde konnte sie gar nicht begreifen, warum die beiden besten Chirurgen der Vereinigten Staaten in ein Land emigrieren mußten, das fünfmal kleiner war als North Carolina. Daraufhin hatte Armyan ihr verworrene Erklärungen über den Internationalismus der hochentwickelten Medizin gegeben, über die Möglichkeit, die man ihnen bot, ihre Forschungsarbeiten erfolgreich abzuschließen, über ... über ... Sein Vortrag endete in einem totalen Durcheinander.

Mit großen treuherzigen Augen sah seine Frau ihn an.

»Und du, Army, möchtest du wirklich fort?« murmelte sie.

Der schwarze Riese schnitt eine Grimasse und fuhr sich mit der flachen Hand über den Kopf. Er nickte mit dem Kopf.

»Ich kann Mark nicht im Stich lassen«, sagte er. »Nicht jetzt.«

Einen Augenblick lang schwieg sie.

»Weißt du«, fuhr sie dann mit sanfter Stimme fort, »ich habe alle diese Zeitungen gelesen, die über dich und Mark schreiben. Ist das, was dort behauptet wird, wirklich die Wahrheit?«

»Was meinst du damit?«

»Ich bitte dich, Army, alle diese Ärzte, die eure Forschungen kritisieren, diese ganzen Unterschriften, diese Artikel, die eure Experimente anprangern, du hast sie doch auch gelesen, nicht wahr? Zwingen die euch, Amerika zu verlassen?«

»Hör zu, Mark würde jetzt zu dir sagen, daß ...«

»Es ist mir egal, was Mark jetzt sagen würde!« schrie seine Frau. »Ich will wissen, *wie du* darüber denkst. Du,

nur du allein. Du sprichst von Internationalismus, von grenzenloser Medizin, und du wanderst ab in ein entlegenes Land, in eine anonyme Klinik, die von einem

Mann subventioniert wird, über den wir überhaupt nichts wissen.«

Armyan war sprachlos. Nie zuvor hatte seine Frau in dieser Weise mit ihm geredet.

»Wir haben um dieses Projekt gekämpft«, sagte er mit heiserer Stimme. »Ich kann Mark nicht allein gehen lassen.«

Plötzlich schlug er mit der Faust auf den Tisch.

»Begreifst du denn nicht, daß wir den Tod besiegen, wenn unser Vorhaben gelingt? Die Lebenserwartung wird einen Jahrhundertsprung tun ...«

»Wessen Lebenserwartung?« fragte die junge Frau leise. »Und auf wessen Kosten?«

Brutal stieß Armyan seinen Stuhl nach hinten, erhob sich und nahm seine Jacke.

»Du redest genauso wie die Journalisten dieser verfluchten Zeitschriften!« schrie er, bevor er das Haus verließ und in die *Blue Bar* eilte.

Einige Stunden später kam er, nach Rum stinkend, nach Hause zurück und stieg mühsam die letzten Treppeinstufen zu den Schlafzimmern hoch. Sein Blick fiel auf den Lichtstrahl unter der Tür von Juniors Zimmer. Er schaute kurz auf seine Uhr, runzelte die Stirn und klopfte leise an die Tür, in der Hoffnung, um drei Uhr nachts sei sein Sohn längst eingeschlafen und habe nur vergessen, das Licht zu löschen.

»Komm rein!« flüsterte Junior.

Ziemlich verdutzt, hin und her gerissen zwischen Wut und Trunkenheit, betrat Armyan das Zimmer seines Sohnes. Junior saß vor seinem Computer, dessen Bildschirm den Raum in ein flackerndes grünliches Licht tauchte.

»Ich werde dir das ganze Zeug erneut wegnehmen müssen«, seufzte Armyan.

»Ich muß morgen erst um elf zum Unterricht«, verteidigte sich Junior. »Und ich glaube, ich habe etwas sehr Wichtiges herausgefunden. Komm und sieh es dir an!«

»Und was soll das sein?« brummte Simba. »Hast du erneut eine Versicherungsgesellschaft bespitzelt?«

Aufgeregt klimperte Junior auf den Tasten des Computers herum.

»Hast du schon mal was von >Global Control War< gehört?«

Armyan runzelte die Stirn.

»Ein neues Spiel?«

»Jede dritte Information, die Alexander Sirchos übermittelt wird, trägt diesen Code-Titel«, erklärte Junior.

Simba mußte sich hinsetzen. Verdutzt betrachtete er die Zahlen, die mit unglaublicher Geschwindigkeit auf Juniors Bildschirm vorbeizogen.

»Es ... es ist dir gelungen, Sirchos' Mitteilungen zu dechiffrieren?« stammelte er.

Sichtlich betrübt schüttelte Junior den Kopf.

»Nicht ganz. Aber es ist mir gelungen, mit Hilfe dieses Zugangscode Verbindung mit der Zentrale der Sirchos Corporation aufzunehmen. Leider haben sie ein System, das sämtliche Anrufe nach einer Viertelstunde automatisch abschaltet. Ich habe versucht, eine neue Verbindung herzustellen, aber das hat nicht geklappt. Das reinste Geduldsspiel, dieses Ding!«

Armyan deutete auf die Zahlen auf dem Bildschirm.

»Und das? Was ist das?«

Unruhig rutschte Junior auf seinem Stuhl hin und her.

»Habe ich noch nicht herausgefunden, aber es wird nicht mehr lange dauern«, entgegnete er. »Da gibt's Namen von Ländern, von Städten, deren Codennummer sich mit jedem Abschnitt ändert. Innerhalb der Abschnitte gibt es noch komplexere Informationen, wahrscheinlich die Namen von Gesellschaften, politischen Parteien, sowie weitere Angaben, mit denen ich nichts anzufangen weiß.«

Junior zögerte einen Moment lang.

»Und noch etwas ...«

»Was?«

»Als ich versuchte, erneut mit der Zentrale der Sirchos Corporation Verbindung aufzunehmen, spielte der Computer plötzlich verrückt.«

»Verrückt?«

»Plötzlich liefen Telefonnummern mit großer Geschwindigkeit über den Bildschirm.«

Auf einmal wurde seine Stimme leiser, unsicherer.

»Die Vorwahl entsprach Philadelphia«, fügte er hinzu und senkte den Blick.

Simba riß die Augen auf.

»Wann war das?« flüsterte er.

Junior zuckte mit den Schultern.

»Vor ungefähr einer halben Stunde ... Vielleicht auch später ...«

Wütend sprang Simba auf und packte seinen Sohn am Sweatshirt-Kragen.

»Sie suchen nach dir, Dummkopf!« schrie er. »Hast du das nicht begriffen? Sie versuchen, den Anruf zu lokalisieren!«

»Aber Papa, ich habe doch gleich wieder aufgelegt!« jammerte Junior. »Ich schwöre dir, sie hatten nicht genug Zeit, um ...«

Es war Junior nicht vergönnt, seinen Satz zu Ende zu bringen. Im Erdgeschoß zersplitterte soeben die Eingangstür ...

Nur die unschätzbare CD-Sammlung von Charlie Minus, das Bett, ein Tisch und drei Stühle waren übriggeblieben. Alles andere war mitgenommen, durchwühlt, von den Wänden gerissen worden - was blieb, waren die lächerlichen Überreste der Razzia. Ein halbes Dutzend blauer und weißer Quittungen lagen auf dem Tisch. Diesmal waren nicht anonyme Apachen für die Verwüstung verantwortlich, sondern offizielle Gerichtsvollzieher, vereidigte Geier, die sehr wohl befugt

waren, sich den Besitz anderer Leute anzueignen oder zu zerstören. Die ganze Ausrüstung, Computer, Scanner und Dispatcher, waren verschwunden. Auch die bereits bezahlte medizinische Ausrüstung, die Konservierungsbehälter, die Klammern und Skalpelle und verschiedene andere Werkzeuge, die Minigefriertruhe waren nicht verschont geblieben.

Eine ganze Minute lang stand David Toland reglos da. Sein asketisches Gesicht verriet keinerlei Gefühl, nicht die leiseste Spur von Zorn oder Verzweiflung.

Er ging zum Bett, ließ sich, schwer wie ein Stein, rückwärts darauf fallen. Er verschränkte die Hände hinter dem Kopf und starrte die Decke an. Beim Inventar der Ruinen, die man ihm bereitwillig überlassen hatte, hatte er das Telefon vergessen. Er ließ es gut zehnmal klingeln, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne auch nur die leiseste Andeutung von Verwirrung zu zeigen. Wie tot lag er da. Erneut trat Stille ein, nur noch das Surren der Klimaanlage war zu hören.

Langsam stand David auf, jede seiner Bewegungen vollzog sich wie in verzweifelter Zeitlupe. Er ging zu dem in die Wand eingefaßten Plattenspieler, eine technische Spielerei, mit der die Architekten neuerdings sämtliche Wohnungen ausstatteten.

Prayer Meeting und Charlie Mingus füllten das Wohnzimmer und trugen den Sammler zehn Kilometer weit über die Stadt hinaus, weit weg, sehr weit weg, dorthin, wo der Geruch der Fäulnis ihn nicht mehr erreichte ...

Die Kerle öffneten nichts, sondern schlugen einfach alles ein. Türen, Schränke, Abstellkammern, alles flog in Stücke, wie bei einer gewaltigen Explosion. Sie trugen blaue Uniformen und Gasmasken mit breiten Augenlöchern, die sie wie Insekten aussehen ließen. Einige trugen orangefarbene Behälter auf dem Rücken und hielten ein langes Rohr in der Hand. In wenigen Sekunden waren sämtliche Zimmer des unteren Stockwerks mit

gelbem Rauch gefüllt, durch den sich die Eindringlinge wie Gespenster, wie seltsame, auf systematische Zerstörung programmierte Roboter bewegten. Die beiden unzertrennlichen Kanarienvögel in ihrem stilisierten, an der Wohnzimmerdecke befestigten Käfig waren die ersten, die sterben mußten. Mit einem unheimlichen Zischen strömte das tödliche Gas aus den Rohren.

Im ersten Stockwerk stieß Simba einen entsetzlichen Schrei aus. Er packte Junior, zog ihn auf den Flur hinaus und schrie mit aller Kraft nach seiner Frau. Die Männer standen bereits auf der Treppe, setzten ihre mörderische Arbeit unerbittlich fort. In Kommandoformation rückten sie vor, ohne sich um Juniors Schreien zu kümmern.

Simba roch den süßlichen Duft des Gases. Er kannte dessen Eigenschaften und wußte, daß bereits beim Einatmen seines charakteristischen Geruchs die ersten zerstörerischen Effekte auf seinen Organismus einwirkten. Kürzlich war ein halbes Dutzend Soldaten einer winzigen Dosis dieses Gases zum Opfer gefallen und unverzüglich, wenn auch nur inoffiziell, ins Central Hospital nach Philadelphia, auf Zorskis Station, eingeliefert worden. Als Gegenleistung für gute und treue Dienste. Zorski wußte nichts über dieses Gas und erkundigte sich im Pentagon über dessen Zusammensetzung, doch man verweigerte jede Auskunft. Keiner dieser unglücklichen Soldaten überlebte länger als fünfzehn Stunden. Der Widerstandskräftigste starb auf der besten Intensivstation weit und breit, in einem Bett, in dem sogar eine Leiche innerhalb weniger Minuten wieder zum Leben erweckt worden wäre. Dieses Gas war die abscheulichste Waffe, die der Armee je in die Hände geraten war. Sozusagen gleichzeitig bewirkte es eine totale Lähmung der Atemwege, einen Muskelkrampf, der den letzten Stadien einer Tetanusvergiftung entsprach, und schwere Gehirnschäden, wie man sie bislang nur bei tatsächlichen Schädelexplosionen hatte feststellen können.

Es gab nichts Schrecklicheres, und Simba war felsenfest davon überzeugt, daß diese entsetzliche Waffe nur in beschränkter Quantität an Armeen im Mittleren Orient verkauft worden war und vermutlich ausschließlich zu Experimenten dienen sollte. Der schwarze Riese taumelte. Die Beine trugen ihn nicht mehr und brachen unter seinem Gewicht zusammen. Ein brennender Schmerz explodierte in seiner Brust. Er drückte Junior fest an sich und versuchte, ihn am Atmen zu hindern, indem er ihm die Hand auf das Gesicht preßte. Der Junge wehrte sich mit unglaublicher Kraft, denn er wies bereits erste Anzeichen einer erhöhten Muskelspannung auf.

Drei Megatonnen Migräne entluden sich im Kopf des Chirurgen. Er fiel auf die Knie und ließ Junior los, der sich auf dem Teppich krümmte und den Mund zu einem Röcheln öffnete.

Eine Tür flog auf. Simbas Frau kam aus ihrem Zimmer gestürzt, sie war völlig nackt. Simba streckte ihr die Hand entgegen ... Eine ockergelbe Rauchwolke umhüllte die beiden. Die junge Frau schwankte. Ein Schrei des Entsetzens blieb ihr im Hals stecken. Sie sackte zu Boden, mit starren Gliedern und einem von Muskelkrämpfen geschüttelten Körper.

Die Familie Simba lebte nicht mehr. Genau fünfundzwanzig Sekunden nach dem Eindringen des Mörderkommandos starb sie ...

Außer seiner überwältigenden Zerstörungskraft bot das Thunder TX 650-Gas auch noch andere Vorteile. Es war ein äußerst flüchtiges Gas und hinterließ keine Spuren, weder im Organismus der Opfer noch an den Orten, wo es eingesetzt wurde. Die Militärexperten hatten sehr rasch begriffen, daß es sich dabei eher um eine Stadtguerilla-Waffe handelte als um echtes Kriegsmaterial. Und schließlich bot es noch eine letzte Besonderheit: Das Gas war in den Laboratorien der Sirchos Corpora-

tion entwickelt worden, einer äußerst attraktiven Abteilung der Aerospatial.

In weniger als zwanzig Minuten waren alle Spuren des Giftgases verschwunden. Die nach wie vor maskierten Eindringlinge zerrten die Frau in ihr Zimmer und zerschlugen einige Möbelstücke. Drei Männer vergewaltigten die Frau. Sie taten es ohne die geringste Rührung, fast automatisch.

Dann kehrten die Männer auf den Flur zurück, zertrümmerten Juniors Kopf und jagten Simba eine Kugel in den Kopf, bevor sie ihn ins Wohnzimmer trugen.

Dann plünderten die Männer in aller Eile die Wohnung. Sie nahmen ein paar hundert Dollar Bargeld, einige Schmuckstücke, eine Mini-Laser-Stereoanlage, zwei Tonbandgeräte, einige Wertsachen und fast die gesamte Computerausrüstung von Junior mit.

Sie verließen die Villa der Simbas, ohne ein einziges Wort gewechselt zu haben. Ihre Arbeit war beendet. Für alles andere war die Polizei zuständig.

Langsam drehte Milan die Pikdame zwischen den Fingern. Von Zeit zu Zeit starrte er auf einen imaginären Punkt an der Wand, setzte zum Wurf an und behielt die Karte dann doch in der Hand. Er schaute kurz auf die Uhr. Seit vier Stunden saß er auf dem Stuhl, mit den Stiefeln auf dem Schreibtisch, und wartete. Draußen wurde es allmählich hell. Er hörte, wie draußen auf der Straße immer mehr Autos vorbeifuhren, wie die Plastiksäcke auf die Müllwagen geladen wurden. Er vernahm Schritte und Stimmen, hörte wie die Eisengitter der Geschäfte hochgezogen wurden ... Die Stadt erwachte, wertlos und verabscheuungswürdig.

In den benachbarten Wohnungen machten sich die Leute zum Aufbruch bereit. Sie hatten schlechte Laune und einen bitteren Geschmack im Mund. Sie zogen brutal die Rolläden hoch und schlugen die Türen mit unbegreiflicher Gehässigkeit zu. Im ganzen Haus ertönte das

Rauschen der Wasserspülung. Überall wurde, wie auf Kommando, geschissen und gepißt, vom Erdgeschoß bis zur obersten Etage. Sie wuschen sich das Gesicht, brachten sämtliche Wasserleitungen zum Erzittern, stellten sich dreißig Sekunden lang unter die Dusche, wobei sie darauf achteten, sich die Haare nicht naß zu machen, pißten ins Becken, schalteten ihre Radios oder Fernseher ein, tauchten ranzige Butterbrote in alte, mit Milchkaffee gefüllte Tassen. Häufig stritten sie sich, über nichts und wieder nichts, über eine nicht aufzufindende Socke, ein zerknittertes Hemd ...

Dieser allgemeine Verdruß schien auf Milan abzufärben; er stieß einen kaum hörbaren Fluch auf die ganze Welt aus. Die Pikdame fiel ihm aus der Hand, und ein Tropfen Blut perlte ihm am Mittelfinger herunter. Er lutschte an der Wunde und hob die Karte wieder auf. Er glaubte nicht mehr, daß Mustapha Moussi demnächst zurückkommen würde. Bestimmt hatte dieser kleine Dreckskerl anderswo geschlafen. Eine Folge von Zufällen oder bewußte Vorsichtsmaßnahme? Milan tendierte zur zweiten Hypothese. Die Wohnung schien seit mehreren Tagen leerzustehen. Der Araber hatte Verdacht geschöpft. Wahrscheinlich hatte er begriffen, daß es nicht besonders schwierig war, ihn ausfindig zu machen. Aber dieser kleine widrige Umstand störte den Sammler nicht. Der Mann war nur ein Anfänger, ein erbärmlicher Wicht. Er würde ihn sich schon noch schnappen. Moussi war ein Nichts, nur ein Haufen Dreck, Scheiße.

Milan erhob sich und streckte sich. Es hatte keinen Sinn, noch länger in dieser Wohnung zu bleiben.

Rasch warf der Sammler einen letzten Blick in die Zimmer und verließ die Wohnung. Er beschloß, sich einige Stunden schlafen zu legen und seinen Bericht für Steve Odds auf später zu verschieben.

Achtzehntes Kapitel

Stefan hockte auf der Motorhaube eines reifenlosen Chevrolet Caprice und war in einen seiner Träume versunken, die niemand je begreifen konnte. Geistesabwesend, ohne wirklich zu wissen, was er tat, schlug er mit einem schweren Hammer gegen den Kühlergrill des amerikanischen Wagens.

Milan stellte den Studebaker am Eingang des Schrottplatzes ab, genau dort, wo Ma es wünschte. Er sprang aus dem Wagen, genau neben eine Schlammlache, und beobachtete einen Moment lang seinen Bruder. Oft stellte er sich vor, Stefan lebe in einer anderen Welt, in seiner eigenen Welt, in einer Welt, in der er der Beste und Stärkste war, wo sein Aussehen weder Neugier noch Spott hervorrief, in einer Welt, wo er wirklich glücklich wäre von dem Tag an, da er für immer dort bleiben könnte. Milan schauderte. Wenn Ma irgendwann nicht mehr da wäre, würde Stefan seinen Hammer ergreifen und allen die Köpfe einschlagen, alle Köpfe dieser Welt, ohne daß jemand ihn daran hindern könnte.

Starker Kaffeegeruch kam von den Baracken her. Milan ging los, und das Monsterkind hob den Kopf. Ein freudestrahlendes Lächeln trat auf das mongoloide Gesicht. Er ließ seinen Hammer zu Boden fallen und sprang mit einem überaus kräftigen Satz vom Chevrolet.

»Mirko!« gurgelte Stefan strahlend. »Ma wird froh sein, daß du kommst. Sie macht gerade Kaffee. Guten Kaffee.«

Milan deutete auf den Chevrolet.

»Was hat dieser arme Wagen dir getan, daß du so auf ihn eindrischst?«

Verärgert runzelte Stefan die Stirn. Er drehte sich zu dem Autowrack um, dessen Kühler er völlig demoliert hatte. Eine Speichelblase schwoll in seinem Mundwin-

kel an. Milan ging auf ihn zu und packte ihn an den Schultern.

»Macht doch nichts, Kleiner!« murmelte er. »Gar nichts. Es war doch nur ein alter, blöder, unbrauchbarer Karren.«

Er nahm seinen Bruder mit zu den Baracken. Nun lächelte Stefan wieder. Voller Bewunderung schaute er seinen großen Bruder an.

»Wir haben es ihnen gegeben, nicht wahr, Mirko?« Milan nickte.

»Aber ja. Wir haben es ihnen gegeben. Bis auf die Knochen haben wir sie gefickt.«

»Sie werden nie wieder herkommen und über den Zaun nach mir werfen?«

»Nein, nie wieder«, bestätigte Milan.

Stefan lächelte beruhigt. Er war noch ein Kind. Ein Kind, das vor einigen Tagen stöhnend einen Mann gefickt hatte, der tot im Schlamm lag. Milan verjagte dieses Bild aus seinem Kopf und stieß die Tür auf, über der ein altes verrostetes Schild mit der Aufschrift >Empfang< quietschend hin und her schaukelte.

»Hallo, Ma. Wir sind's!« rief Milan. »Stefan und ich!«

»Ich bin doch nicht blind!« brummte Ma und schenkte den Kaffee in riesige Tassen aus gebranntem Ton.

Auf jeder Tasse stand der Vorname eines ihrer drei Söhne, mit schwarzer Farbe und ziemlich ungeschickt geschrieben. Ma war eine kleine, im Vergleich zu den drei Sprößlingen, die sie geboren hatte, unglaublich kleine Frau. Ihre durch Arthritis entsetzlich verformten Hände stellten die Kaffeekanne auf den Kocher zurück. Seit Vaters Tod trug sie stets dasselbe schwarze Kopftuch. Pa war ein maßloser Säufer gewesen, der imstande war, mit gut drei Litern Whisky im Bauch mehrere Tonnen Gußeisen hochzuheben, ohne fremde Hilfe ein Polizeikommissariat in die Luft zu sprengen, zwanzig Kerle mit nichts als seinen Fäusten krankenhaushausreif zu schlagen und Ma immer und überall zu bumsen,

wenn ihm danach zumute war. Pa war kein Mann, den man so ohne weiteres vergessen konnte. Eines Morgens fand man ihn tot in einem Rinnstein in der Nähe eines Müllabladeplatzes: stocksteif, am Alkohol krepirt und vor allem mit einem Messer im Rücken. Das war seine letzte Prügelei gewesen. Damals war Stefan vier Jahre alt.

Seit jenem Tag trug Ma Trauer. Und jedesmal, wenn dieser Idiot von Vito zu behaupten wagte, er hätte gesehen, wie Ma Pa das Messer in den Rücken stach, verpaßte Milan ihm eine solche Ohrfeige, daß er fast aus den Socken kippte. Vito sagte, an jenem Morgen habe er nicht einschlafen können. Pa sei ganz einfach, wie das öfters bei ihm der Fall war, viel zu betrunken gewesen, um nach Hause zu finden, und habe sich in die Straße gelegt, nur um ein wenig zu schlafen. Mit dem Gesicht im Rinnstein habe Ma ihn dort liegen gesehen, sei ins Haus zurückgeeilt und mit einem Küchenmesser in der Hand wieder herausgekommen. Doch heute wagte der Dreckskerl es nicht mehr, diese Geschichte zu erzählen.

Im Gegensatz zu den anderen Damen ihres Alters hatte Ma ein völlig glattes, frisches Gesicht. Abgesehen von den drei Furchen, die sie seit jeher auf der Stirn hatte, durchzog keine einzige Falte ihr Gesicht. Milan sah es nicht gern, wenn sie allzuoft zum Unterernährten nach Montreuil fuhr, aber er wagte es nicht, seiner Mutter deswegen Vorwürfe zu machen. Ma wußte nur zu gut, wie man sich eines Schürhakens bediente.

Stefan ließ sich am Tisch nieder, beugte sich über seine Tasse und schlürfte den heißen Kaffee in langen Zügen. Ma gab ihm einen kräftigen Klaps auf den Hinterkopf.

»Trink nicht so schnell, du wirst dich noch verschlucken!«

Verwirrt stellte Stefan seine Tasse auf den Tisch zurück, zog die Nase hoch und wischte sich die Lippen mit

dem Ärmel ab. Fast flehend schaute er Milan an, so als suche er Hilfe, Trost.

»Wo ist Vito?« fragte der Sammler und warf seine Jacke über die Rückenlehne eines Stuhls.

»Der Taugenichts schläft«, antwortete Ma und reichte ihrem Jüngsten zwei Butterbrote. »Er hatte mal wieder eine Schlägerei und hat die ganze Nacht gesoffen wie ein Loch. Und wer kümmert sich heute um die Kunden? Kannst du mir das sagen? Wer wohl?«

»Ich lege mich ins Bett«, sagte Milan und ging hinaus.

Mit haßerfüllten Augen sah seine Mutter ihm nach.

»Möchtest du keinen Kaffee trinken?«

»Ich lege mich ins Bett«, wiederholte Milan und verließ die Baracke.

Mas schrille Stimme drang durch die wackeligen Holzwände nach draußen.

»Verfluchte Saubande! Es wäre klüger gewesen, euch alle drei einfach abtreiben zu lassen!«

Rasch überquerte Milan den Schrottplatz, durch eine Ölpfütze watend. Verängstigt flüchteten die Hunde unter die Wracks.

Mark Zorski genoß den Augenblick, als er den Straight Flush langsam durch die Finger gleiten ließ. Die Neun, die ihm fehlte, hatte er unter seiner Jacke hervorgezogen. Ein kurzes Frösteln lief ihm über den Rücken. Seine beiden Gegner beobachteten ihn. Seit dem Beginn des Spiels war der Chirurg bestrebt, sein Spiel schnell zusammenzulegen, wenn er schlechte Karten in der Hand hielt. In den seltenen Fällen, wenn er ein gutes Blatt in der Hand hielt, breitete er sein Spiel langsam aus. Oft hatte er geblufft und nach zwei Stunden fast viertausend Dollar verloren. Nun legte er seine Karten zusammen, verzog nicht die geringste Miene und schob drei Hundert-Dollar-Jetons über den Teppich. Einer seiner Gegner konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Zorski wußte, daß die Falle zuschnappen, ihre Beute ge-

fangenhalten würde. Es gelang ihm, den in ihm aufsteigenden Haß einzudämmen, der auf das Gefühl von Entspannung folgte, die ihn überkam, sobald der Feind in der Falle saß. Die beiden anderen Spieler, die sich von der Partie zurückgezogen hatten, taten so, als würden sie sich für etwas anderes interessieren, und diskutierten mit gedämpfter Stimme über die Gewinnchancen eines gewissen >Gold Moon<, ein fünfjähriger Wallach, der am Nachmittag im Hollywood Park an den Start gehen sollte. Von den beiden übriggebliebenen Spielern hatte der eine seinen Einsatz erhöht und drei Karten verlangt, was darauf hindeuten schien, daß er bereits ein gutes Pair in der Hand hielt, während der andere sich auf zwei Karten beschränkte, was bestenfalls bedeutete, daß er einen Dreier, schlimmstenfalls gar nichts in der Hand hatte. Der Mann mit dem guten Pair schloß sich Zorski an und erhöhte seinen Einsatz mit einem gequälten Lächeln um tausend Dollar. Der dritte zog sich zurück.

Für den letzten Gegenspieler schien die Sache klar auf der Hand zu liegen. Der hochnäsige Zorski hatte sein Spiel wütend zusammengelegt, was soviel bedeutete, daß er die erwünschte Karte nicht bekommen hatte. Mit einem Two Pairs und dem As hatte er so gut wie gewonnen. Trotzdem zuckte er zusammen, als der Chirurg seinen Einsatz um dreitausend Dollar erhöhte. Die anderen hörten zu diskutieren auf und interessierten sich auf einmal wieder für das Spiel. Der Fall schien allen klar zu sein. Zorski, der bereits viel Geld verloren hatte, setzte alles auf eine Karte, um die tausend Dollar und den verhältnismäßig hohen Einsatz zu gewinnen. Er bluffte.

Dennoch zögerte sein Gegenspieler einige Sekunden lang. Es ging um viel Geld. Wenn er gleichzog, um sich die Karten aufdecken zu lassen, und das Spiel verlor, würden ihm zusammengerechnet zweitausendfünfhundert Dollar durch die Lappen gehen. Wenn er er-

höhte und das Spiel gewann, könnte er ein nettes Sümmchen einstecken, doch dann würde man ihm den Vorwurf machen, seine wahre Chance nicht genutzt zu haben: die Gelegenheit nämlich, Zorski im richtigen Moment in größte Verlegenheit zu bringen.

Mit zögernder Hand schob er seinen Einsatz neben den Haufen der übrigen glänzenden Jetons.

»Ihre dreitausend«, sagte er, »und sechstausendfünfhundert dazu!«

Zorski wandte sich zu dem dicken Mann um, der abseits vom Tisch saß und in eine Zeitung vertieft war.

»Vorschuß?«

Der Fettleibige begnügte sich mit einem Kopfnicken.

»Und viertausend«, flüsterte Zorski.

Sechszwanzigtausendeinhundert Dollar lagen in der Mitte des grünen Teppichs. Der Gegner begann zu schwitzen. Einen Moment lang verlor er die Beherrschung.

»Man erzählt, Sie wären ein guter Freund von Alexander Sirchos«, spottete er.

Unverzüglich bedauerte er diesen Ausrutscher. Sichtlich überrascht schauten die anderen Spieler ihn an.

»Ich erhöhe um viertausend«, antwortete der Chirurg.

»Ich bin pleite«, knurrte sein Gegner und wischte sich die Stirn mit einem strahlendblauen Taschentuch ab.

»Wurde zu Beginn des Spiels nicht gesagt, der Spieleinsatz sei unbegrenzt?« fragte Zorski erstaunt. »Sie haben kein Wort gesagt, als ich vorhin um einen Vorschuß bat, um mithalten zu können.«

Der Feind gab ein seltsames Knurren von sich, griff in seine Jackentasche und legte ein Scheckbuch auf den Tisch.

»Nun bin ich wieder flüssig«, fügte er mit überheblicher Stimme hinzu. »Paßt das Ihnen?«

»Nein, Bargeld ist mir lieber«, entgegnete Zorski ohne Zögern.

Ein triumphierendes Lächeln erhellte das glänzende Gesicht seines Gegenübers.

»Das dachte ich mir!« schrie er. »Sie bluffen, Zorski! Sie sitzen in der Falle!«

Er wandte sich an den dicken Mann.

»Vorschuß?«

Der Fettleibige senkte seine Zeitung.

»Wieviel?«

»Ihn hast du vorhin nicht gefragt, wieviel!« brüllte der Spieler.

Der Dicke blieb unerbittlich.

»Ich will dieses Blatt sehen!« schrie der Spieler. »Ein Scheck über viertausendzwei für viertausend Dollar, okay?«

Der Dicke nickte und vertiefte sich erneut in seine Zeitung.

»Ich will's sehen, Zorski!« grinste der Spieler.

Ohne sich die geringste Erregung anmerken zu lassen, deckte der Chirurg seinen Straight Flush auf. Sein Gegner verzog das Gesicht. Seine Wangen begannen zu zittern, so als würden sie von innen bewegt. Voller Bewunderung schauten die anderen Spieler Zorski an. Er hatte alle an der Nase herumgeführt. Zum Glück war nur einer von ihnen in diese prächtige Falle gegangen.

»Warum ... warum haben Sie meinen Scheck abgelehnt?« stammelte der unglückliche Verlierer.

»Taktik«, antwortete Zorski und raffte die Jetons zusammen.

Wütend erhob sich der Spieler.

»Genug für heute. Salut!«

Er unterzeichnete dem dicken Mann einen Scheck über viertausendzweihundert Dollar und verließ den Raum.

Einer der anderen Spieler seufzte und zündete sich eine Zigarre an. Er blies eine schwere Rauchwolke zu den Neonlampen empor.

»Ich schlage vor, das Spiel nach einem solchen Streich zu beenden«, erklärte er wichtiguerisch.

Damit waren alle einverstanden. Der dicke Mann erhob sich, ging nach wie vor unerbittlich zu der kleinen, in eine Ecke des Raums eingefaßten Minibar und tauchte eine Flasche Champagner in einen Eiskübel.

»Sie sind ein fabelhafter Spieler, Zorski«, sagte der Zigarrenraucher. »Sie haben uns alle geblufft. Ehrlich, ich war felsenfest davon überzeugt, Sie hätten nichts in der Hand.«

Mit einem Kopfnicken bestätigten die anderen seine Worte.

»Ich nehme an«, fuhr der Raucher fort, »Ihr Beruf hilft Ihnen, sich besser zu konzentrieren.«

Höflich schüttelte Zorski den Kopf.

»Sie irren sich. Medizin hat mit Poker nichts zu tun. Die Medizin ist eine exakte Wissenschaft. Mit dem Leben der Menschen spielt man nicht.«

Der Raucher lächelte spöttisch.

»In einer Zeitschrift habe ich allerdings gelesen, wenn ich mich recht erinnere, daß Ihre Experimente sehr oft vom Zufall abhängen.«

Der Chirurg warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Der Champagner kam genau im richtigen Moment auf den Tisch, um die Atmosphäre erneut zu entspannen. Als die Spieler gerade anstoßen wollten, klingelte das Telefon.

Der Dicke hob ab und wandte sich an Zorski.

»Es ist für Sie.«

Zorski runzelte die Stirn und ergriff den Hörer. Kurze Zeit hörte der Chirurg aufmerksam zu, dann wurde er plötzlich aschgrau im Gesicht und ließ sein Sektglas fallen, das am Boden zerschellte.

Der Polizist am anderen Ende der Leitung teilte ihm mit, daß man Simba und seine Familie ermordet hatte.

Als Inspektor Mescard die Wohnung betrat, glaubten alle anwesenden Polizisten zunächst, er hätte sich auf der Etage geirrt und würde nach einer kurzen Entschuldigung gleich wieder hinausgehen. Mescard jedoch zog lediglich die Nase hoch und schaute sich um.

»Worum geht's?« knurrte er.

Ein Polizist deutete auf einen jungen Mann, der etwas abseits von der Gruppe stand.

»Dieser junge Mann behauptet, seine Freundin sei verschwunden.«

Mescard runzelte die Stirn.

»Na und?« fragte er mürrisch. »Ich nehme an, er hat auf der Polizeiwache eine Vermisstenanzeige aufgegeben. Was haben wir damit zu tun?«

Der Polizist kratzte sich am Hinterkopf.

»Nun ja ...«, sagte er zögernd. »Die Sache ist etwas komplizierter. Er behauptet ebenfalls, über Nacht seien ihre sämtlichen Möbel ausgetauscht worden.«

Mescard blickte auf seine Armbanduhr.

»Also handelt es sich um einen Umzug und nicht um ein Verschwinden«, meinte er und gähnte gelangweilt.

»Das Mädchen haben wir jedenfalls gefunden«, fügte der Polizist hinzu.

Mescard riß die Augen auf.

»Und wo ist sie?«

»Die Sammler haben sich ihrer angenommen«, flüsterte der Polizist und schaute zur Seite. »Wir haben sie heute morgen am Steuer ihres Wagens gefunden. Gegen einen Baum gerast. War nicht besonders schön anzusehen.«

»Sylvie hat nie einen Führerschein besessen«, erklärte der junge Mann. »Und sie hatte auch keine Lust, das nachzuholen. Sie haßte Autos.«

Mescard klopfte die Taschen seines Dufflecoats ab.

»Hat jemand eine Zigarette für mich?«

Einer der Polizisten reichte ihm sein Päckchen.

»Ich will nämlich mit dem Rauchen aufhören«, erklärte Mescard und steckte sich die Zigarette in den Mund. »Deshalb kaufe ich mir keine mehr, aber es ist nicht so einfach.«

Der Polizist gab ihm Feuer. Mescard nahm einen Zug, hustete und wandte sich an den jungen Mann.

»Wohnten Sie und das Mädchen zusammen?«

Die Frage schien dem jungen Mann ein wenig peinlich zu sein.

»Nein, nicht wirklich. Wir sahen uns nur von Zeit zu Zeit ...«

Mescard nickte und betrachtete die Zigarette, wobei er die Nase rümpfte.

»Verdammt, schmeckt scheußlich!« fluchte er. »Sahen Sie sie mehrmals die Woche?«

»Am Anfang schon. Aber dann sahen wir uns immer seltener. Natürlich trafen wir uns immer mit den anderen, nachmittags ...«

»Mit den anderen?«

»Nun, mit den Freunden aus der Clique. Wir treffen uns in Saint-Germain. Wir diskutieren, gehen ins Kino, Sie verstehen?«

»Ich verstehe«, antwortete Mescard, zutiefst angeekelt. »Und mit dem Mädchen lief nichts mehr?«

Der junge Mann zuckte mit den Schultern.

»Sicher ist jedenfalls, daß sie mit jedem ins Bett ging«, murmelte er.

Mescard zog die Nase hoch und klopfte sich auf die Nasenflügel.

»Mit jedem, aber nicht mehr mit Ihnen?«

»Vor einigen Wochen haben wir es erneut miteinander versucht. Sie war ziemlich deprimiert. Ich glaube, ihr Freund hatte sie sitzenlassen.«

»Und wann waren Sie das letzte Mal hier in dieser Wohnung?«

»Vorgestern.«

»Sind Sie die ganze Nacht geblieben?«

Der junge Mann zögerte.

»Nein.«

»Und heute morgen sind Sie wieder hergekommen?«

»Ja, ich sollte ihren Schlüssel zurückbringen.«

»Und da waren es nicht mehr die gleichen Möbel?« seufzte Mescard, den die ganze Geschichte nicht im geringsten zu interessieren schien.

»Das Bett, der Schrank und der Schreibtisch sind neu. Die Sessel ebenfalls. Der Teppich ist entfernt und der Fußboden ist gereinigt worden.«

Er sah sich um, als fürchtete er, irgend etwas vergessen zu haben.

»Einfach unglaublich ...«, sagte er schließlich.

»Aber sie könnte das doch auch alles getan haben, ohne Ihnen Bescheid zu sagen«, erwiderte Mescard. »Bestimmt schickte sie Ihnen doch nicht jedesmal ein Telegramm, wenn sie einen neuen Stuhl kaufte, oder?«

»Ihre Möbel waren so gut wie neu«, protestierte der junge Mann. »Und den Teppich haben wir erst letzten Monat zusammen mit Freunden gelegt.«

Mescard wandte sich an einen seiner Kollegen.

»Wem gehörte der Wagen?«

»Er war geklaut.«

»Ich kann mir wirklich nicht vorstellen, daß Sylvie ein Auto geklaut haben soll«, meinte der junge Mann und zuckte mit den Schultern. »Das ist doch wirklich lächerlich ...«

Außer Mescard, der nach einem Aschenbecher suchte, schauten alle Polizisten ihn an.

»Nahm sie Rauschgift?« fragte der Inspektor zerstreut und ließ die Asche auf den Fußboden fallen.

»Wie bitte?« schluckte der junge Mann.

»Haschte sie? Spritzte sie?«

Der junge Mann wurde feuerrot im Gesicht.

»Bestimmt nicht.«

»Woher wollen Sie das wissen? Sie schliefen doch kaum noch mit ihr und sagen doch selbst, daß sie de-

pressiv zu sein schien. Vielleicht ging sie sogar auf den Strich, um sich Stoff kaufen zu können ...«

»Sind Sie wahnsinnig?« schrie der junge Mann.

Einer der Polizisten gluckste leise.

»Was glauben Sie denn, was passiert ist?« fragte Mescard ungeduldig. »Daß jemand das Mädchen entführt, es in einen gestohlenen Wagen gesetzt und gegen einen Baum krachen gelassen hat, um anschließend hierher zurückzukommen und die Möbel und den Teppich auszuwechseln? Ich weiß sehr wohl, wie schwierig es heutzutage ist, eine Wohnung zu finden, aber trotzdem ...«

Der junge Mann war ganz verwirrt.

»Wie heißen Sie?« fragte der Inspektor.

»Carron. Serge Carron«, stotterte der junge Mann.

»Und Sie liebten diese ... diese ...«

Er wandte sich an einen Kollegen.

»Wie hieß sie noch gleich?«

»Sylvie Vercauteren.«

»Und Sie liebten diese Sylvie Vercauteren, Monsieur Carron?«

»Nun ja ... nein«, stammelte der Freund. »Ich meine, ich mochte sie, sie war eine gute Freundin ...«

»Aber es wäre Ihnen lieber gewesen, wenn sie nicht mit jedem ins Bett gegangen wäre?«

»Sylvie war eine emanzipierte Frau«, antwortete Carron mit zusammengebißenen Lippen. »Sie tat das, was sie für richtig hielt.«

Mescard lächelte. Dann begann er, mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab zu gehen. Erstaunt beobachteten die Polizisten ihn. Plötzlich blieb er vor einem von ihnen stehen und fragte:

»Hat in diesem Haus nicht vor kurzem ein Journalist Selbstmord begangen, in der Nacht der Manifestationen in Bercy?«

Neunzehntes Kapitel

Bereits zum dritten Mal innerhalb von zwei Minuten wiederholte Goldman, daß Milan sich um die Sache kümmerte und er keine anderen Anweisungen gegeben hatte, als die These des Unfalls offiziell zu bestätigen und sich der Leiche von Sylvie Vercauteren anzunehmen.

Steve Odds konnte nicht mehr ruhig auf seinem Stuhl sitzen. Er bewegte die gewaltige Fettmasse, die dicken Backen und den angeschwollenen Hals durch das Büro und schnaubte dabei wie ein Stier im Zwinger. Goldman hüttete sich vor dem Hinweis, daß der Chef selbst Milan auf diesen Fall angesetzt hatte und er zwangsläufig hätte wissen müssen, daß dieser Kerl unberechenbar war, sobald man ihn mit einer offiziellen Mission betraute. Milan auf einen solch verworrenen Fall anzusetzen, hieß nach Goldmans Ansicht soviel, wie einen mit Nitroglyzerin vollgeladenen Lastwagen auf eine mit Wellblech ausgelegte Strecke zu schicken. Mit ernstlichen Problemen mußte gerechnet werden.

»Er könnte zumindest anrufen, verdammt noch mal!« brüllte Odds in seltsam weinerlichem Ton. »Mir sagen, wie's steht.«

Beinahe hilflos wandte er sich Goldman zu, so als suche er Unterstützung.

»Da Sie die Adresse dieses verfluchten Arabers kennen, sollte man vielleicht eine Mannschaft hinschicken.«

Goldman, der von der Vorstellung, die Verantwortung für eine solche Operation übernehmen zu müssen, nicht sonderlich begeistert war, fand die richtige Antwort.

»Milan kennt sich aus mit solchen Jobs. Wir würden ihm nur im Weg stehen.«

Odds fluchte.

»Aber warum ruft dieser Idiot nicht an?« wiederholte er und setzte sich an seinen Schreibtisch zurück.

Er quetschte seine Fettwülste zwischen die Sessellehnen, öffnete eine Schublade und nahm ein Spraydöschen hervor, mit dem er sich zweimal kräftig in die Nasenlöcher spritzte.

»Sind Sie sicher, daß wir mit dem Mädchen keine Scherereien bekommen?«

Goldman begann von einem Bein auf das andere zu balancieren.

»Was den Unfall und die Leiche betrifft: nein«, gestand er. »Aber ihre Möbel mußte ich ersetzen. Milan hatte geglaubt, er würde den Film sogleich finden, und ...«

»Und hat alles kurz und klein geschlagen«, seufzte Odds. »Ich kenne diese Macke. Alles kurz und klein schlagen, das ist eine Marotte von ihm. Köpfe, Möbelstücke, Autos, alles, was ihm in die Hände gerät. In der Familie Milan sind Plünderung und Wandalismus eine Erbanlage. Und es zeigt sich beileibe keine rückläufige Tendenz! Im Gegenteil, von Generation zu Generation breitet sich diese Spezialität weiter aus.«

Das Telefon klingelte.

»Na endlich!« schrie Odds und hob ab.

Er runzelte die Stirn, schnaubte und wurde feuerrot im Gesicht.

»Was soll dieser Quatsch?« schrie er. »Du verwechselst mein Büro wohl mit dem Personalbüro. Die Neuen sollst du doch zu Volta schicken, auf die zweite Etage, verstanden?«

Odds wollte erneut losschimpfen, als er plötzlich innehielt. Sein Gesicht wurde blasser, entspannte sich, während ein widerliches Lächeln die fleischigen Lippen verzerrte.

»Bist du sicher?« murmelte er nur.

Sichtlich erfreut nickte er mit dem Kopf.

»Schick ihn sofort in mein Büro!« verlangte er schließlich und legte wieder auf.

Zufrieden rieb er sich die Hände.

»Rat mal, wer uns besuchen kommt?« jubelte er.

Goldman zuckte mit den Schultern.

»Milan?« erwiderte er.

»Noch besser!« triumphierte Odds. »Monsieur David Toland höchstpersönlich. Auf allen vieren kommt er angekrochen!«

Mit einer ungeduldigen Handbewegung schickte er Goldman aus seinem Büro.

Zwei Dinge ließen Milan wach werden. Zunächst einmal ein starker Geruch von verbrannten Autoreifen und dann eine Folge von Fausthieben, die ein Verrückter ihm gegen die Schulter versetzte. Der Sammler rollte sich zur Seite und stieß gegen die Karosserie des Wohnwagens, während er rasch die Pikdame zwischen seinen Fingern auftauchen ließ.

Verängstigt wich Vito einige Schritte zurück. Er war dreckiger als jemals zuvor.

»Mach keinen Mist, Mirko!« sagte er schnell. »Ich bin's.«

Milan knurrte, steckte die Karte mit den scharfen Kanten in seine Tasche zurück und versuchte umständlich, sich aufzurichten.

»Wieviel Uhr ist es?« murmelte er.

Vito zuckte mit den Schultern.

»Es ist noch hell draußen«, antwortete er nur.

Milan warf ihm einen wütenden Blick zu.

»Du stinkst wie ein Sack voll toter Katzen«, sagte Milan, indem er sich mühsam von der schmalen Matratze erhob.

»Es ist Stefan, der die alten Autoreifen verbrennt!« protestierte Vito.

»Du stinkst nicht nach Gummi, Blödmann!« schimpfte Milan. »Du stinkst nach Dreck und Alkohol, nach Pisse, Abfall, Scheiße ... Es gibt doch eine Dusche in diesem Haus. Warum stellst du dich nicht mal eine Stunde drunter, statt mir auf den Wecker zu fallen?«

Vito fürchtete sich vor der Kraft seines älteren Bruders, doch seine Beleidigungen und seine Moralpredigten waren ihm völlig egal. Und den Gestank, den man ihm unterstellte, den roch er nicht einmal. So lange sich nur die anderen daran störten ...

»Trois-Pommes will mit dir sprechen«, sagte er zufrieden grinsend.

Der Blick des Sammlers verfinsterte sich.

»Trois-Pommes? Was will der Liliputaner von mir?«

Vito lächelte noch schmieriger.

»Was weiß ich? Er will mit dir sprechen. Er wartet am Eingang zum Schrottplatz. Er traut sich nicht herzukommen, wegen Stefan.«

»Ist er allein?«

»Scheint so.«

Bösartig schaute Vito seinen Bruder an.

»Vor diesem Dreckskerl wirst du doch wohl keinen Schiß haben«, fügte er herausfordernd hinzu.

Milan zog seine Jacke an, schnallte sich die Scheide seines Dolches um den Oberschenkel und strich sich die Haare hastig mit der flachen Hand glatt.

»Manchmal wundere ich mich, daß du überhaupt noch lebst«, murmelte er leise vor sich hin. »Das kann nur Zufall sein, bei deiner Dämlichkeit.«

»Ma mag es gar nicht, wenn du so mit mir sprichst«, muckte Vito auf.

Mit einer Hand packte Milan seinen Bruder am T-Shirtkragen und zog ihn brutal an sich.

»Du lebst noch, weil du mein Bruder bist!« brüllte Milan. »Vergiß das nie, Blödmann! Dich respektiert man nur, weil man mich fürchtet, kapiert? Trois-Pommes will Nachfolger dieses Scheißkerls namens Bismark werden, und wenn er mich heute umbringt, bist du morgen ebenfalls tot, erstochen und über das ganze Gebiet verstreut.«

Mit der freien Hand ergriff Milan den 22er Long Rifle Karabiner.

»Hier, nimm und versteck dich in der Nähe des Chevrolets! Wenn Trois-Pommes Dummheiten macht, jagst du ihm eine Kugel zwischen die Augen.«

»Soll ich nicht lieber die Pumpaction nehmen?« fragte Vito erstaunt.

Bestürzt schüttelte Milan den Kopf.

»Ich werde Ma eines Tages doch fragen müssen, ob du tatsächlich mein Bruder bist«, seufzte Milan. »Eine Pumpaction ... Dann kannst du auch gleich mit einer Granate nach uns werfen!«

Der Sammler drückte seinem Bruder den Karabiner in die Hand, stieß die Tür des Wohnwagens auf, zog seine Lederhose kurz hoch und sprang hinaus in den Schlamm.

In einiger Entfernung steckte Stefan gerade einen Haufen alter Autoreifen in Brand. Fasziniert lächelnd beobachtete er die schwarzen Rauchwolken, die ein launischer Wind nach unten drückte.

»Stef!« brüllte Milan.

Entzückt drehte der dicke Mongoloide sich zu seinem großen Bruder um.

»Schau dir dieses schöne Feuer an! Schau dir dieses schöne Feuer an!«

»Ich habe dir schon hundertmal gesagt, daß du keine Reifen verbrennen sollst, wenn der Wind nach Süden weht!« schimpfte Milan.

Verwirrung trat auf Stefans pausbäckiges Gesicht. Milan runzelte die Stirn.

»Wo ist Ma?«

»Sie ist wieder zum Unterernährten gefahren«, stammelte Stefan verlegen.

Milan spuckte kräftig zwischen seine Stiefel und schritt zum Eingang des Schrottplatzes.

»Scheiße!« fluchte er leise vor sich hin.

Trois-Pommes erwartete ihn am Straßenrand; mit gekreuzten Armen lehnte er an einer Platane. Er hatte sich einen grünen Strich auf seinen kahlen Kopf gemalt und

sah noch häßlicher aus als sonst. Mit einem kurzen Blick schätzte Milan die Entfernung zwischen dem Chevrolet-Wrack und dem Zwerg ab. Wenn Vito von der Sauerei am Vorabend nicht mehr allzu sehr benebelt wäre, könnte er ohne allzu große Schwierigkeit genau ins Ziel treffen.

»Will dein kleiner Bruder die ganze Stadt einräuchern?« grinste der Zwerg, schürzte die Lippen und zeigte seine schrecklich gelben Zähne.

»Was willst du?« fragte der Sammler schroff.

»Ich bin Verwalter einer Erbschaft geworden, wenn du verstehst, was ich meine«, gluckste Trois-Pommes und entfernte sich einige Schritte vom Baum.

»Nein, versteh ich nicht.«

Der Zwerg lachte, wobei er den Kopf auf eine komische Weise zur Seite neigte.

»Dann werde ich's dir erklären«, sagte er schließlich. »Aber zuerst sagst du deinem Bruder, daß er sich eine andere Zielscheibe suchen soll als meinen Kopf!«

Milan seufzte. Natürlich hatte Trois-Pommes, Bismarks ehemaliger Leutnant, der geborene Unruhestifter, in der Zone nicht mit einer seiner Körpergröße entsprechenden Intelligenz überleben können. Was ihm an Zentimetern fehlte, machte er durch Grips spielend wieder wett.

»Man hat mir erzählt, du seist sehr nachtragend«, sagte Milan. »Also wirst du verstehen, daß man zumindest vorsichtig ist.«

Trois-Pommes zuckte mit den Schultern. Nach wie vor lag ein spöttisches Lächeln auf seinen blaßblau gefärbten Lippen.

»Dann hat man dir Dummheiten erzählt«, grinste der Liliputaner.

Milan blieb mißtrauisch. Kurz blickte er sich nach allen Seiten um. Vermutlich war Trois-Pommes nicht allein gekommen. Aber wo zum Teufel hielten sich die anderen versteckt?

»Cool, Mann, cool!« lachte Trois-Pommes. »Wenn ich dich hätte umlegen wollen, wäre das schon längst geschehen.«

Plötzlich wurde er wieder ernst und schaute ganz finster drein. Milan blieb vorsichtig.

»Da du Bismark kalt gemacht hast, willst du bestimmt seinen Platz einnehmen, oder? Du willst das Dreieck haben?«

Milan schüttelte den Kopf.

»Idiot, das Dreieck ist mir doch scheißegal. Wenn die anderen damit einverstanden sind, dann nimm es dir, los, tu dir keinen Zwang an!«

Der Liliputaner schien nicht sogleich zu begreifen.

»Warum hast du Bismark dann umgelegt? Was geht in deinem verfluchten Kopf vor?«

Auf der anderen Straßenseite tauchte plötzlich Ranky, der Dreckige, hinter einem Baum auf und zündete sich in aller Ruhe eine Zigarette an, ohne den Sammler aus den Augen zu lassen.

»Was hat denn der hier verloren?« knurrte Milan wütend.

Trois-Pommes drehte sich zu Ranky um.

»Der da? Ist doch noch ein Kind. Vor einem Kind wirst du doch keinen Schieß haben.«

»Ein Kind, das mit seinem verfluchten Blasrohr eine Hornisse im Flug abschießen kann?« entgegnete Milan. »Suchst du Streit, Idiot?«

Nervös biß Trois-Pommes sich auf die bläulichen Lippen.

»Du sollst mich nicht mehr Idiot nennen!« tobte er und zeigte seine gelben Zähne.

Überrascht runzelte Milan die Stirn.

»Schau an! Man könnte meinen, du hättest die Nachfolge dieser Fettsau namens Bismark bereits angetreten!«

»Vielleicht! Ich bin gekommen, um zu erfahren, was du vorhast. In der Zone wird behauptet, du seist der

neue Chef der Bande. Wenn das der Fall ist, dann komm ins Dreieck. Dort wird's sich dann entscheiden.«

»Hör zu, Trois-Pommes«, seufzte Milan. »Ich überlaß dir deine Apachen, deine idiotischen Zweikämpfe und die ganze verfluchte Zone. Aber laß meine Brüder in Frieden. Andernfalls zerdrücke ich dich mit den Stiefelabsätzen im Schlamm. Kapiert? Du befiehlst, du kassierst, du fickst, wen du willst, aber wenn ich dich und deine Männer brauche, bist du für mich da. Und zwar gratis. Okay?«

Der Liliputaner zögerte. In seiner Bössartigkeit behauptete er, niemanden zu fürchten. Auch er hatte Bismark längst umlegen wollen. Aber mit Milan war das trotzdem etwas anderes. Niemand konnte von sich behaupten, den Sammler jemals in die Knie gezwungen zu haben.

»Wieso gratis?« knurrte Trois-Pommes. »Bisher hast du die Apachen doch stets für ihre Arbeit bezahlt!«

Milans Gesicht erstarrte. Unmerklich hatte der Liliputaner sich ihm genähert. Er stand jetzt nur mehr drei oder vier Meter von ihm entfernt. Eine zu geringe Distanz, um zu überleben.

»Noch ein Schritt, und du liegst flach!« zischte der Sammler.

Der Zwerg wich zurück und hob die Hände hoch.

»Schon gut, Geier!« grinste er. »Nur keine Aufregung. Es gibt keinen Grund, warum wir uns streiten sollten, du und ich. Wenn du mir die Zone überläßt, bekommst du, was du verlangst. Brauchst nur zu fragen. Also, schließen wir Frieden?«

Ein verächtliches Zucken bewegte Milans Lippen.

»Um Frieden zu schließen, braucht man einen Gegner. Ich habe keinen Gegner, Idiot. Denjenigen, die es werden wollen, ergeht es wie Bismark. Sie enden im Schlamm, wie eine brünstige Sau. Ich bin die *number one*, kapiert?«

Er streckte ihm den Mittelfinger entgegen.

»Schütz deinen verfluchten Arsch vor der Familie Milan, wenn du Karriere machen willst«, sagte der Sammler schließlich.

Milan wagte es, sich umzudrehen und zum Eingang des Schrottplatzes zurückzugehen. Die Chancen, im nächsten Moment zu sterben, standen fünfzig zu fünfzig.

Zehn Minuten später lebte Milan immer noch und schlürfte Schluck für Schluck eine Tasse bitteren Kaffee.

Während es in der Gegenüberstellung von Milan und Trois-Pommes wenigstens noch einen Funken Respekt gab, waren die Diskussionen zwischen Steve Odds und David Toland einzig und allein durch heftige Feindseligkeit und Verachtung geprägt.

Dabei gab Odds sich sichtlich Mühe, sich seinen Triumph nicht anmerken zu lassen. Er jubelte, strahlte vor Freude in seinem Sessel. So lange hatte er auf diesen Augenblick gewartet, auf den Tag, da er Toland in der Hand halten, da Toland zu ihm kommen und ihn um eine Anstellung bitten würde, daß er nun beinahe vergaß, daß es auch noch einen gewissen Mustapha Moussi gab, einen blutigen Anfänger in Sachen Erpressung. Er mußte wohl eingestehen, daß Milan die unglaubliche Fähigkeit besaß, bei allem, was er unternahm, Erfolg zu haben. Er hatte ihm Toland versprochen, und nun stand Toland vor ihm.

Er öffnete eine Zigarrenkiste und hielt sie dem Sammler hin.

»Rauchen Sie?«

»Nein.«

Odds räusperte sich. Tolands Arroganz und Stolz verdarben ihm merklich die Freude. Er neigte den Kopf leicht zur Seite und gab sich schmerzlich betrübt.

»Wenn Sie nur zwei oder drei Wochen früher gekommen wären«, murmelte er. »Ich hatte neues Mate-

rial bekommen, eine Superausrüstung, und ich brauchte neue Männer. Nach drei Tagen und sehr strenger Auswahl hatte ich eine komplette Mannschaft beisammen. Im Moment sucht jeder nach Arbeit.«

Er stieß einen unerträglichen Seufzer aus.

»Das war vor drei Wochen, ja, aber heute ... Es sei denn ...«

Toland konnte sich kaum noch beherrschen. Natürlich hatte er mit solchen Demütigungen gerechnet.

»Es sei denn?«

»Alle meine Wagen sind vergeben, aber vielleicht könnte ich Sie als Beifahrer gebrauchen.«

Toland ballte die Fäuste.

»Als Beifahrer?« knurrte er. »Warum setzen Sie mich nicht gleich in die Telefonzentrale?«

Er trat einige Schritte nach vorn und stützte sich mit den flachen Händen auf den Schreibtisch. Odds lehnte sich nach hinten.

»Ich bin David Toland!« brüllte der Sammler wütend. »Seit Jahren versuchen Sie, mich mit Ihren verfluchten Mafia-Methoden für Ihre Gewerkschaft zu gewinnen! Toland als Mitglied der Z.S.A., das würde Ihr Image gewaltig heben, nicht wahr? Ich habe eine gute Kundenschaft, und ...«

»Sie haben gar nichts mehr, Toland!« entgegnete Odds brutal. »Weder eine Ausrüstung noch eine Kundenschaft. Auch wenn Sie erneut versuchen würden, als Unabhängiger zu arbeiten, wären Sie dennoch gezwungen, mit uns zu verhandeln, um Ihre Ware an den Mann bringen zu können. Hier sind Sie nur ein Anfänger, wie alle anderen auch. Ich werde für Sie keine Ausnahme machen.«

»Ich bin der beste Sammler in dieser ganzen verdammten Stadt!« schrie Toland. »Und das wissen Sie ganz genau!«

»Der beste?« gluckste Steve Odds und zündete sich eine Zigarre an. »Das wird sich herausstellen, wenn Sie

erst einmal ein paar Tage mit Mirko Milan zusammen-
gearbeitet haben ...«

Toland schwankte, wich etwas zurück. Odds hatte erreicht, was er beabsichtigte.

»Was ist los, Toland?« murmelte der Boß und blies eine schwere Rauchwolke an die Decke. »Haben Sie etwas gegen Milan?«

Toland war außerstande, eine Antwort zu geben, und schüttelte den Kopf.

»Sein Assistent ist momentan krank«, sagte Odds und betrachtete beiläufig die Glut seiner Zigarre. »Wenn Sie Lust dazu haben, können Sie ihn ersetzen.«

Toland blinzelte.

»Das war von Anfang an so geplant, nicht wahr?«

»Was soll von Anfang an so geplant gewesen sein?« fragte Odds erstaunt. »Sie werden uns doch wohl nicht unterstellen wollen, Ihren peinlichen Unfall arrangiert zu haben? Ich möchte Sie nur daran erinnern, daß die Anwälte der Z.S.A. zu den besten Europas zählen. Sie würden Sie bis auf den letzten *Cent* ausnehmen, Monsieur Toland!«

Er beugte sich nach vorn, preßte seinen Fettwanst gegen die Schubladen und legte die Hände auf seinem Schreibtisch zusammen.

»Na, Meister, nehmen Sie den Job an oder nicht?«

David nickte.

»Selig sei der Tag, an dem Sie krepieren werden. Es wird mir eine Freude sein, mich höchstpersönlich um Ihre Organe zu kümmern, Chef«, zischte der Sammler. »Sie können sich darauf verlassen, ich werde Sie bestens pflegen ...«

Toland drehte sich um und verließ den Raum. Auf dem Flur hörte er, wie Steve Odds in schallendes Gelächter ausbrach.

Inspektor Mescard kroch auf allen vieren auf dem Fußboden herum und nahm jede Ecke des Zimmers so ge-

nau unter die Lupe, als suchte er nach seinen Kontaktlinsen. Die Möbelstücke, die der junge Serge Carron nie zuvor in der Wohnung gesehen zu haben vorgab, besah er sich noch genauer. Immer wieder fuhr er mit den Fingern an den Fußleisten entlang, hob das Bett hoch ... Völlig verdutzt schauten die anderen Polizisten ihm dabei zu.

Dann richtete Mescard sich wieder auf, faßte sich einen Augenblick an den Rücken und hütelte gelangweilt.

»Sie sprachen von einem Freund, der ihr vor kurzem den Laufpaß gegeben hatte?« murmelte er.

Der junge Mann nickte mit dem Kopf.

»Mouss. Er ist als letzter zu unserer Clique gestoßen. Natürlich mußte Sylvie auch ihn ausprobieren.«

Der Inspektor runzelte die Stirn.

»Mouss?«

»Mustapha Moussi«, erklärte Carron. »Ein Regieassistent. Ich glaube, er wohnt in der Nähe der Porte de Champerret.«

Mescard ging zum Teletel, schaltete das Gerät ein und tippte die Angaben ein. Die Antworten erschienen auf dem Bildschirm. Es gab in Paris siebenundsiebzig Moussis, neun hießen mit Vornamen Mustapha und zwei wohnten im siebzehnten Bezirk. Mescard notierte ihre Adressen, riß das Blatt aus seinem Notizblock und reichte es einem Polizisten.

»Bringen Sie mir diesen Kerl ins Präsidium!« befahl er.

Die Polizisten verschwanden. Mescard stellte sich vor Carron.

»Erinnern Sie sich an die Unruhen anlässlich der Demonstration in Bercy?«

Serge zuckte mit den Schultern.

»Ich hab davon gehört ...«

»War dieser Mustapha Moussi in jener Nacht mit Sylvie Vercauteren zusammen?«

Der junge Mann war empört.

»Ich führe keine Liste mit Sylvies Liebhabern und genauen Zeitangaben!«

Mescard seufzte und schaute einen Moment lang zum Fenster hinaus.

»Sie können gehen ...«, zischte er nach einer Weile.

»Sie brauchen mich nicht mehr?« fragte Carron erstaunt.

Mescard ließ sich auf der Bettkante nieder.

»Warum fragen Sie? Möchten Sie weitere Enthüllungen machen? Haben die Mörder etwa auch das Gebäude verändert? Ist es am Ende nicht einmal mehr dieselbe Stadt?«

Carron kniff die Lippen zusammen und verließ die Wohnung.

Mescard wühlte in den Taschen seines Regenmantels. Wie sollte er sich konzentrieren können, wenn er immer nur an diese verfluchten Zigaretten denken mußte? Die Sache wurde wirklich zu kompliziert. Er beschloß, zu einem späteren Zeitpunkt mit dem Rauchen aufzuhören und nun erst einmal Tabak zu kaufen. Irgendwo in seinem Kopf gab es einen Zusammenhang. Der >Selbstmord< des Journalisten, die Manifestationen, der Tod dieses Mädchens, das alles mußte zwangsläufig miteinander zusammenhängen. Aber noch fehlten ihm zu viele Teile des Puzzles, um das Motiv herausfinden zu können.

Wenn er sich seine Zigaretten selbst drehen würde, würde er bestimmt weniger rauchen ...

Zwanzigstes Kapitel

Das Essen ging in einer unheilvollen Atmosphäre zu Ende. Der Küchenchef, ein düster wirkender Mann, dessen Vokabular einzig und allein aus den Namen der Menüs und Weine, die er servierte, zu bestehen schien, brachte den Nachtsch, eine köstliche Erdbeercreme, die Pamela Sirchos jedoch kaum anrührte. Auf der anderen Seite des Tisches saß Hugo Russel und machte ein trauriges Gesicht. Diese Frau, die einst so begehrenswert, so wunderschön, so voller Lebenslust, Liebensorwürdigkeit und Fröhlichkeit gewesen war, diese einzigartige Frau verkümmerte, schrumpfte in sich zusammen, verwelkte wie eine gepflückte Blume. Am Nachmittag war der von ihrem Mann bestellte Psychiater eingetroffen und hatte sich beinahe zwei Stunden lang mit Pamela unterhalten, um Doktor Russel die Lage anschließend in wenigen Worten zusammenzufassen.

»Sie hatten recht«, bestätigte er sogleich. »Es geht ihr nicht besonders gut. Ihr Lebensrhythmus ist völlig aus der Bahn geraten, ist unterbrochen worden, und mit dieser neuen Belastung will Frau Sirchos sich nicht abfinden. Muß sie wirklich jede Anstrengung, jede Aufregung vermeiden?«

Russel verzog ein wenig den Mund.

»Die vorherigen Herzklappen haben infolge der Anstrengungen nachgegeben«, erklärte er. »Pamela ist das, was wir als einen Fall mit hohem Risikofaktor bezeichnen. Und Monsieur Sirchos hält es für angemessener, nicht das geringste Risiko einzugehen.«

Ratlos nickte der Psychiater mit dem Kopf.

»Ich werde dreimal die Woche zu ihr kommen. Ich hoffe, wir werden es schaffen.«

Damit war ihre Unterredung beendet. Der Psychiater gab Russel die Hand und schien bereits gehen zu wollen, als er es sich plötzlich doch anders überlegte.

»Doktor Russel?«

»Ja?«

»Sind Sie, abgesehen von den Hausangestellten und den Krankenschwestern, die einzige Person, mit der sie täglich zusammengekommen ist?«

Stutzig geworden, runzelte Russel die Stirn.

»Ja ...«

Der Psychiater schnitt eine seltsame, beinahe belustigte Grimasse.

»Dann hängt ihre Genesung zum größten Teil von Ihnen ab«, murmelte er und verließ die Villa.

Russel dachte immer noch über den genauen Sinn dieses letzten Satzes nach, als Pamela plötzlich vom Tisch aufstand.

»Eine Partie Schach?« schlug sie barsch vor.

»Gern«, antwortete der Arzt.

Er erhob sich, wischte sich den Mund ab, faltete seine Serviette zusammen und folgte Pamela ins Spielzimmer.

Die MilliardärsGattin ließ sich an dem prunkvollen Marmorbrett nieder, auf dem die getönten Kristallfiguren aufgereiht waren. Dann nahm auch Russel Platz.

»Falten Sie Ihre Serviette immer zusammen?« fragte sie mit leisem Spott und schob den Königsbauer entschlossen zwei Felder vor. »Sie haben also noch nie gemerkt, daß man Ihnen nie dieselbe Serviette gereicht hat?«

Russel ließ sich seine Verwirrung nicht anmerken. Pamela machte sich in letzter Zeit immer häufiger über ihn lustig. Auch wenn er sich noch immer nicht wirklich daran gewöhnt hatte, so war er doch weniger verwundbar geworden und fühlte sich nicht mehr so oft beleidigt.

»Ich bin so erzogen worden«, antwortete er nur. »Es fällt mir schwer, mich umzustellen, und selbst wenn ich mir die Mühe gäbe, so bliebe es doch eine Gewohnheit, die ich sogleich wieder annehmen würde, wenn dies al-

les hier einmal vorbei sein wird. Junggesellen haben keine Schränke voller Servietten.«

Pamela schaute ihn mit seltsamer Miene an.

»Ich wollte Sie nicht kränken«, flüsterte sie.

Eine winzig kleine Sekunde lang glaubte Russel, die sagenhafte Liebenswürdigkeit der wahren Pamela in ihren Augen aufleuchten zu sehen.

»Es ist nicht weiter schlimm«, antwortete er ziemlich dämlich.

Seine Stimme zitterte ein wenig. Pamela schien immer neugieriger zu werden.

»Sie können es also kaum erwarten, daß dies alles hier, wie Sie sagen, vorbei sein wird?« fragte sie.

Russel vertiefte sich in die Betrachtung des Schachspiels. Er war verwirrt und spürte, wie ungeschickt und dumm er sich benahm. Doch von diesen lähmenden Gefühlen einmal abgesehen, fragte er sich, ob Pamela sich nicht ganz einfach auf seine Kosten amüsierte.

»Ich muß gestehen, daß ich lieber woanders wäre«, sagte er entschlossen und bedauerte seine Worte bereits, kaum daß er sie ausgesprochen hatte.

Erstaunt hob Pamela die Augenbrauen.

»Und warum haben Sie das Alexander nicht längst gesagt?« fragte sie. »Sie sind in diesem Land doch nicht der einzige Arzt, der fähig ist, meine Genesung zu überwachen. Haben Sie etwa Angst vor seiner Reaktion?«

»Vor seiner Reaktion?« wiederholte Russel.

»Man behauptet, Alexander könnte Leuten, die ihm etwas verweigern, nur schwerlich verzeihen«, sagte Pamela.

Russels Mund verkrampfte sich.

»Was soll er mir denn noch Schlimmeres antun?« knurrte er. »Gestern noch war ich einer der besten Chirurgen in ganz Florida. Und heute verbringe ich meine Zeit damit, Ihren Herzrhythmus zu überwachen, Ihnen den Blutdruck zu messen und Ihre Urinproben zu ana-

lysieren! Glauben Sie wirklich, daß er mir noch Schlimmeres antun kann?»

Plötzlich erhob er sich.

»Und überdies habe ich Ihren Mann im Verdacht, meine Gefühle für Sie längst erraten zu haben!« brüllte er wirklich wütend.

In seiner Verärgerung warf er die Königin um, die am Boden zerschellte.

Einen Augenblick lang betrachtete Pamela die Kristallscherben.

»Dieses Spiel hat ein Vermögen gekostet«, murmelte sie.

»Keine Sorge!« knurrte Russel. »Ich werde dafür aufkommen. Ich werde für meine Arbeit hier nämlich außergewöhnlich gut bezahlt.«

Rasch durchquerte er das Zimmer und schlug die Tür hinter sich zu.

Einige Minuten später saß er am fluoreszierenden Schwimmbecken, rauchte eine Zigarette und fragte sich, ob ein solches Gebaren wirklich dazu angetan sei, Pamela zu heilen. Als er die von einer leichten Brise sanft hin und her bewegten Wasserwellen anstarrte, verspürte er nur mehr ein einziges Verlangen, einen allerletzten Wunsch: sich in diesem Swimmingpool das Leben zu nehmen ...

Nachdem Mouss bislang stets fest davon überzeugt gewesen war, eine perfekte Partie geliefert zu haben, stellte er nun plötzlich einen ersten Fehler in seiner Offensivtaktik fest. Einen offenkundigen, derart groben Fehler, daß er plötzlich ernsthaft an sich selbst zweifelte. Wie hatte er bloß einen derart dummen Fehler begehen können? Die Beweise seiner Schuld zurückzulassen, obwohl er seine Feinde doch für fähig hielt, ihn ausfindig zu machen? All diese Fotovergrößerungen an den Wänden, die Originalunterlagen ... entsetzlich ... Mouss war wie zerschlagen. Erst nach einigen Minuten

faßte er sich wieder und kam zu der Einsicht, daß es bestimmt noch nicht zu spät war, diese dumme Panne wieder wettzumachen.

Obwohl er sich bemühte, sich wieder zu beruhigen, pochte sein Herz merkwürdigerweise wie wild, als er den Schlüssel ins Schloß seiner Wohnungstür steckte. Er hatte noch einmal lange gezögert, ehe er beschloß, das Gebäude zu betreten. Er war einige Minuten lang im Viertel herumspaziert, die Straße mehrmals auf und ab gegangen ... Alles war in Ordnung, und Mustapha gelangte zu einer gewissen Sicherheit zurück. Unverzüglich begann er mit der Arbeit, löste die Fotos von den Wänden, leerte die Papierkörbe, schaute in den Schubladen seines Schreibtisches nach und packte sämtliche Dokumente in eine große Sporttasche. Wenn die Geier in seine Wohnung eindringen, fänden sie nichts Verräterisches mehr vor. Nichts, was sie glauben lassen könnte, den Feind ausfindig gemacht zu haben.

Mouss war wieder völlig beruhigt und gönnte sich sogar Zeit für eine Tasse Kaffee. Um ein Haar wäre ihm der Topf mit dem kochenden Wasser aus der Hand gefallen, als er es an der Tür klingeln hörte. Mouss hielt den Atem an. Erneut pochte sein Herz wie wild, er rührte sich nicht ... Ein feiner Schweißfilm glitzerte auf seiner Stirn. Er betrachtete die Sporttasche, die auf dem Tisch im Wohnzimmer lag.

Dann klingelte es ein zweites Mal, diesmal sogar heftiger. Mouss biß sich auf die Unterlippe, stellte den Topf sehr vorsichtig hin, nahm die Tasche und ging auf Zehenspitzen ins Badezimmer. Als es schließlich endlos lange zu klingeln begann, zog Mouss vorsichtig die gekachelte Öffnung in der Badewanne auf und schob die Tasche zwischen Email und Wasserrohrleitung. Sorgfältig schob er die Platte an ihren Platz zurück, richtete sich auf und rieb sich die Hände. Natürlich war dies kein ideales Versteck, aber er hatte nicht die Zeit, sich ein anderes auszudenken.

Er hörte Stimmen im Treppenhaus, erkannte die schrille Stimme der Concierge, die den Fremden erklärte, sie habe den Mieter vorhin heimkommen gesehen. Verfluchte Klatschtante! Mit Schrecken dachte Mouss daran, daß sie zu sämtlichen Appartements einen Zweitschlüssel besaß.

Jemand begann mit den Fäusten gegen die Tür zu hämmern.

»Aufmachen, Polizei!«

Überrascht runzelte Mouss die Stirn. Polizei? Was wollte denn die Polizei von ihm. Er zog seine Jacke aus, entledigte sich seiner Schuhe und zerzauste sich das Haar.

»Ich komme!« knurrte er.

Vor der Tür standen zwei Polizeibeamte, die eher wie zwei Verkehrspolizisten aussahen.

»Sie sehen, ich hatte recht!« kreischte die Klatschbase.

»Ich bin doch nicht verrückt ...«

»Entschuldigen Sie bitte, aber ich habe geschlafen«, stammelte Mouss und rieb sich die Augen.

»Sind Sie Mustapha Moussi?« fragte einer der beiden Bullen.

Mouss nickte.

»Kannten Sie eine gewisse Sylvie Vercauteren?« fragte der andere.

Mouss' Beine begannen zu zittern. Einen Augenblick lang hatte er gehofft, dieser Besuch hätte nur einen ganz banalen Grund, einen Verstoß gegen die Straßenverkehrsordnung oder etwas ähnliches, aber nun bestand kein Zweifel mehr, daß diese beiden Polizisten wegen seiner Affäre zu ihm gekommen waren.

In seiner Verwirrung merkte er allerdings nicht, daß der Polizist in der Vergangenheitsform von Sylvie gesprochen hatte.

»Ja, ich kenne sie«, flüsterte er.

Es hatte keinen Sinn, sich noch tiefer in eine Lüge zu verstricken.

Die beiden Bullen schauten sich zufriedenen Blickes an.

»Sieht aus, als hätten wir diesmal das große Los gezogen«, jubilierte der mit dem dichten braunen Schnurrbart.

»Ja, sieht ganz so aus«, wiederholte der andere.

»Es hätte ein anderer sein können, aber er ist es, den wir suchen«, sagte erneut der Schnauzbärtige.

»Es hätte auch ein anderer sein ...«

»Verdammt Glück gehabt!«

»Ja, verdammt Glück ...«

Mouss räusperte sich.

»Worum geht's?«

Die beiden Polizisten schauten ihn an, als hätten sie ihn vorübergehend ganz vergessen. Die Concierge stand etwas abseits von den drei Männern und wartete mit Spannung auf den Fortgang des Gesprächs.

»Wir haben einige Fragen an Sie«, erklärte der Schnauzbärtige gelangweilt. »Wenn Sie Zeit haben, können Sie sofort mit uns aufs Präsidium kommen. Wenn nicht, lassen wir Ihnen eine Vorladung da.«

Seltsamerweise beruhigte dieser letzte Ausdruck Mouss. Die beiden Polizisten waren also nicht gekommen, um ihn zu verhaften. Sie wollten nur einige Auskünfte über Sylvie haben. Gleich im nächsten Moment kam ihm der Gedanke, daß sie sich umgebracht haben könnte.

»Ist Sylvie etwas zugestoßen?« murmelte er.

Der Schnauzbärtige zog die Nase hoch und schaute zu seinem Kollegen, als würde der die Frage beantworten. Als die Concierge merkte, daß ihr Mieter nicht direkt etwas mit der Sache zu tun hatte, war sie sichtlich enttäuscht. Erbozt griff sie nach dem Kehrbesen und fegte heftig über die Treppenstufen.

»Sie hatte einen Unfall«, antwortete schließlich der mit dem Schnurrbart.

Mouss spürte, wie ihm die Haare zu Berge standen.

Einen Unfall? Dieser Ausdruck erinnerte ihn merkwürdigerweise an die Methoden der Geier. Die Tarnung eines Verbrechens als banaler Verkehrsunfall. Sie hatten Sylvie also gefunden! Und durch sie würden sie zwangsläufig auch ihn finden, den Feind ...

Plötzlich fühlte der junge Mann sich völlig hilflos. Am liebsten hätte er den Polizisten auf der Stelle alles erzählt. Doch der Schnauzbärtige entschärfte diesen plötzlichen Eifer.

»Möchten Sie lieber erst morgen kommen?« fragte er.

Mouss schüttelte den Kopf.

»Nein, nein ... Gehen wir.«

Die beiden Polizisten schienen zufrieden zu sein und brachten Mustapha mit einem Mal offenkundig Sympathie entgegen. Daß sie ihn gefunden hatten, war sehr gut, aber daß sie ihn sogleich ins Präsidium mitnehmen konnten, war schon eine Glanzleistung.

»Es wird nicht lange dauern«, meinte der Schnauzbärtige beruhigend und zugleich erkenntlich.

»Eine reine Formalität«, sagte der andere und drückte auf den Fahrstuhlknopf.

Insgeheim machte Mouss sich den Vorwurf, in seine Wohnung zurückgekehrt zu sein, aber gleichzeitig war er auch froh darüber. Nun würde er die Rolle des Gegners erst so richtig übernehmen. Doch er schauderte bei der Vorstellung, daß genauso gut die Geier ihn hätten empfangen können ...

Vom Steuer seines Studebakers aus sah Mirko, wie Mustapha Moussi das Haus in Begleitung von zwei Polizeibeamten verließ. Diese Beobachtung entlockte ihm einen leisen Fluch. Die Annahme, der Vogel werde nicht in sein Nest zurückkehren, war falsch gewesen ... Milan haßte es, Fehler zu begehen. Dennoch war er nach wie vor überzeugt, daß die Wohnung mehrere Tage - vielleicht sogar zwei oder drei Wochen lang - leergestanden hatte. Was war geschehen? Hatte der Er-

presser sein Geheimnis an die Polizei verraten? Milan erinnerte sich an die Fotos an den Wänden, an den Aktenordner, der gut sichtbar auf dem Schreibtisch lag ... Er sah, wie das Trio in einen Break Pie stieg. Es sah absolut nicht wie eine Verhaftung aus.

Milan griff in die Tasche seiner Lederhose, zog ein Stückchen Papier heraus, faltete es auseinander und schnupfte gierig den ihm noch verbliebenen Koks ...

Der Geier warf den Umschlag auf den Beifahrersitz des Studebakers. Irgend etwas an dieser ganzen Geschichte hatte er noch nicht herausgefunden ... Er versuchte, sich die verschiedenen Möglichkeiten auszumalen. Unmöglich, daß dieser junge Araber nur ein Lockvogel der Polizei war, um die Z.S.A. in die Falle zu locken. Odds wurde von gewissen Leuten bei der Polizei kräftig unterstützt.

Vielleicht war Moussi in eine andere Sache verwickelt und nun geschnappt worden? Was angesichts seiner offenkundig freundlichen Behandlung durch die Bullen jedoch ebenfalls auszuschließen war.

Milan knurrte verärgert und griff nach dem Autotelefon. Dann wählte er die Nummer der Direktverbindung zu Steve Odds.

Langsam richtete Hugo Russel sich auf, warf einen letzten Blick auf die Oberfläche des Swimmingpools und stieg müden Schrittes die Treppe zur Villa hoch. Jede seiner Bewegungen drückte Enttäuschung und Verzweiflung aus. Eben hatte er sich innerlich sogar über seinen eigenen Zustand lustig gemacht. Wie sollte er sich ernstlich um Pamela sorgen und kümmern können, wenn er nervlich selbst völlig am Ende war ...? Fast eine Stunde lang hatte er allein am Schwimmbecken gesessen und gedankenverloren in das blaugrüne Licht der fluoreszierenden Lampen gestarrt. In der Zeit hatte er sich alles ganz genau überlegt. Nach Alexander Sirchos' Rückkehr würde er ihn unverzüglich um eine wei-

tere Unterredung bitten und seinen Rücktritt einreichen. Ganz gleich, wie dieser wahnsinnige Megalomane darauf reagieren würde! Paradoxerweise gab diese zermürbende Verzweiflung ihm ein tiefes Gefühl von Unverwundbarkeit. Sirchos würde ihm nichts anhaben können. Nichts ...

Er schob den Bambusvorhang zur Seite und ging unverzüglich zur Bar, die aus einem Aquarium bestand, in dem unglaublich vielfarbige Fische dämlich-unbekümmert umherschwammen. Plötzlich wurde Russel sich bewußt, daß er in diesem Haus alles zu hassen begonnen hatte, jedes Dekor, jedes Möbelstück ... Die unwichtigsten Einzelheiten, jedes auch noch so kleine Objekt erinnerte ihn an dessen Besitzer, lag an einem Platz, der ihm seit ewigen Zeiten zuzustehen schien, gemäß einer paranoiden Ordnung, die nichts und niemand je anzufechten wagte.

In seiner Naivität hatte er geglaubt, der berühmte Mark Zorski wäre imstande, den Milliardär in die Schranken zu verweisen; er hatte geglaubt, es gäbe noch Menschen, eine medizinische Ethik, die der Macht des Geldes trotzen könnte. Zorski besaß Macht. Und auf seinem Gebiet war er unbestreitbar der Beste.

Aber Sirchos war dabei, auch ihn zu zerstören, mühe-los, so wie man ein lästiges Insekt, ein belangloses Wunder beseitigt. Russel hatte die in den Fachzeitschriften erschienenen Artikel gelesen, die die Arbeit des berühmten Chirurgen kritisierten, und er zweifelte keinen Moment lang daran, daß Sirchos der Anstifter dieser Intrige war. Wie alle anderen würde auch Zorski sich dem Gesetz des Tyrannen beugen.

Der Arzt gluckste, gab drei Eiswürfel in ein Glas und schenkte sich eine übermäßige Portion Scotch ein.

»Wollen Sie sich betrinken?«

Um ein Haar hätte Russel das Glas fallen lassen. Er drehte sich um und sah Pamela, die auf der obersten Treppe stand und sich am Geländer festhielt. Sie

trug ein atemberaubendes perlenbesticktes Neglige, das ihren nackten Körper wie ein morgendlicher Nebelschleier umhüllte. Russel schluckte mühsam. Es war das erste Mal seit dem Verlassen des Krankenhauses und der Ankunft in der Villa, daß Pamela sich wieder geschminkt und ihre Haare zurechtgemacht hatte. Mit einem Mal sah der Arzt in ihr wieder die wunderbare Frau, die vor ihrer ersten Herzoperation sämtliche Titelbilder der Modezeitschriften schmückte. Angesichts dieser überwältigenden Erscheinung fühlte er sich geradezu wie ein Vollidiot und war unfähig, Haltung zu bewahren.

Pamela kam die Treppe herunter und näherte sich der Bar.

»Ich habe Lust auf einen Gin-Tonic«, sagte sie fröhlich. »Gönnt mein Leibarzt mir diese kleine Freude?«

Mit stotternder Stimme gab Russel jenen wenig geistreichen Satz zur Antwort, der ihm einige Sekunden zuvor entfallen war.

»Viel Tonic und einige Tropfen Gin, das scheint mir durchaus vernünftig zu sein ...«

Pamela lächelte und trat deutlich näher an ihn heran. Sie trug vornehme blaue Pumps mit fein gekordelten schmalen Riemen um die Knöchel. Sie verströmte einen feinen leichten Duft.

Es gelang Russel, sich diesem Bann zu entziehen, indem er hinter die Theke ging und ihr den Gin-Tonic einschenkte.

Mit ihren lackierten Fingernägeln trommelte sie leise gegen sein Glas mit dem Scotch.

»Finden Sie, daß das eine vernünftige Portion ist?« fragte sie eher lebenswürdig als ironisch.

Er stellte ihr das Glas hin. Das prickelnde Getränk funkelte im meerblauen Neonlicht seltsam fluoreszierend.

»Erzählen Sie mir ein wenig über sich«, murmelte sie. Russel riß die Augen auf.

»Über mich?«

»Woher stammt Ihr Vorname?«

Der Arzt zuckte mit den Schultern.

»Ich glaube, meine Großmutter war ungarischer Herkunft.«

»Hugo ...«

Mit zusammengeschnürter Kehle hob Russel den Kopf.

»Ich möchte mit Ihnen schlafen.«

Einundzwanzigstes Kapitel

Inspektor Mescard schien sich absolut nicht mehr daran zu erinnern, warum er Mustapha Moussi ins Präsidium bestellt hatte. Er wühlte in seinen Papieren herum und fluchte leise vor sich hin, während Mouss ihm verwirrt zuschaute. Was war das bloß für ein Polizist? Einer aus einer amerikanischen Fernsehserie? Plötzlich schlug Mescard sich an die Stirn, eilte zu einem Metallschrank, riß dessen oberste Schublade auf und holte ein altes Päckchen zerknitterter Zigaretten hervor.

»Ich wußte doch, daß ich irgendwo welche versteckt hatte!« sagte er.

Er ging an seinen Schreibtisch zurück, zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch mit großer Zufriedenheit an die Decke. Als sein Blick erneut auf den jungen Araber fiel, hatte Mouss wirklich das Gefühl, der Inspektor würde ihn nun tatsächlich fragen, wer er sei und was er in seinem Büro verloren habe. Jedenfalls schien der Polizist ziemlich verärgert zu sein, was allerdings nicht nur eine Vermutung von Mouss war.

»Letzte Nacht ist Sylvie Vercauteren am Steuer eines Autos ums Leben gekommen«, sagte Mescard gelassen, unterließ es jedoch darauf hinzuweisen, daß es sich um einen gestohlenen Wagen handelte.

In diesem Ton hätte er ebensogut die Wahl seines Schwagers in den Gemeinderat von Auvers-sur-Oise bekanntgeben können.

Mouss, der durch die Ereignisse der letzten Zeit völlig außer Fassung geraten war, zeigte keine Reaktion. Wahrscheinlich hielt Mescard dieses Schweigen für Gleichgültigkeit. Er rollte die Zigarette zwischen den Fingern hin und her, bevor er sich erneut an Mouss wandte.

»War Fräulein Vercauteren nicht Ihre kleine Freundin?« fragte er schroff.

Mouss verzog das Gesicht.

»Wir haben einmal miteinander geschlafen, wenn Sie das meinen«, antwortete er.

Mescard zog mehrmals die Nase hoch und betrachtete das weißglühende Ende seines Zigarettensrums mit einem Ausdruck heftigen Ekels.

»Ich kann einfach nicht damit aufhören«, murmelte er. »Es ist stärker als ich. Glauben Sie, daß das an meinem schwachen Willen liegt?«

»Ich weiß nicht«, stammelte Mouss verwirrt.

Mescard lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Einen Großteil meiner Zeit verbringe ich damit, nach Zigaretten zu suchen, die zu kaufen ich mir verbiete«, knurrte er leise vor sich hin. »Es ist wirklich zu blöd.«

Wütend zerdrückte er den Stummel in dem leeren Aschenbecher.

»Fuhr sie schnell?«

»Wie bitte?« schreckte Mouss zusammen.

»Pflegte Fräulein Vercauteren schnell Auto zu fahren?«

Mouss schüttelte den Kopf.

»Soviel ich weiß, fuhr sie überhaupt nicht Auto. Sie hatte nicht einmal einen Führerschein.«

Mescard warf ihm einen seltsamen forschenden Blick zu. Mouss hatte das unangenehme Gefühl, durchsichtig zu sein.

»Wer kann Ihrer Meinung nach, Monsieur Moussi, ein Interesse daran gehabt haben, Sylvie Vercauteren verschwinden zu lassen?« fragte Mescard in völlig unbeteiligten Ton.

Mouss spürte, daß er erneut zu schwitzen begann. Er wischte sich die Stirn mit dem Hemdsärmel ab. Dieser Bulle könnte ihm in der Tat aus der Patsche helfen! Jetzt oder nie ...

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen«, stammelte Mouss anstatt zu sagen, was er wußte.

Mescard kreuzte die Arme und hatte immer noch diesen gelangweilten Gesichtsausdruck.

»Ich werde Ihnen sagen, was ich von der ganzen Sache halte, Monsieur Moussi«, sagte er und starrte auf seine Zigarettenschachtel. »Sylvie Vercauteren wurde ermordet. Diejenigen, die das getan haben, suchen bestimmt nach irgend etwas. Sie haben ihre Wohnung auf den Kopf gestellt und nach dem Verbrechen sämtliche Möbel ausgewechselt, um den Mord als Unfall zu tarnen. Bedauerlicherweise hätte ich eine Autopsie der Leiche vornehmen lassen müssen, um das beweisen zu können. Ich bin fest davon überzeugt, daß Ihre Freundin bereits tot war, als ihre Mörder sie ans Steuer des Wagens setzten. Aber leider sind die Sammler uns zuvorgekommen ...«

Sehr genau beobachtete Mescard die Reaktionen des jungen Arabers. Mouss schwieg hartnäckig. Allmählich begann er das Spiel seiner Gegner zu durchschauen. Die Geier hatten Sylvie ausfindig gemacht (er hätte viel eher begreifen müssen, daß das nicht besonders schwierig war), sie aller Wahrscheinlichkeit nach zum Sprechen gebracht und dann getötet.

»Das alles scheint Sie nicht sonderlich zu überraschen, Monsieur Moussi«, fügte Mescard hinzu, listig wie ein Pavian.

Mouss zuckte mit den Schultern.

»Ich sagte Ihnen doch schon, daß ich sie kaum kann-

te. Sie verkehrte in einer Clique mehr oder weniger müßiger Künstler. In Saint-Germain-des-Pres habe ich sie kennengelernt, aber ich wußte so gut wie nichts über sie.«

»Waren Sie in jener Nacht bei ihr, als dieser Journalist sich in ihrem Haus aus dem obersten Fenster stürzte?« fragte Mescard plötzlich.

Mouss zuckte zusammen. Dieser Polizist verwirrte ihn in der Tat immer mehr. Allmählich bekam der junge Mann es mit der Angst zu tun.

»Ja, ich glaube, ich war in jener Nacht tatsächlich bei ihr«, antwortete er vorsichtig.

»Das glauben Sie nur?« fragte der Inspektor erstaunt. Mouss nickte.

»Nun ja, ich bin sicher«, gestand er schließlich. »Am nächsten Morgen wurde im ganzen Haus von nichts anderem mehr gesprochen. Aber ich kann beim besten Willen keinen Zusammenhang erkennen ...«

Es war nicht einfach, zu lügen, Theater zu spielen vor einem Gesprächspartner, dem es scheinbar völlig gleichgültig war, was man aussagte. Der Inspektor stellte keine typischen Polizeifragen und führte sein Verhör nicht so, wie jeder andere Polizist das getan hätte. Er verhielt sich eher wie ein Analytiker, ohne sich irgendwelche Gefühle anmerken zu lassen. Er versuchte eher zu begreifen, als etwas zu erfahren.

»Sie waren es, der die Beziehung zu Fräulein Vercauteren abbrach?« fragte Mescard und unterstrich seine Frage mit einem wenig diskreten Gähnen.

Unruhig rutschte Mouss auf seinem Stuhl hin und her.

»Ja, genau.«

»Und aus welchem Grund?«

»Ich verstehe nicht«, flüsterte Mouss nervös. »Ich habe einmal mit diesem Mädchen geschlafen. Von etwas anderem war nie die Rede. Ist Ihnen so was noch nie passiert?«

Mescard lächelte.

»Mir fällt es schon schwer genug, mit dem Rauchen aufzuhören. Aber dieses Mädchen wollte Sie wiedersehen, nicht wahr?«

Mouss verzog das Gesicht.

»Sie hat einige Male auf meinen Anrufbeantworter gesprochen, das stimmt«, gab der junge Mann zu.

Erneut fingerte Mescard an seiner Zigarettenschachtel herum.

»Ich weiß nicht, wie lange diese Schachtel hier schon rumliegt, aber der Tabak schmeckt irgendwie komisch ...«

Angeekelt stieß er das Päckchen von sich.

»Warum haben Sie sich seit jener berühmigten Nacht nicht mehr mit Ihren Freunden in Saint-Germain getroffen?«

Mouss spürte, wie ihm eine Schweißperle von der Augenbraue tropfte.

»Ich hatte eine Menge zu tun und ... ich wollte Sylvie nicht unbedingt wiedersehen.«

Der Inspektor nickte mit dem Kopf.

»Ich verstehe«, murmelte er. »Eine letzte Frage noch, Monsieur Moussi. Kennen Sie Serge Carron?«

Mouss runzelte die Stirn.

»Er gehört ebenfalls zur Clique, oder?«

»Genau«, bestätigte Mescard. »Wußten Sie von seiner Beziehung zu Sylvie Vercauteren?«

Unschlüssig verzog Mouss das Gesicht.

»Ich glaube, sie lebten eine Zeitlang zusammen ...«

»Glauben Sie, daß Fräulein Vercautereus unzählige Abenteuer Carron etwas ausmachten?«

»Wie soll ich Ihre Frage verstehen?«

»Monsieur Moussi, wenn Sie schon so lange bei der Polizei wären wie ich, dann wüßten Sie, daß es für die in diesem Land begangenen Verbrechen drei Hauptmotive gibt: Habgier, Alkohol und Sex. Ich möchte herausfinden, zu welcher Kategorie der Mord an diesem Mäd-

chen gehört. Und es will mir einfach nicht gelingen ... Es muß doch ein Motiv geben für dieses Verbrechen, verstehen Sie? Vor allem, weil die Mörder sich soviel Mühe gegeben haben.«

»Haben Sie Serge Carron im Verdacht, Sylvie aus Eifersucht getötet zu haben?« schluckte Mouss.

Mescard schüttelte den Kopf.

»Nein, ich glaube nicht, daß er es war. Ohne seine Aussagen wäre Sylvie Vercauterens Akte wahrscheinlich längst in der Schublade mit den Verkehrsunfällen verschwunden. Aber ...«

Er machte eine kurze Pause.

»Manchmal gibt es Kriminelle, die für ihre Tat bestraft werden wollen, ob bewußt oder unbewußt«, sagte er schließlich.

Er erhob sich und reichte Mouss die Hand.

»Ich danke Ihnen, Monsieur Moussi. Ich hoffe, ich habe Sie mit dieser Geschichte nicht allzusehr belästigt!«

Da dieses plötzliche Ende des Gesprächs Mouss ziemlich überraschte, zögerte er einen Moment lang, bevor er dem Inspektor die Hand reichte. Für ihn war selbstverständlich noch längst nicht alles verloren, aber die Tatsache, daß seine Feinde jetzt ganz genau wußten, wer er war, machte ihm große Angst. Noch konnte er es sich anders überlegen ...

Eine Minute nachdem er das Büro des Inspektors verlassen hatte, war es bereits zu spät. Einige Meter vom Kommissariat entfernt wartete der Studebaker. Andere Geier hatten die unter Mouss' Badewanne versteckten Dokumente gefunden, und Steve Odds' Anweisungen waren klar und deutlich ...

Mark Zorski betrachtete die drei nebeneinander aufgestellten Särge im Totenzimmer. Riesige Blumenkränze schmückten den Raum und entspannten die im Haus herrschende düstere Atmosphäre erheblich. Obwohl

Zorski jeden Tag mit dem Tod in Berührung kam, hatte er in dieser Nacht die emotionslose Beherrschung des Chirurgen verloren, diese unglaubliche Gefühlskälte, die seine Patienten und die Assistenzärzte für Gleichgültigkeit hielten. Der strenge Gesichtsausdruck war milder geworden, doch graue Schatten umgaben die ausdruckslosen Augen, und ein nervöses Zucken bewegte ständig seine Wangen. Nach mißlungenen Operationen verspürte er oft dieses Verlangen, laut zu schreien, alles kurz und klein zu schlagen, aber noch nie hatte er sich derart mutlos, erschöpft und verzweifelt gefühlt ... Nur mit Mühe konnte er die Tränen zurückhalten, die ihm in den Augen brannten.

Er konnte die Gründe für dieses Massaker einfach nicht begreifen. Zwei Beamte der Kriminalpolizei hatten ihm erklärt, daß es sich wahrscheinlich um das gemeine Verbrechen einer dieser Gaunerbanden handelte, die sich in den Vororten von Philadelphia herumtrieben. Armyans Frau war vergewaltigt worden, und nach dem dreifachen Mord hatte ein unglaublicher Akt von Wandalismus stattgefunden. Diese Brutalität war der Polizei nicht neu. In den Vierteln, in denen diese Rowdies sich gewöhnlich versammelten, waren Razzien geplant.

Zorski hörte den Beamten zu, doch keines ihrer Worte vermochte er wirklich zu begreifen. Der Schmerz verjagte jede Erklärung. Waren sie umgebracht worden, weil sie Schwarze waren? Oder weil sie reich waren? Oder beides zugleich? Um diese Fragen scherte Zorski sich nicht. Was blieb, war dieses erdrückende Gefühl der Leere, das sich obendrein noch mit wirren Gedanken vermischte, etwa an diese Pokerpartie, ohne die Zorski aller Wahrscheinlichkeit nach jetzt mit den Simbas zusammen hier wäre.

Taumelnd verließ er das Zimmer, durchquerte das Wohnzimmer und ging unter dem kunstvoll gearbeiteten Käfig vorbei, in dem die Kadaver der beiden Kanarienvögel verwesten. Seltsamerweise machte niemand,

weder ein Polizist noch der Freund, sich Gedanken darüber, woran dieses Vogelpaar gestorben war ... Dabei lag die Erklärung für dieses Massaker in diesem goldenen Käfig, dessen Schatten an den Wohnzimmerwänden sanft hin und her schaukelte.

Zorski ging zu seinem Wagen zurück, warf einen kurzen Blick auf Simbas weißen Cadillac, gab wütend Gas und raste ins Central Hospital. Ganz gleich, ob er nun zurückgetreten war oder nicht, er wollte operieren, er wollte arbeiten, Herzoperationen oder Blinddarmentzündungen, Wucherungen oder Transplantationen, es spielte keine Rolle. Stunden-, tage-, nächtelang wollte er arbeiten, so lange, bis diese brennende Welle des Schmerzes, die in ihm aufgebrandet war, sich wieder gelegt haben würde. Ein anderes Heilmittel kannte er nicht ...

Der Widerschein des beleuchteten Swimmingpools warf seltsame wasserförmige Bewegungen an die Zimmerdecke. Pamela hatte sich auf die Seite gelegt und war eingeschlafen. Das Satinlaken bedeckte ihre Hüften. Sie drehte Hugo Russel den Rücken zu. Der Arzt zögerte, doch er ließ sie nicht aus den Augen. Sollte er in sein Appartement zurückgehen oder hier bei ihr bleiben? Dieses Abenteuer hinterließ einen bitteren Nachgeschmack in seinem Mund. Pamela hatte seine Zärtlichkeiten zurückgewiesen und von ihm verlangt, daß er sogleich in sie eindringe. Fast unverzüglich war Russel zum Orgasmus gekommen, aber den Blick aus ihren blauen Augen, die ihn anstarrten, als würde er sie vergewaltigen, konnte er kaum ertragen. Dieser brutale, beschämende Liebesakt hatte Russel tief bestürzt. Nun war ihm noch viel elender zumute, und seine Lust, sich zu betrinken, war größer als je zuvor.

Pamela bewegte sich im Schlaf, stieß einen leisen Seufzer aus und drehte sich langsam auf den Rücken. Hugo betrachtete ihre Brüste und die Narbe, die sie

trennte. Nach wie vor war diese Frau die schönste Frau der Welt, und wie selbstverständlich gehörte sie dem mächtigsten Mann der Welt. Scheißwelt. Plötzlich fühlte Russel sich völlig fehl am Platz. Seine Anwesenheit in diesem Bett, an der Seite von Pamela Sirchos, kam ihm völlig unangebracht vor. Blind vor Verlangen, war ihm nicht einmal bewußt geworden, welches Maß an Krankhaftigkeit in Pamelas Einladung lag. Russel schaute weg. Er hatte sich benommen wie ein Arzt, der sich an einer Patientin unter Narkose vergeht, wie ein Sargträger, der ... Ein Angstklumpen schwoll in seiner Brust an.

Sanft schob er das Laken von sich, stieg aus dem Bett, hob seine Kleider vom Boden und verließ das Schlafzimmer. Vorsichtig zog er die Tür hinter sich zu und gab einen erschrockenen, schrillen Laut von sich, als er Jimmy O'Neal, den Hausmeister und Vertrauensmann von Alexander Sirchos, auf dem Flur stehen sah. Das lächerliche Abenteuer artete allmählich in eine wahre Katastrophe aus.

In tadelloser Livree, wie immer perfekt gekleidet, kam Jimmy den Flur herauf. Sein undurchdringlicher Gesichtsausdruck verriet nicht die geringste Spur von Verwunderung. Er tat so, als würde er seit Jahren jeden Abend einem völlig nackten Arzt begegnen, der mit seinen Kleidern in der Hand das Schlafzimmer der Hausfrau verließ.

Auf Russels Höhe jedoch blieb er stehen.

»Kann ich etwas für Monsieur tun?« fragte er in völlig neutralem Ton, ohne den geringsten Anflug von Ironie.

Russel schwankte zwischen der Angst und der offenkundigen Absurdität der Situation. In den nächsten Stunden würde Alexander Sirchos erfahren, was vorgefallen war, doch seltsamerweise befreite diese Gewißheit den Arzt von dem Unbehagen, das ihm seit seiner Ankunft in dieser Villa die Kehle zuzuschnüren drohte.

»Bringen Sie bitte etwas Bewegung in den Swimmingpool«, sagte er mit einer erstaunlich klaren Stimme. »Ich glaube, ich werde noch einige Längen schwimmen.«

Jimmy zog eine Augenbraue etwas in die Höhe. Gewiß war das seine Art, auf der Stelle tot umzufallen.

»Gut, Monsieur ...«

»Noch was, Jimmy ...«

»Ja, Monsieur?«

»Welchen Cocktail würden Sie mir empfehlen?«

Nun zog Jimmy die andere Augenbraue hoch.

»Ich würde Monsieur einen White Lady empfehlen«, schlug der Hausmeister vor. »Der Erfinder war Sir Harry Mac Elhone, der Gatte meiner Urgroßmutter. Das wahre Geheimnis des White Lady wurde von Generation zu Generation weitervererbt.«

Nun nickte Russel verblüfft mit dem Kopf.

»Einen White Lady also. Bringen Sie ihn mir an den Swimmingpool ...«

Nach diesen Worten entfernte sich Hugo Russel mit erhobenem Kinn und einem verkrampt-nervösen Lächeln auf den Lippen.

Es handelte sich um ein altes Modell aus den siebziger Jahren, um einen Mercury Monterey, dessen Silberfarbe bereits abbröckelte und dessen Flanken eine mit schwarzer Farbe ziemlich ungeschickt aufgemalte Aufschrift trugen: RIOT SQUAD. Die schwere Limousine bog von der Küstenstraße ab und rollte langsam durch die Orangenbaumalleen. Im Wageninnern reichten vier Jugendliche lachend eine Flasche Scotch herum.

Neben dem Fahrer saß ein erheblich älteres Mädchen mit schwarzweiß geschminktem Gesicht und einer grellen grünen Irokesenfrisur. Die vier Burschen trugen schwarze Lederhosen und mit Nägeln und verschiedenen Stickereien geschmückte Jacken.

»Hör zu, Shelley!« knurrte der Fahrer. »Warum bringst du uns in diese verfluchte Gegend? Hier wimmelt es nur so von Bullen.«

»Halt's Maul, Schwanzlutscher!« entgegnete das Mädchen. »Hier wimmelt es vor allem von Moneten!«

Diese Antwort sorgte im Fond des Mercury für allgemeines Gelächter.

»Du bist wohl völlig übergeschnappt?« muckte der Fahrer erneut auf. »In jeder dieser Baracken gibt's Wächter ...«

Das Mädchen brach in hysterisches Lachen aus.

»Was kümmern uns die Wächter?«

Sie klappte das Handschuhfach auf, nahm den 45er Colt heraus und drehte sich zu den drei Rowdies um, die hinten im Wagen saßen.

»Wir haben doch, was wir brauchen, oder?« brüllte sie.

Daraufhin schwiegen alle. Verlegen schauten die Burschen einander an.

»Oder?« beharrte sie ungeduldig.

Einer der Kerle zog die Nase hoch.

»Natürlich, Shelley, wir haben alles, was wir brauchen ...«, murmelte er.

»Eier und Schießseisen!« grinste das Mädchen mit überschriller Stimme. »Los, heute abend veranstalten wir mit diesen Arschlöchern eine kleine Fiesta! Wir werden ihnen zeigen, was *Riot Squad* ist!«

Ihre Erregung sprang auf die übrigen Insassen der Limousine über. Alle hatten Respekt vor Shelley. Auch wenn ihnen an dieser verrückten Expedition irgendwas nicht ganz geheuer war, so wagte doch niemand, ihr zu widersprechen.

Mit einem widerlichen Grinsen auf den stark gefärbten Lippen wandte sie sich erneut an den Fahrer.

»Fahr langsamer, die da vorn nehmen wir uns vor!« befahl sie und zeigte auf eine prächtige weiße, in einem eindrucksvollen Park gelegene Villa.

»Hör zu, Shelley, mach keinen Mist!« seufzte der Fahrer und griff mit den Händen oben ans Steuer.

»Du darfst dich ruhig verdrücken, wenn du Schiß hast«, entgegnete das Mädchen rücksichtslos.

Sie warf den Kopf nach hinten, und ihr verkrampftes Lachen dröhnte durch den Wagen.

»Heute nacht will ich mich amüsieren! Und niemand wird mich daran hindern!«

Wütend wandte sie sich an den Fahrer.

»Aber bevor du mich ficken darfst, mußt du erst einmal beweisen, was du drauf hast!« knurrte sie.

Dann drehte sie sich erneut zu den drei Burschen um.

»Das gilt auch für euch!«

Der in der Mitte nickte mit dem Kopf.

»Wir ... wir bleiben, Shelley«, sagte er wenig überzeugend. »Wir folgen dir bis ans Ende der Welt.«

Ein anderer nahm einen kräftigen Schluck Whisky, wischte sich mit dem Jackenärmel die Lippen ab und gluckste aufgeregt.

»Bestimmt gibt's in diesem Häuschen einen verdammt gut bestückten Weinkeller!« zischte er gierig.

Shelley zwinkerte ihm zu.

»Den besten Bourbon weltweit, französischen Champagner, alles, was du willst«, bestätigte sie geil. »Und vielleicht sogar stramme Weiber ... Na, hättet ihr Lust, eine Dame der besseren Gesellschaft zu vögeln?«

Unruhig begann der dritte hin und her zu rutschen und stöhnte leise vor sich hin.

»Sie muß mir einen blasen!« wimmerte er. »Nicht wahr, Shelley? Du wirst sie zwingen, mir einen zu blasen!«

Shelley grinste entzückt und deutete auf ihren Colt.

»Und den hier werde ich ihr in den Hintern stecken!« zischte sie.

Dann schnitt sie erneut eine verächtliche Grimasse und wandte sich an den Fahrer.

»Was ist mit dir? Kommst du mit?«

»Nein, ich bleibe hier«, sagte schließlich der Junge nach einigem Zögern. »Ich will noch ein Weilchen leben.«

Shelley drückte ihm den Colt an die Schläfe und begann ihn mit der anderen Hand zwischen den Beinen zu streicheln.

»Na, Vince, dein Schwanz liegt wohl auf Eis?« flüsterte sie. »Ich wette, du kriegst keinen Steifen, wenn man dir einen Revolver an den Kopf hält.«

Ihr Streicheln wurde energischer. Der Fahrer stieß Shelleys Hand zurück, öffnete die Wagentür und ging die Straße zum Meer hinunter.

Das Mädchen schaute ihm nach und schürzte die Lippen, so daß ihre ungewöhnlich weißen Zähne zum Vorschein kamen.

»Kommt, Jungs, wir brauchen dieses Arschloch nicht!« entschied sie. »Gehen wir!«

Das von Shelley angeführte Quartett stieg aus der Limousine und näherte sich dem verschlossenen Tor zum Park. Das Gitter schien nicht besonders schwer zu überwinden zu sein. Man mußte nur aufpassen, nicht von den kunstvoll verzierten Spitzen der Eisenstäbe aufgespießt zu werden ...

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Traurig wie ein Junge, der den ganzen Abend mit einem Mädchen verbracht und nicht ein einziges Mal gewagt hatte, es zu küssen, verließ Mouss das Kommissariat. Eine Stimme in ihm flüsterte ihm zu, daß er soeben die Gelegenheit verpaßt hatte, sich aus einer Falle zu befreien, deren Klammern ihn immer fester gefangenzuhalten begannen. Verdrossen verzog er das Gesicht. Aber was erhoffte er sich eigentlich? Es mit einer kriminellen Organisation wie der Z.S.A. aufnehmen zu können?

Mit einer perfekt organisierten, legalen und unglaublich mächtigen Vereinigung ...

Er hob den Kopf und atmete die frische Luft des Spätnachmittags ein. Eine Chance blieb ihm noch, um die Niederlage seiner Gegner zu beschleunigen. Er müßte die Unterlagen verkaufen. An die Presse. An den Meistbietenden. Ja, das würde er tun. Sämtliche Tageszeitungen und Zeitschriften mit großen Auflagen abklappern und alles ausplaudern. Mit diesem Geld könnte er endlich eine gewisse Distanz zwischen sich und den Geiern schaffen, die Grenzen abstecken und in aller Ruhe abwarten, daß die Presse die Vernichtung des Feindes übernehme. Mouss war wieder voller Optimismus. Das Alleinsein hatte seine Vor- und Nachteile. Er mußte eine andere Taktik anwenden und sich der Druckmittel bedienen, die ihm zur Verfügung standen. Gegen die Journalisten wäre die Z.S.A. völlig machtlos. Es käme zum Skandal, der die Geier wie eine Flutwelle hinwegraffen würde ...

Seltsamerweise erleichterte diese Aussicht Mouss von der Last der Schuld, die ihm auf den Magen drückte, seit er von Sylvies Tod erfahren hatte. Außer dem Geld, das er kassieren würde, könnte er zudem Rache nehmen und die Öffentlichkeit über die bestehenden Mißstände aufklären.

Er ging zur Metro. Einige Dutzend Meter entfernt schloß Mirko Milan die Tür des Studebaker. Er warf den Schlüsselbund kurz in die Luft, steckte ihn in seine Tasche und ging ebenfalls in Richtung Metro, während er die Pikdame zwischen den Fingern hin und her gleiten ließ.

Wütend schwamm Hugo Russel auf und ab, so als versuchte er, den Ekel, der in ihm war, durch die Anstrengungen und den Schmerz zu verdrängen, der seine Muskeln lähmte. Der Arzt war in einer ziemlich guten körperlichen Verfassung, aber natürlich verfügte er

nicht über die physischen Reserven eines Spitzensportlers. Bei der zwölften Wende spürte er, daß sein Körper nicht mehr reagierte. Die Bewegungen seiner Füße vollzogen sich eher automatisch denn gewollt, und seine Armzüge wurden mechanisch, zu einem unüberlegten Reflex. Ein Hauch von Panik brachte den Ablauf seiner Bewegungen durcheinander, und Russel schluckte Wasser. Scheußlich schmeckendes, grauenhaft chlorhaltiges Wasser, an dem er zu ersticken drohte.

Der Tod, den er sich in einem bestimmten Moment so sehr herbeigewünscht hatte, war plötzlich allzu nah, zu fühlbar und derart unerträglich, daß Russel einen letzten Versuch unternahm, an den Schwimmbeckenrand zurückzugelangen. Seine Bewegungen waren hektisch, komisch fast, wie die eines jungen Hundes, der sein erstes Bad nimmt. Russel bekam keine Luft mehr. Sein Körper war hart wie Stein, schwer wie ein grober Granitblock, unglaublich schwer. Plötzlich wurde er von einer unabwendbaren Lethargie befallen, von einer seltsamen Osmose zwischen verwundetem Fleisch und der Marmorstruktur der Sirchos-Villa. Der Schrei, den er ausstieß, kam ihm lächerlich schwach und weit entfernt vor.

Mit einer Hand klammerte er sich an den mit Kacheln ausgelegten Schwimmbeckenrand. Doch seine Finger rutschten wieder ab, und der Arzt tauchte erneut unter. Er hatte keine Kraft mehr und war außerstande zu reagieren. Er beschränkte sich darauf, die gewissermaßen bereits nicht mehr existierende Atmung zu unterbrechen - ein letzter, lächerlicher Überlebensinstinkt. Paradoxerweise wich seine Angst einem seltsamen Gefühl äußerster Gelassenheit, Erleichterung und vollkommener Ausgeglichenheit. Er verflüssigte sich, wurde leicht und war mit einem Mal von den Qualen befreit, die ihn bis zu diesem Äußersten getrieben hatten.

Plötzlich spürte er, wie er nach oben gezogen, an die Oberfläche gerissen wurde, wie er auftauchte und Au-

gen und Mund weit aufriß. Mit unglaublicher Kraft zog Jimmy O'Neal ihn aus dem Schwimmbecken und legte ihn kurzerhand auf den Fliesenboden. Völlig verwirrt lag Russel da, heftig atmend und den Sauerstoff in sich saugend. Er röchelte wie ein an Asthma erkrankter alter Mann.

»Zu solch später Stunde sollte Monsieur nicht versuchen, neue Rekorde aufzustellen«, sagte der Hausmeister gelassen und streifte sich die Hemdsärmel wieder herunter.

Phosphoreszierende Lichter tanzten vor Russels Augen. Er schüttelte sich, versuchte sich aufzurichten und brach erschöpft wieder zusammen. Jede Faser seines Körpers tat ihm weh. Ein unerträglicher Schmerz, der sich in sämtlichen Muskeln ausbreitete und seinen Körper in nichts als eine Schmerzmasse verwandelte. Er verzog das Gesicht und versuchte, sich den Puls zu fühlen. Sein Herz schlug beinahe hundertsechzigmal in der Minute. Er gab einen eigenartigen Pfeifton von sich, legte sich flach auf den Rücken und betrachtete die Sterne. Es war eine phantastische Nacht, eine typische Florida-Nacht.

»Kennen Sie das Othello-Spiel, Jimmy?«

»Nein, Monsieur.«

»In einem bestimmten Moment des Spiels, wenn Sie in große Schwierigkeiten geraten sind, läßt jede Ihrer Bewegungen Sie in noch größere Probleme geraten. Wenn Sie mit den weißen Steinen spielen, fallen die schwarzen über Sie her, und Sie können nichts anderes mehr tun, als Ihren Niedergang noch weiter zu beschleunigen und zuzusehen, wie auch Ihr letzter Stein definitiv verschwindet ...«

»Wie ein zwischen wandernden Sanddünen eingeschlossener Mann?«

Russel stützte sich auf den Ellbogen und schaute den Hausmeister verdutzt an.

»Ja, ich kann mir vorstellen, daß das ein ähnliches Ge-

fühl ist«, sagte er nach einer Weile. »Hatten Sie dieses Gefühl schon einmal Jimmy? Je stärker Sie dagegen ankämpfen, um so tiefer werden Sie hineingezogen.«

Einen Augenblick lang zögerte der Hausmeister.

»Gewiß spielt Monsieur auf den Muskelkrampf an, der ihn mitten im Bassin überrascht hat.«

Russel schüttelte den Kopf.

»Nein, Jimmy, ich spreche vom Leben. Von diesem eigenartigen Spiel, das sich von der Geburt bis zum Tod abspielt. Die Dauer einer Partie ...«

Seine Herzschräge beruhigten sich. Der Schatten des Todes löste sich auf. Es gelang ihm, sich hinzusetzen, die Knie an seine Brust zu ziehen.

' »Es ist ein Spiel, bei dem die Steine ungerecht verteilt sind, Monsieur«, bemerkte Jimmy und zog seine Weste zurecht. »Aber niemand zwingt Monsieur, gegen Gegner zu kämpfen, die mächtiger sind als er.«

Russel zog die Nase hoch. Seiner Nacktheit schämte er sich nicht mehr im geringsten. Der Schmerz und das Herannahen des Todes hatten ihn von allen seinen Komplexen befreit.

»Bitte, Jimmy, nennen Sie mich nicht länger Monsieur«, flüsterte er. »Das ist doch lächerlich.«

Diese letzte Bemerkung schien dem Hausmeister nicht zu gefallen.

»Sie sind doch ein intelligenter Mann, Jimmy«, fuhr Russel fort und massierte sich sanft die Knöchel. »Und zweifellos ist das die große Stärke des mächtigen Alexander Sirchos: er versteht es, die richtigen Leute um sich zu scharen. Auf sämtlichen Gebieten.«

Der Hausmeister sagte kein Wort. Russel schaute zum Park hinüber.

»Haben Sie das ebenfalls gehört?«

»Es gibt eine Menge Vögel hier, Monsieur«, erklärte Jimmy nach kurzem Schweigen. »Brauchen Sie mich noch?«

Der Arzt lächelte leicht verkrampft.

»Nein, ich glaube nicht«, murmelte er. »Ich habe nicht die Absicht, noch einmal in den Pool zu springen ...«

Der Hausmeister nickte und ging in Richtung Villa davon. Wahrscheinlich würde er Sirchos über das Verhalten seiner Frau unterrichten. Und höchstwahrscheinlich würde es Russel sehr schwerfallen, eine therapeutische Rechtfertigung für sein Abenteuer mit Pamela zu finden ...

Mühsam erhob er sich, ließ sich in einen Liegestuhl fallen und nahm sein Cocktailglas in beide Hände. Ratlos drehte er das runde Gefäß eine Weile zwischen den Fingern; er war außerstande, einen Weg zu finden, um der Bestrafung zu entgehen, die der Milliardär zweifellos über ihn verhängen würde.

Mouss stand am Ende des Bahnsteigs, neben einer Gruppe aufgeregter Jugendlicher in blauen Trainingsanzügen, die wahrscheinlich von oder zu einer Sportveranstaltung unterwegs waren. Milan trat an einen Automaten und nahm sich ein Päckchen Kaugummi. Ohne den jungen Araber aus den Augen zu lassen, wickelte er ein Stück aus dem Papier, das er in der Hand zerknüllte und anschließend zu Boden warf.

Unauffällig betrachtete er die Werbeplakate und näherte sich seiner Beute. Die Metro hatte Verspätung, und der Bahnsteig füllte sich. Ein undefinierbarer Geruch, eine Mischung aus Wasserfarbe und Urin, lag unter der Kuppel.

Leise fuhr die prallvolle Metro in die Stadt ein. Mit einem schrillen Pfeifton blieb sie stehen. Plötzlich beschleunigte Milan seine Schritte. Im Gedränge gelang es ihm, sich genau hinter Mouss zu stellen, ganz dicht in seinen Rücken. Diese gewollte Intimität entlockte dem Sammler ein seltsames Lächeln. Das Opfer mußte den Atem seines Jägers im Nacken spüren.

Die Metro setzte sich in Bewegung. Die stehenden

Passagiere schaukelten bedrohlich hin und her und erinnerten an die Fan-Gruppen in englischen Fußballstadien. Mit einem Blick über Mouss' Schulter vergewisserte sich der Geier der Abfolge der Stationen. Die nächste Station war nicht von Bedeutung, doch die übernächste war eine wichtige Anschlußstation und würde für etliches Gedränge sorgen. Langsam glitt Milans Hand in seine Hosentasche und zog die Karte mit äußerster Vorsicht hervor. Die unglaublich scharfe Kante der Karte wurde von einer harten Lederhülle geschützt. Irgendwo zu seiner Rechten schimpfte eine weibliche Stimme über ein Kind.

Mit der freien Hand ließ Milan die Karte langsam herausgleiten. Er wußte, wohin er zielen mußte, um den sofortigen Tod seines Opfers herbeizuführen. Der Geier beugte sich leicht nach hinten, um genügend Distanz zwischen sich und Mouss zu schaffen. Das Gedränge der übrigen Fahrgäste würde genügen, um den jungen Araber umzubringen.

Ein plötzlicher Schwenk zur Seite durchkreuzte den Plan des Geiers. Mouss wurde gegen die mittlere Stange gedrückt und stand nun gut einen Meter weit von ihm entfernt, während ein nach Mottenkugeln und Schweiß stinkender dicker Fünfundzwanzigjähriger sich vor Milan stellte. Der Geier hatte zweifellos zu lange gezögert. Die wichtigste Station auf dieser Linie verband mit vier Anschlußstationen und einem Bahnhof. Die Hälfte der Fahrgäste stieg aus. Eine eindrucksvolle Menschenmenge strömte anderen Gängen, anderen Treppen anderen Aufzügen zu.

Inmitten dieses unerbittlichen Andrangs hatte Milan kaum Zeit, die Karte wieder in seine Tasche zu stecken. Er mußte sich seiner Ellbogen bedienen, um sein Opfer, das sich bereits in Richtung Bahnhof entfernte, nicht aus den Augen zu verlieren. Ein Streitlustiger, Typ Geschäftsman mit Aktentasche, begann plötzlich zu meckern und hielt Milan am Ärmel fest.

»He, Sie! Sie könnten sich zumindest entschuldigen!«
zischte der Idiot.

Mit einem kurzen kräftigen Kinnhaken schlug Milan ihm drei Zähne ein und setzte seine Verfolgung fort. Hinter ihm waren Schreie zu hören. Mouss stand bereits am oberen Ende der Rolltreppe.

Vermutlich war der junge Araber durch das Geschrei und die Flüche aufmerksam geworden, denn plötzlich drehte er sich um, und für einen Sekundenbruchteil kreuzte sein Blick den des Geiers, der die Treppe hinaufannte. Unbewußt bekam Mouss es mit der Angst zu tun und ging schneller. Schließlich begann er zu laufen, so als fürchtete er, seinen Anschluß zu verpassen. Um diese Zeit lief gut ein Zehntel der Fahrgäste, die ihren Zug nicht verpassen und rechtzeitig zum Beginn des Spielfilms zu Hause sein wollten. Inmitten der Sprinter, deren Leben sowohl geographisch als auch zeitlich nach den Fahrplänen der Züge ausgerichtet war, inmitten der kurzatmigeren Läufer, die von den Unwägbarkeiten der Pariser Transportunternehmen abhängig waren, und der Spaziergänger, der wahren Zombies, die sich mit unglaublicher Frechheit über alle anderen lustig zu machen pflegten, fiel Mustapha Moussis Rennerei natürlich nicht im geringsten auf.

Er hatte instinktiv gehandelt, wie ein Reh, das plötzlich davonläuft, ohne einen Verfolger bemerkt oder gerochen zu haben. Da Mouss nervlich völlig am Ende war, konnte er solche Reaktionen nicht mehr bewußt kontrollieren.

Im Laufschrift durchquerte er die Bahnhofshalle, ging zum Taxistand und stellte sich hinten an der Warteschlange an. Immer wieder schaute er sich ängstlich nach seinem Verfolger um. In regelmäßigen Abständen fuhren die Taxis vor und luden die zwischen den Metallschranken wartenden Fahrgäste auf. Mouss hatte nicht mehr viel Bargeld bei sich. Rasch zählte er das wenige Geld, das ihm geblieben war. Es würde reichen,

um den Fahrer zu bitten, ihn zu einer anderen, etwas weiter entfernten, in einem anderen Viertel gelegenen Metrostation zu bringen.

Vor ihm stand nur noch eine alte Frau mit zwei schweren Koffern, als er ein Brennen am Hals verspürte. Er faßte sich mit der Hand an die schmerzende Stelle und zog sie blutüberströmt zurück. Um ihn herum erklang entsetzliches Geschrei. Mouss drehte sich um, war unfähig, auch nur ein einziges Wort zu sagen, und streckte hilfeschreiend die Hände von sich. Entsetzt, völlig verdutzt wichen die Leute vor ihm zurück. Niemand begriff, was geschehen war. Mouss taumelte. Das Blut spritzte in dicken Strahlen aus seiner Kehle. Die Zeugen dieses abscheulichen Todeskampfes schrien noch lauter, als Mouss plötzlich das Gleichgewicht verlor und rückwärts zu Boden fiel. Fast berührte seine Hand die auf dem Asphalt liegende Spielkarte, eine Pikdame, die Königin Pallas Athene, deren Stahlkanten ihm soeben die Kehle durchschnitten hatten.

In einiger Entfernung ging Milan ruhigen Schrittes gegen den Strom der Schaulustigen, die an den Ort des Zwischenfalls eilten, in Richtung Boulevard davon und kaute gelassen seinen Kaugummi, der allmählich an Geschmack verlor. Kein Arzt würde Mustapha Moussi jetzt noch retten können.

Gedankenverloren blickte er zum MotorSpeed der Z.S.A. hinüber, das neueste Spezialmodell der Motors, der langsam auf den Parkplatz des Bahnhofs rollte.

Mirko Milan spuckte seinen nun völlig geschmacklos gewordenen Kaugummi aus, griff in die Innentasche seiner Jacke und zog eine neue Karte hervor. Noch eine Königin. Judith. Herzdame.

Der Geier zuckte mit den Schultern und betrat ein Restaurant. Diese Verfolgungsjagd hatte ihm Appetit gemacht.

Vor lauter Erschöpfung schlief Hugo Russel seit gut fünf Minuten in seinem Liegestuhl, als ein kräftiger Faustschlag in den Magen ihn erneut in die schmerzliche Realität zurückholte. Wie durch ein Wunder war der White Lady ihm zuvor nicht aus der Hand gefallen, doch nun zerbrach das runde Glas auf den Bodenfliesen neben dem Swimmingpool.

Russel kniff die Augen zusammen, fluchte und wollte sich aufrichten. Er stieß gegen den Lauf eines 45er Colts, den ein unglaubliches Mädchen in der Hand hielt. Mit ihrem grinsenden Gesicht und ihrem steif emporstehenden Haarkamm, dessen grüne Farbe an den Widerschein des Meerwasserschwimmbeckens erinnerte, sah sie aus wie ein Clown des Hasses. Neben ihr standen drei Burschen, die dämlich grinsten und einander zuzwinkerten. Der einzige Nachtwächter, dem sie auf ihrem Weg hierher begegnet waren, lag tot auf dem weißen Kiesweg. Shelley hatte recht gehabt. Es war einfacher gewesen, als sie dachten. Russel schüttelte den Kopf, schwankte zwischen Wirklichkeit und Alptraum.

»Ich wußte doch, daß diese Idioten in Palm Beach so kleine Schwänzchen haben!« zischte das Mädchen in aggressivem Ton.

Ihre Freunde glucksten.

»Schaut euch das an!« fuhr das Mädchen fort. »Man könnte meinen, eine Schnecke, die Schiß hat, aus ihrem Häuschen hervorzukriechen!«

Hemmungslos hielten sich die Burschen vor Lachen den Bauch. »Deine Frau hat wohl nicht jede Nacht ihre Freude mit einem solchen Ding«, knurrte Shelley. »Aber diesem Übel werden wir schon abhelfen, nicht wahr, Jungs!«

Gleichzeitig stimmten ihre Freunde ihr zu. Plötzlich beugte Shelley sich nach vorn und bohrte den Lauf ihres Revolvers in die Wange des Arztes.

»Aber vielleicht hoffst du ja, daß die Schwänze im Mondschein wachsen«, spottete sie.

»Sie irren sich«, stammelte Russel, dessen Herz nun ernstlich erste Anzeichen von Schwäche zeigte. »Ich bin nicht ...«

»Halt's Maul, Krüppel!« schrie Shelley. »Du sagst mir jetzt schön brav, wo du deinen Zaster versteckt hast, während meine Freunde sich ein wenig um deine Frau kümmern werden.«

Mit unglaublicher Kraft packte sie Russel an den Haaren und zwang ihn, sich aufzurichten.

»Beweg dich! Wir folgen dir!«

»Ich will, daß seine Frau mir einen runterholt!« schrie der kleinste der drei Burschen heiser.

»Nur keine Sorge, Sunny!« knurrte das Mädchen. »Sie wird dir das Mark aus den Knochen saugen ... Nicht wahr, Jammerlappen?« fügte sie hinzu und stieß den Revolverlauf gegen Russels Kopf.

»Ich schwöre Ihnen, Sie machen einen Fehler!« winselte der Arzt und warf einen verzweifelten Blick zur Villa.

Halbkreisförmig fiel das durch das matte Glas des Oberlichts über der Eingangstür gedämpfte Licht, aber Jimmy O'Neal war verschwunden. Wie der Wächter, der das Tor und den Park bewachen sollte. Die übrigen Bediensteten des Hauses schliefen auf der anderen Seite des Grundstücks in der Jagdhütte.

Russel fragte sich, ob er schreien sollte, um die andern zu alarmieren. Das Mädchen schien seine Absicht erraten zu haben, denn nun drückte sie dem Arzt den Revolverlauf ins Genick.

»Wenn du Dummheiten machst«, flüsterte sie, »jag ich dir eine Kugel in den Kopf. Und meine Freunde werden ein Blutbad in deinem Schloßchen anrichten.«

Sie stieß Russel zum Haus. Wo zum Teufel war Jimmy? Der Arzt war völlig ratlos. Auf die allgemeine Beruhigung folgte nun der allerschrecklichste Wirbelsturm. In dieser Nacht hatte das Schicksal ihn auf eine wahre Geisterbahn getrieben, auf eine entsetzliche

Strecke. Im Vergleich dazu ging es im schrecklichsten Gespensterzug wie in einem Kinderzimmer zu. Und von neuem flößte seine Nacktheit dem Arzt einen peinlichen Minderwertigkeitskomplex ein.

Die Rowdies benahmen sich keineswegs wie Einbrecher. Sie waren anscheinend eher gekommen, um alles zu zerstören, als um zu stehlen. Die Burschen gingen sogleich an die Bar und hantierten laut lachend mit den Flaschen herum. Es war kein Einbruch, sondern eher eine Invasion. Ein Krieg, ein Plündererkommando, das auf Zivilisten losgelassen worden war. Leicht angetrunken und berauscht von dem Gefühl absoluter Macht, begannen sie mit der Zerstörung, indem sie sämtliche Flaschen mit voller Wucht gegen die Spiegel und Gemälde schleuderten. Einer von ihnen riß die Leitungen des Aquariums aus der Wand. Das Wasser strömte auf den Fußboden. Sie schnitten das Telefonkabel durch, schlitzten mit ihren Messern das Sofa und die Sessel auf, plünderten die phantastische Schallplattensammlung der Sirchos und warfen sich die Langspielplatten wie Frisbee-Scheiben an den Kopf.

»Ihr hört euch in dieser Baracke ja doch nur Schrott an!« schrie einer der Rowdies und trampelte auf der Mozart-Sammlung herum.

Shelley stand die ganze Zeit neben Russel und sah dem Schauspiel sichtlich vergnügt zu. Der Arzt wurde von einem heftigen Zittern erfaßt, ein Syndrom der Ohnmacht, der krampfhaften Lähmung, der Angst ...

»Ist dir kalt, Schätzchen?« flüsterte das Mädchen und brach in ein ohrenbetäubendes Lachen aus.

Es war unmöglich, daß O'Neal diesen Krach nicht hörte. Doch dann kam dem Arzt plötzlich der Gedanke, daß sie sowohl den Wächter als auch den Hausmeister außer Gefecht gesetzt haben könnten, bevor sie ihn am Swimmingpool antrafen. Die Villa war menschenleer. Nur auf der ersten Etage ...

»Was geht hier vor?« schrie eine gereizte Stimme.

Gleichzeitig drehten sich die Rowdies zur Treppe um, auf deren oberster Stufe Pamela stand. Sie trug nach wie vor ihr bezauberndes Neglige, und in ihrem Gesichtsausdruck lagen Wut und Entsetzen. Einer der Kerle versetzte seinem Komplizen einen Ellbogenschlag in die Magengrube.

»He, Mann! Sieh dir die an!« schrie er.

Der Besessenste des Trios schnalzte mit der Zunge. Mit der einen Hand fingerte er nervös an seinem Springmesser herum, während er sich mit der anderen Hand zwischen den Beinen massierte.

»Scheiße«, murmelte er nur.

Pamelas Erscheinen schien Shelley äußerst ungelegen zu kommen. Sie stellte sich dicht neben den Arzt, so daß ihre Lippen fast sein Ohr berührten.

»Scheinst doch nicht so stinkfad zu sein, Kleiner!« flüsterte sie nun mit leicht veränderter Stimme. »Ich dachte, du würdest eher auf fette Tanten der besseren Gesellschaft stehen ... Auf eine schmuckbehangene alte Schreckschraube, verstehst du? Aber ich habe mich leider geirrt! Der Herr steht auf scharfe Weiber. Eine Luxushure, nicht wahr ...«

Der Besessene wurde ganz zappelig.

»Du hast gesagt, sie bläst mir einen!« kreischte er mit seltsam weinerlicher Stimme. »Du hast es mir versprochen ...«

»Ruhig Blut, Sunny!« entgegnete das Mädchen schroff. »Sie wird alles tun, was ihr Mann von ihr verlangt. Aber zunächst einmal wird sie diese Treppe runterkommen und uns begrüßen.«

Mit einemmal war es mit der Zerstörungswut der Rowdies vorbei. Sie hatten nur noch Augen für Pamela, die versuchte, sich vorsichtig davonzuschleichen.

»Bleib stehen, Flittchen!« befahl Shelley. »Oder ich jag deinem Idioten von Mann eine Kugel in den Kopf!«

Pamela blieb stehen und schaute abwechselnd das Mädchen und Russel an.

»Mein Mann?« wiederholte sie verblüfft.

Einen Moment lang schienen die Eindringlinge verwirrt zu sein, was Russel auszunützen versuchte.

»Ich bin nicht ihr Mann«, erklärte er mit zitternder Stimme. »Ich bin ihr Arzt. Sie ist schwerkrank und ...«

»Und von Zeit zu Zeit legst du sie auf den Rücken«, beendete Shelley seinen Satz. Erneut lag ein widerliches Grinsen auf ihren Lippen.

Russels Schultern sanken nach unten. Jeder Beschwichtigungsversuch erwies sich als zwecklos, lächerlich und drohte den abgründigen Haß dieser Bande nur noch größer werden zu lassen.

»Irgendwo hab ich dieses Weib schon mal gesehen«, sagte derjenige, der immer noch an der Bar stand.

Im leeren Aquarium kämpften die exotischen Fische mit dem Tod, vergeblich zappelnd, mit zuckenden Mündern und weit aufgerissenen Kiemen.

Russel glaubte, völlig den Verstand zu verlieren, als er Pamela Sirchos langsam die Treppe herunterkommen sah und hörte, wie sie beinahe ungeniert fragte:

»Mit wem soll ich beginnen?«

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Natürlich hatten die beiden Männer schon voneinander gehört. Mehrmals schon hatten sie sich gesehen, doch einander wirklich gegenübergestanden hatten sie noch nie. Mirko Milan saß auf der Kante von Steve Odds' Schreibtisch, machte ein teils spöttisches, teils gleichgültiges Gesicht und spielte gedankenverloren mit einer Karte, die er mit unglaublicher Geschwindigkeit zwischen den Fingern hin und her wandern, anschließend hinter seinen Fingern verschwinden und schließlich wieder auftauchen ließ.

David Toland stand in der Mitte des Zimmers, unbe-

weglich, mit gespreizten Beinen und vor der Brust verschränkten Armen.

Der Ausdruck verkrampfter Befriedigung auf dem Gesicht von Steve Odds hätte die beiden Sammler glauben lassen können, er wäre gerade dabei, sich hinter seinem Schreibtisch einen runterzuholen. Als das Schweigen immer bedrückender wurde, beschloß Odds plötzlich, die beiden miteinander bekannt zu machen.

»Toland, Sie werden mit Milan zusammenarbeiten«, sagte er nur mit einer gewissen hochnäsigen Ungeduld. »Er wird Ihnen die Ausrüstung zeigen, und dann können Sie sofort losfahren ...«

Milan runzelte die Stirn. Er steckte die Herzdame in die Tasche zurück, nahm den Kaugummi aus dem Mund und klebte ihn an den Aschenbecherrand.

»Sofort losfahren?« fragte er erstaunt.

Mit einem Mal schien Odds ein wenig verlegen zu sein.

»Es ist einem Überfallkommando gelungen, in die sowjetische Botschaft einzudringen«, erklärte er. »Sie halten Diplomaten und Angestellte als Geiseln fest. Bestimmt wird es Tote geben, und der Zwischenfall wurde bisher noch nicht offiziell bekanntgegeben. Man will verhindern, daß die Journalisten die Botschaft stürmen ...«

Milan gab einen kurzen bewunderungsvollen Pfeifton von sich.

»Bei den Rußkis? Alle Achtung ... diese Kerle schrecken vor nichts zurück«, sagte er. »Und wer weiß noch davon?«

»Die G.I.G.N.«, antwortete Odds. »Beeilt euch, es wird bestimmt nicht mehr lange dauern, bis man die Botschaft stürmen wird! Goldman und der junge Gayle werden euch im Chevrolet Research folgen.«

Milan nickte, nahm seinen Kaugummi wieder in den Mund und zwinkerte seinem Vorgesetzten zu.

»Wirklich nett von Ihnen, die guten Fälle für uns zu

reservieren!« grinste er und sprang vom Schreibtisch runter.

Als er sich Toland näherte, verblaßte sein Lächeln.

»Nicht sehr geschwätzig, wie?«

Ziemlich teilnahmslos beobachtete Odds diese erste Begegnung der beiden Männer, so als ginge das, was sich von nun an zwischen ihnen abspielen würde, ihn nichts mehr an. Einer der beiden würde den anderen zerstören, das stand fest, und Odds war es egal, wer übrigbleiben würde. Milan war ein geschickter und besonders für geheime Missionen geeigneter Sammler, und Toland genoß hohes Ansehen bei den Medien. Doch über keinen von beiden konnte man wirklich Kontrolle ausüben. Beide lebten nur noch aus ein und demselben Grund: sie waren die Besten.

Odds' persönlicher Ansicht nach reichte diese Begründung nicht aus, doch der Boß der Z.S.A. war anderer Meinung. Immer und überall verlangte Alexander Sirchos die höchste Perfektion, das Optimale, das große Können ... Allem Anschein nach hatte diese Taktik sich bestens bewährt, doch Odds war nach wie vor skeptisch. Da man nur noch die Besten anheuerte, bekam man es zwangsläufig mit Bandenführern zu tun ... mit Männern, die sich keinerlei Anweisungen fügten. Und am Ende nahmen sie sich sogar das Recht heraus, selbst zu entscheiden, anstatt sich den Entscheidungen derjenigen zu beugen, von denen sie bezahlt wurden.

Längst hatte Milan, das mußte auch Odds zugeben, der Z.S.A. seinen Stempel aufgedrückt. Und wenn er hin und wieder um das Einverständnis seiner Vorgesetzten bat, so war das nicht einmal mehr eine Frage des Prinzips, sondern ganz einfach lächerlich.

Und letzten Endes war David Tolands Beitritt nur eine neue Herausforderung für ihn. Wenn Milan diese Partie auch noch gewinnen würde, könnte nichts und niemand ihn mehr aufhalten.

Odds stieß einen leisen Seufzer aus und nahm sich

eine Zigarre aus der Schachtel. Zum Glück wußte Alexander Sirchos nichts über die momentane Situation in Frankreich. Er hatte keine Ahnung, daß die Z.S.A., ein wichtiges Glied in der Kette jener Organisationen, die ihm zur absoluten Macht verhelfen sollten, mit knapper Not einer Katastrophe entgangen war - wegen eines erbärmlichen Journalisten und eines jungen Arabers, der gerade noch klug genug war, sich sein tägliches Brot zu verdienen.

Als die beiden Sammler das Büro verließen, fragte Odds sich erneut, warum Mirko Milan die Dokumente, die er in Moussis Wohnung gefunden und gelesen haben mußte, und den Tod des Arabers mit keinem Wort erwähnte. Ohne Zweifel war diese Verschwiegenheit ein weiterer Beweis seiner geheimen Absichten.

Auf die gewagte Bemerkung von Pamela, die nun bereits auf der untersten Treppenstufe stand, folgte ein Augenblick tiefer Bestürzung. Shelley spürte (oder glaubte zu spüren), wie sehr ihre jungen Komplizen von dieser wunderschönen Frau und ihrem Verhalten beeindruckt waren. Mit einem Mal wußte sie nicht mehr, was sie tun sollte. Sogar Sunny, der Hysteriker der Bande, der sozusagen in einem Zustand ständiger Erregung war, schien plötzlich unentschlossen zu sein. Verwirrt und beschämt wie ein bei einer Unartigkeit ertapptes Kind, hörte er auf, in seiner Lederhose zu onanieren.

»Was ist, Sunny?« brüllte Shelley wütend. »Worauf wartest du noch?«

Der jüngste der drei Rowdies zögerte. Pamela lächelte wie in ihrer Glanzzeit als Mannequin und ging auf ihn zu.

»Du bist also Sunny?« fragte sie ohne die geringste Spur von Herausforderung oder Ironie in der Stimme.

Der Besessene der Bande schien völlig verzweifelt zu sein. Er drehte sich zu seinen Freunden um, ganz so, als

suchte er nach Hilfe, Zustimmung, Rat ... Der übermäßige Alkoholkonsum, der zuvor sämtliche Tabus und alle Furcht beseitigt hatte, trieb ihm nun die Tränen in die Augen.

»Hol deinen Schwanz raus!« schrie Shelley böse.
»Diese Nutte wird dir einen blasen!«

Pamelas Verhalten erzwang Bewunderung. Hugo Russel hielt den Atem an, aus Angst, dieses seltsame Kräfteverhältnis, das entstanden war, zum Kippen zu bringen. Pamela trat einen Schritt nach vorn, Sunny wich einen Schritt zurück. Dieses Ausweichmanöver versetzte Shelley in hysterische Wut. Sie stieß den Arzt zur Seite und richtete ihre Waffe auf Pamela.

Genau in diesem Moment gab Jimmy O'Neal mit seinem Karabiner den tödlichen Schuß ab. Shelleys Schädel explodierte. Russel stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Der Schuß hatte Shelley gegen die Wand geschleudert, wo sie nun von einem fürchterlichen Nervenzucken erfaßt wurde.

Der Butler drückte ein zweites Mal ab. Mit zerfetzter Brust fiel einer der Burschen zwischen die toten Fische. Dann richtete Jimmy seine Waffe auf den zweiten Jungen, der sein Messer fallen ließ und rasch die Hände in die Höhe hob.

»Nicht schießen, Mister!« schrie er.

Der kleine Sunny rülpste laut auf und kotzte. Damit war die kurze Geschichte der Riot Squad zu Ende.

Jimmy wandte sich an Russel.

»Würde Monsieur bitte in den Pavillon gehen und die Polizei benachrichtigen ...«

Obschon auch David Tolands Cherokee verhältnismäßig gut ausgerüstet war, er hätte doch nie mit dem Studebaker konkurrieren können. Als der Sammler auf dem Beifahrersitz Platz nahm, hatte er das Gefühl, vor den Bordinstrumenten eines Düsenjets zu sitzen. Die Konservierungsbehälter sowie die medizinischen Ge-

räte im Fond des Wagens waren hingegen relativ einfach. Milan machte eben nicht viel Federlesens, und Goldman und Gayle würden in ihrem Chevrolet Research auf jeden Fall ausreichend Platz zur Verfügung haben.

David beugte sich über ein zwischen dem Scanner und dem Schnelldrucker eingefasstes Gerät.

»Was ist denn das?«

Milan grinste und bog auf die Zufahrtsstraße zur Ringautobahn ab.

»Eine Erfindung der Z.S.A.-Ingenieure. Eine kleine technische Spielerei, mit der wir alle andern Funker zum Teufel jagen und bei den Unabhängigen ein riesiges Durcheinander anrichten können. Sie haben es Typhoon genannt ...«

Nach wie vor seinen Kaugummi kauend, schaute er Toland an.

»Ferner kann dieses Gerät die Aufstellung der dringenden Fälle ganz schön durcheinanderbringen, erfundene Meldungen in Umlauf bringen ...«

»Und auf einer bestimmten Frequenz die Nachricht eines fiktiven Unfalls durchgeben?« beendete David den Satz und zog den Reißverschluß seiner Jacke hoch.

Milans Gesicht erstarrte, er kniff die Augen zusammen.

»Ja, Toland, auch das ist möglich«, murmelte er nach einer Weile. »Aber versuch erst einmal, dich mit dieser ganzen Apparatur vertraut zu machen. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

Der Studebaker nahm an Geschwindigkeit zu. Milan schaltete die Scheinwerfer und Sirenen ein.

Der von Goldman gesteuerte Chevrolet hatte Mühe, ihnen zu folgen.

»Du wirst die andern noch abhängen«, bemerkte David.

»Sie wissen doch, wo wir hinfahren«, knurrte Milan nur und gab noch mehr Gas.

Unaufhörlich knatterte der Computer. Offensichtlich übermittelte die Z.S.A.-Zentrale ständig neue Nachrichten, eine erstaunliche Liste von Unfällen und Todesfällen, zu denen es allein in Paris und Umgebung gekommen war. Nun erst wurde David bewußt, welch ungleichem Kampf er sich vergeblich gestellt hatte, welch unbegrenzter Macht er die Stirn bieten wollte. Der arme Gerard Roussel hatte recht gehabt: die Unabhängigen und alle Verrückten, die nach wie vor versuchten, ihr eigenes Sammlernetz aufzubauen, waren hoffnungslos zum Scheitern verurteilt. David erinnerte sich an die langen nächtlichen Fahrten durch die Straßen von Paris, an das Warten auf Anrufe, die nie kamen. Nur sein guter Ruf hatte den unvermeidlichen Zusammenbruch seines Unternehmens noch eine Zeitlang hinausgeschoben.

»Dreh dieses Scheißding doch endlich ab!« brüllte Milan wütend. »Und schalt den Scanner auf die G.I.G.N. ein.«

»Welche Frequenz?«

»Tipp die Buchstaben G.I.G.N. in die rote Tastatur!« seufzte Milan. »Ich frage mich, wie dein Schrottkasten eigentlich ausgerüstet war!«

»Ich besaß alles Nötige zur Rettung von Menschenleben«, antwortete David gelassen. »Das Abhören anderer Sender interessierte mich nicht.«

»Zur Rettung von Menschenleben!« gluckste Milan. »Daß ich nicht lache. Hör mir jetzt gut zu, Toland, hier bist du mit mir zusammen. In meinem Wagen. Also arbeitest du auch mit mir zusammen und vergißt endlich deine Ideale und deine blöde Romantik! Als Mitglieder Z.S.A. bist du zum Geier geworden! Zum Aasgeier, zum Leichenfresser! Mit Poesie hat das nichts zu tun ...«

David schwieg und tippte die Buchstaben G.I.G.N. in die Tasten. Sogleich tauchte auf dem Bildschirm in leuchtender Digitalschrift eine Codenummer auf, die

Toland in den Scanner weitergab. Der Lautsprecher knatterte los.

»Von der Waldseite aus werden sie zur Erstürmung ansetzen«, erklärte Milan in knappen Worten. »Bestimmt hat man die Avenue du Marechal Fayolle bereits abgesperrt.«

Eine Stimme aus dem Lautsprecher teilte ihnen mit, daß der Hubschrauber soeben gestartet und die Rampen bereits installiert waren.

»Die Rampen?« fragte David.

»Die Scheinwerferrampen«, erklärte Milan. »In wenigen Minuten wird die Botschaft der Rußkis nur noch aus Ton und Licht bestehen. Das große Spektakel! Wenn alles klappt, haben wir bereits zwanzig Tote aufgeladen, bevor die anderen Arschlöcher überhaupt merken, daß in dem Viertel etwas los ist.«

David warf Milan einen neugierigen Blick zu. Einen Blick voller Verachtung und Wut.

»Soll ich die Liste der dringenden Fälle durchgehen?« fragte er.

Milan brach in schallendes Gelächter aus.

»Hör doch endlich mit diesem Blödsinn auf, Toland! Hier herrschen andere Verhältnisse. Sämtliche Aufnahmeabteilungen stehen uns zur Verfügung. Du entnimmst alles, was noch irgendwie unbeschädigt zu sein scheint, den Rest überläßt du den Angehörigen. Okay?«

Mit vollem Tempo raste der Studebaker die Zufahrtsstraße zur Porte Dauphine hinauf. Die Bereitschaftspolizei hatte den Platz mit ihren Wagen abgeriegelt.

»Immer noch so aufdringlich, diese Idioten«, knurrte Milan. »Schrecken vor nichts zurück ... «

Zum fünfzehnten Mal hintereinander stand der legendäre Torero Mark Zorski in der Arena, im Scheinwerferlicht, umgeben von verdutzten Matadoren. Vom Anfang bis zum Ende stand er seine Kämpfe durch. Im Gegensatz zu den anderen großen Chirurgen dieser

Welt nahm Zorski den ersten Einschnitt und die letzte Naht eigenhändig vor. Er machte so viel selbst, daß seine Assistenzärzte sich ernstlich fragten, was sie denn eigentlich am Operationstisch verloren hatten.

Doch an jenem Tag stellten sie sich diese Frage nicht. Völlig fasziniert, wie Schlafwandler, todmüde und vollgestopft mit Koffein, folgten sie ihrem Meister von einem Operationszimmer ins andere, und trotz ihrer Erschöpfung wußten sie, daß sie an der unglaublichsten Leistung in der Geschichte der Herzchirurgie teilnahmen. Um nichts in der Welt hätten sie einem anderen ihren Platz überlassen.

Zorski aber zeigte nicht die geringste Ermüdung. Seinen fünfzehnten Kampf trug er mit einem zweiundvierzigjährigen Mann aus, der an einer Erweiterung einer Arterie litt, die Zorski einschnitt und durch ein Dacron-Transplantat perfekt ersetzte. Jedes von ihm gerettete Leben befreite ihn ein wenig mehr von der Angst, die auf seiner Brust lastete.

Ein pakistanischer Arzt, der im Central Hospital von Philadelphia ein Praktikum absolvierte, flüsterte einer Krankenschwester zu:

»So etwas habe ich noch nie gesehen! Schläft er denn nie?«

Doch die Krankenschwester bat ihn nur, keine Fragen zu stellen und sich ruhig zu verhalten. Und in der Tat: Es herrschte eine Stille wie in einem Zirkuszelt, nach dem Trommelwirbel, der die gefährlichste Phase einer Luftakrobatennummer angekündigt hat.

Eine halbe Stunde später schnitt Zorski in einer Nebenabteilung einem noch ganz jungen Mädchen den Unterleib auf. Er operierte eine verkümmerte Niere heraus, hob den Grimmdarm leicht an, um einen zu großen Druck auf das Transplantat zu verhindern, und setzte das neue Organ ein. In Zukunft könnte das Mädchen sich die unangenehmen Zwänge der Dialyse ersparen.

Zorski streifte seine Gummihandschuhe ab. Der Anästhesist kam auf ihn zu.

»Da sind zwei Polizisten, die mit Ihnen sprechen wollen«, murmelte er.

»Hab jetzt keine Zeit«, entgegnete der Chirurg. »Was steht als nächstes auf dem Programm?«

Er ging zur Tür hinaus und stolperte beinahe über die beiden Kriminalbeamten.

»Doktor Zorski?«

Mit großen Schritten ging Zorski zwischen den beiden Polizisten den Flur hinauf, die scheinbar nicht die Absicht hatten, sich abschütteln zu lassen.

»Sie waren ein sehr guter Freund von Doktor Simba?« fragte einer von ihnen.

»Was steht als nächstes auf dem Programm?« fragte Zorski ungeduldig.

»Eine Herzgefäßobstruktion«, antwortete der Anästhesist, der sich alle zwei Minuten den Schweiß von der Stirn wischte. »Wir haben bereits eine Vene aus dem Oberschenkel entnommen. Die Operation kann beginnen.«

Zorski nickte und wandte sich an die Polizisten.

»Ziehen Sie sich einen Kittel und einen Mundschutz über«, befahl er. »Sie können mir Ihre Fragen stellen, während ich operiere.«

Verblüfft schauten die Beamten einander an. Eine Krankenschwester reichte ihnen zwei sterile Kittel.

Starker Kaffeegeruch vermischte sich mit dem ständigen Äthergeruch in den Gängen.

Der Patient war ungefähr vierzig Jahre alt, fettleibig und hatte ein durch mangelnde Bewegung, übermäßigen Alkoholgenuß und fettreiche Ernährung stark geschwächtes Herz. Der klassische Fall von Herzversagen. Zorski betrachtete die Vene, die in einem metallenen Behälter lag.

»Haben Sie die Undurchlässigkeit überprüft?« fragte er schroff.

Der erste Assistenzarzt nickte mit dem Kopf.

Zorski nahm die elektrische Säge, schaltete sie ein und schnitt ohne Zögern das Brustbein des Kranken an. Einer der Polizisten wandte sich ab, während der andere völlig verkrampft dastand und plötzlich totenblaß im Gesicht wurde.

Die Assistenzärzte legten Spreizhaken an, um den Brustkorb offen zu halten. Zorski hantierte im Scheinwerferlicht mit dem Skalpell.

»Was wollen Sie von mir wissen?« fragte er die Beamten.

»Ich ... wir ...«, stammelte derjenige, der leichenblaß geworden war.

Mit einem kurzen Ruck riß Zorski den Herzbeutel auf und deckte das Herz auf. Der Polizist schluckte und eilte zum Ausgang. Zorski legte die Klammern an und setzte seine Vergrößerungsbrille auf. Zuerst befestigte er ein Ende der herausoperierten Vene an der Aorta, die er dann mit der Herzarterie verband, indem er darauf achtete, das verstopfte Teilsrück zu umgehen. Eine unglaublich genaue und beschwerliche Präzisionsarbeit, die mit dem Versuch zu vergleichen war, einen Regenwurm zusammenzunähen und ihn an hartgekochtem Eiweiß zu befestigen. Eine Ausweichstrecke. Viele Chirurgen haßten diesen Eingriff. Selbst die besten nahmen gewöhnlich nie mehr als eine oder zwei solcher Operationen pro Woche vor. Man setzte sein Augenlicht und seine Nerven dabei aufs Spiel. Zorski hingegen arbeitete wie gewohnt, mit teuflischer Geschicklichkeit und Gelassenheit.

Mühelos vollendete er die erste Naht. Von Zeit zu Zeit schaute er den Polizisten an, der im Operationssaal geblieben war. Der Mann gab sich merklich Mühe, anderswo hinzuschauen, aber immer wieder wurde sein Blick wie von einem unsichtbaren Magneten auf dieses freigelegte Herz gezogen, und mit jedem Mal wurde er blässer. Unter seinem Mundschutz lächelte Zorski belustigt.

»Ja, ich kannte Doktor Simba sehr gut«, sagte er und nahm die Herzschlagader in Angriff.

Der Beamte riß den Mund auf, sagte jedoch kein Wort. Irgendwo zu seiner Rechten kicherte eine Krankenschwester.

Zorski richtete sich etwas auf und bewegte den Kopf leicht hin und her, um seinen Nacken ein wenig zu entspannen.

»Sie können gehen«, flüsterte er dem Polizisten zu. »Ich will nicht noch einen Herzinfarkt behandeln. In wenigen Minuten stehe ich Ihnen zur Verfügung.«

Der Polizist senkte den Blick und verließ den Operationssaal. Zorski wußte, daß er gewonnen hatte. Er hatte seinen Schmerz besiegt. Nun würde er befreit über Simba sprechen können, ohne diese entsetzliche Übelkeit im Magen zu verspüren. Der Eisberg der Angst war wieder berechenbar geworden.

Er überprüfte seine Arbeit. Die Vene war lange genug, um eine zweite Umleitung vorzunehmen. Doch Zorski hielt diese erste für ausreichend. Es war nicht nötig, die Risiken eines Risses zu verdoppeln. Andere Chirurgen - sogar die berühmtesten - hätten sich in Anbetracht des Zustands dieses Herzens mit einer zweiten, vielleicht sogar mit einer dritten Umleitung abgesichert. Zorski jedoch hielt es für unendlich viel wirksamer, nur eine anzulegen, dafür aber eine sehr widerstandsfähige. Und seine bisherigen Erfolge erlaubten kaum Kritik an dieser Vorgangsweise.

Der Chirurg trat einen Schritt zurück und setzte seine Vergrößerungsbrille wieder ab. Es war Zeit, die Karten aufzudecken. Er gab dem Anästhesisten ein Zeichen, worauf dieser das Sauerstoffgerät abschaltete. Sogleich fing das Herz regelmäßig und ohne die geringste Komplikation zu schlagen an. Der Defibrillator war nicht einmal nötig.

Zum ersten Mal im Verlauf dieses verrückten Marathons klatschten die Studenten, Praktikanten, As-

sistenzärzte und Krankenschwestern stürmisch Beifall.

»Aufhören, sonst wacht er noch aus der Narkose auf!« sagte Zorski.

Dem Beifall folgte Gelächter. Der Chirurg schloß den Brustkorb - eine Arbeit, die man gewöhnlich den Praktikanten überließ - und streifte sich den Mundschutz ab.

»Das wär's für heute«, sagte er. »Legt euch einige Stunden schlafen. Ich glaube, ihr habt's nötig. Ich danke euch allen.«

Er trat auf den Flur hinaus, wo die beiden Polizisten auf ihn warteten. Sie schienen sich noch nicht so recht erholt zu haben. Zorski hatte ihnen einen bösen Streich gespielt.

»Gehen wir in mein Büro.«

Die Polizisten folgten ihm und waren sich ihrer Vorrechte schon nicht mehr ganz so sicher.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Dank der Straßensperren, die ein langsames Fahren verlangten, gelang es Goldman, mit seinem Chevrolet erneut zum Studebaker aufzuschließen. Offensichtlich genossen die Wagen der Z.S.A. ein beinahe unbeschränktes Passierrecht. Toland war verblüfft. Mit seinem Cherokee wäre er mitten im Stau steckengeblieben. Der Sammler wußte sehr wohl von den Verbindungen zwischen den Hospitälern und der Organisation von Steve Odds, denn die damit verbundenen Unannehmlichkeiten hatte er am eigenen Leib verspüren müssen, doch diese offenkundige Zusammenarbeit mit der Polizei war ganz neu für ihn. Milan steuerte den Studebaker, trotz Fahrverbot, in die Avenue du Mare-

chal Fayolle. Eine zweite Sperre der Bereitschaftspolizei wurde geöffnet, um ihm den Weg freizumachen.

Ein junger Polizist in Jeans und Wildlederjacke und mit einem offen zur Schau getragenen Revolver an der Hüfte sprang auf das Trittbrett.

»Na, ihr Geier!« grinste er. »Die guten Fälle entgehen euch nie, wie?«

»Salut, Cowboy!« antwortete Milan und fuhr langsamer. »Ich möchte dir den Neuen vorstellen: David Toland.«

Neugierig schaute der Polizist David an.

»Toland?«

Mit einer Hand schob Milan den Polizisten zur Seite und spuckte zum Fenster hinaus. Dann deutete er auf das imposante Botschaftsgebäude.

»Wie sieht's denn da drinnen aus?«

Ratlos verzog der Polizist das Gesicht.

»Schlecht«, murmelte er. »Sehr schlecht. Ein israelisches Kommando, das sich als Cristal-Miliz aus dem Südlibanon ausgibt. Ungefähr zwanzig Kerle mit Uzis, Ingram M II-Waffen und Zersplitterungsgranaten. So viel wir wissen, sind sie momentan dabei, im ganzen Gebäude Sprengkörper anzubringen. Wenn wir jetzt angreifen, lassen sie alles in die Luft fliegen.«

»Scheiße«, zischte Milan. »Gibt es bereits Tote?«

Der Polizist nickte.

»Diese Idioten haben drei Kollegen des Wachdienstes und zwei Angestellte der Botschaft aus dem Fenster geworfen.«

»Und wo sind sie jetzt?«

»Pech gehabt, Milan. Der Innenminister hat den Befehl gegeben, daß die Opfer nicht angerührt werden dürfen.«

Milan runzelte die Stirn.

»Der Innenminister kann mich am Arsch lecken. Oder tragen die Toten etwa Verbotssplaketten?«

»Milan!« seufzte der junge Polizist. »Drei Polizisten

und zwei ausländische Diplomaten, das kannst du doch nicht machen!«

Der Geier fluchte und griff nach dem Mikrophon.

»Goldman, wir haben fünf Klienten in Aussicht! Sag Gayle, er soll die nötigen Vorbereitungen treffen, in der Zwischenzeit warten wir auf die Genehmigung.«

»Auf welche Genehmigung?« knatterte es durch den Lautsprecher.

»Die Heinis aus dem Ministerium wollen, daß wir die Spitäler mit halbverwesten Leichen beliefern!« brüllte Milan und schaltete das Mikrophon kurzerhand wieder ab.

Er wandte sich an den Polizisten.

»Was habt ihr denn nun vor? Setzt ihr zur Erstürmung an oder nicht?«

Der Polizist zuckte mit den Schultern.

»Deswegen sind wir ja hier«, knurrte er. »Aber es laufen noch geheime Verhandlungen. Es besteht eine Direktleitung zum israelischen Premierminister.«

Milan verzog den Mund.

»Scheiße!« zischte er. »Das wird in die Hose gehn. Denn am Ende ergeben sich diese Idioten noch ...«

Nachdenklich kratzte er sich an der Wange und zog eine Karte aus seiner Tasche. Das Pikas.

»Los, Toland«, befahl er und öffnete die Wagentür.

»Wir werden uns die Sache mal genauer ansehen ...«

Während die Überlebenden der Riot Squad-Bande abgeführt wurden, der Gerichtsmediziner sich mit Shelleys Leiche beschäftigte und ein Polizist, der eben erst aufgestanden zu sein schien, Jimmy O'Neal verhörte, kümmerten Russel und zwei Krankenschwestern sich um Pamela Sirchos. Als die Polizei eintraf, wurde die MilliardärsGattin von einem leichten Unwohlsein befallen. Russel ließ sie auf ihr Zimmer in ihr Bett bringen, das noch die Spuren ihres Liebesspiels von vorhin aufwies. Der Arzt fühlte sich peinlich berührt, als er das

Sockenpaar erblickte, das er am Fuß des Bettes vergessen hatte. Durch Zufall - oder auch aus Taktgefühl - bemerkte keine der beiden Krankenschwestern es.

Pamela war zwar bei Bewußtsein, doch sie redete kein Wort. Ihre Haut war wie durchsichtig, von feinen, leicht vorspringenden Äderchen durchzogen. Ihre Augen standen weit offen, genau wie damals, als sie zu ihrer dritten Operation ins Sprague-Hospital in Miami eingeliefert wurde. Russel empfand größte Mühe, sich seine Besorgnis nicht anmerken zu lassen. Ausführlich horchte er Pamelas Brust mit seinem Stethoskop ab. Das Elektrokardiogramm zeigte bereits eine deutliche Schwächung des Herzmuskels an.

Erst nach einigen Minuten begriff Russel, daß Pamela nicht sprechen konnte, da ihre Zunge geschwollen war. Er unterdrückte eine verächtliche Grimasse und horchte die Schläge ihres kranken Herzens ein weiteres Mal ab.

Pamela betrachtete ihn mit demselben eisigen Blick, mit dem sie ihn anschaute, als er mit ihr schlief.

Russel richtete sich wieder auf, entledigte sich des Stethoskops und bat die Krankenschwestern, mit ihm auf den Flur zu kommen. Einer der beiden jungen Frauen standen bereits die Tränen in den Augen. Auch Pamela mußte begriffen haben, was mit ihr los war.

»Geben Sie unverzüglich Doktor Mark Zorski in Philadelphia Bescheid«, befahl Russel in unbeteiligttem Ton. »Und versuchen Sie ebenfalls, Alexander Sirchos zu erreichen.«

Eine Krankenschwester zog die Nase hoch.

»Hat die Herzklappe erneut nachgegeben?« fragte sie mit weinerlicher Stimme.

Jeder, egal ob Mann oder Frau, vergötterte Pamela. Russel zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß nicht«, murmelte er. »Da ist so ein Geräusch.«

Die beiden Frauen verschwanden. Einen Augenblick

lang stand Russel reglos da, verzweifelt, mit dem Rücken an die Flurwand gelehnt.

Auf der anderen Seite der Wand lag Pamela Sirchos im Sterben ...

Die beiden Polizisten hatten ihre Arroganz gänzlich verloren. Offensichtlich erwartete jeder von ihnen, der andere werde das Wort ergreifen und mit dem Verhör beginnen. Zorski spüre, wie die lange hinausgeschobene körperliche und nervliche Erschöpfung ihn allmählich überwältigte. Nun endlich würde er wieder schlafen können. Er hatte den Alptraum besiegt, die schrecklichen Bilder überwunden. Er würde es sogar ertragen, daß diese beiden Beamten die Erinnerung nun wieder aufleben ließen.

Der Polizist, der es länger im Operationssaal ausgehalten hatte, räusperte sich. Seine von feinen roten Äderchen durchzogenen Augen, sein fettiges Haar, das ihm an den Schläfen bereits ausging, wiesen auf einen vermutlich durch Alkohol und Streß überbeanspruchten Organismus hin. Sein Hüftspeck und sein aufgeblähter Bauch prophezeiten eindeutig eine spätere Diabetis. In fünf, spätestens in zehn Jahren würde auch dieser Mann vor ihm auf dem Operationstisch liegen. Und dann würde er sich daran erinnern, was er am heutigen Abend gesehen hatte ...

»Wir haben erfahren, daß Sie und Doktor Simba eine heftige Auseinandersetzung am Telefon hatten, bevor ...«

Er hielt inne, da er sich der Ungeheuerlichkeit seiner Verdächtigung plötzlich bewußt wurde. Ein nervöses Lachen erklang aus Zorskis Kehle.

»Muß ich ein Alibi vorlegen?« fragte er.

Der zweite Polizist schüttelte den Kopf. Dieser Beamte hatte ein schlaffes Gesicht. Von den Augen über die Mundwinkel bis zu den zahlreichen Falten, die seine Stirn durchzogen, schienen sämtliche Gesichtsmuskeln

gleichermaßen nach unten zu hängen. Die Suche nach einem glücklichen und zufriedenen Leben hatte er längst aufgegeben. Er überlebte mit einer Leber, die sich in einem jämmerlichen Zustand befand. Mit einer Leber, die ihn in ungefähr zehn Jahren - wenn nicht schon früher - von diesem Leidensweg befreien würde ...

»Das ist nicht nötig«, sagte er rasch. »Wir wissen, wo Sie an besagtem Abend waren.«

Zorski beugte sich über seinen Schreibtisch.

»Würden Sie mir jetzt bitte sagen, warum Sie hergekommen sind?« fragte er.

Da die Polizisten erneut zögerten, fügte er hinzu:

»Oder ziehen Sie es vor, mir Ihre Gründe schriftlich mitzuteilen?«

Zorski war nach wie vor völlig ratlos. Ungeachtet der Beteuerungen der Kripobeamten am Tag nach dem Blutbad hatte die Polizei sich nicht damit begnügt, halberzige Nachforschungen über die Rowdie-Banden anzustellen, sondern sie hatte auch im Freundeskreis des Ermordeten herumgeschnüffelt - ziemlich unauffällig, gewiß, aber auch mit etlichem Erfolg. In keinem Moment hatte Zorski den Eindruck gehabt, verdächtigt und rund um die Uhr beschattet zu werden.

»Wußten Sie, daß Doktor Simba Mitglied einer Voodoo-Sekte war?« fragte plötzlich der Polizist mit dem traurigen Blick.

Um ein Haar wäre Zorski vom Stuhl gefallen.

»Was?« schrie er.

»Wir haben dafür eindeutige Beweise«, beteuerte der Inspektor. »Das haben wir herausgefunden, als wir seine Papiere durchsahen. Und sein Name steht auch auf der Liste dieser ... dieser Sekte.«

»In dieser Sekte gibt es nur Schwarze«, fügte der andere mit angeekelttem Gesichtsausdruck hinzu.

Völlig verdutzt schüttelte der Chirurg den Kopf.

»Und einen solchen Unsinn glauben Sie?« seufzte er.

»Armyan Simba war mein Freund, und ich kann Ihnen versichern, daß er ...«

Der traurige Polizist legte ein Foto auf den Schreibtisch. Das Bild zeigte Simba zusammen mit vier anderen Schwarzen irgendwo an einem Strand; an der Farbe des Sandes war deutlich zu erkennen, daß es sich nicht um die amerikanische Ostküste handeln konnte.

»Dieses Foto wurde auf einer jamaikanischen Insel aufgenommen«, erklärte der Polizist mit müder Stimme. »Der Mann in der Mitte wurde letztes Jahr verhaftet, da er unter dem Verdacht steht, ein kleines Mädchen von acht Jahren buchstäblich in Stücke zerlegt zu haben, anlässlich einer ... einer ...«

»Einer Voodoo-Zeremonie«, ergänzte sein Kollege.

»In der Strafvollzugsanstalt von McNeil Island wartet er nun auf seinen Prozeß«, fuhr der Inspektor fort.

»Und ... mmh ...«

Er hielt kurz inne.

»Er gibt zu, den Befehl zum Mord an der Familie Simba gegeben zu haben«, sagte er und schaute zu Boden.

Zorski zog die Nase hoch.

»Darf ich ganz offen mit Ihnen reden?« murmelte er.

Mit einem Mal hoben die beiden Polizisten interessiert den Kopf.

»Selbstverständlich«, antworteten sie einstimmig.

»Noch nie zuvor in meinem Leben habe ich mir einen solchen Quatsch anhören müssen«, sagte der Chirurg laut und deutlich. »Ich weiß nicht, wer Ihnen diesen Bären aufgebunden hat, aber Armyan Simba war nie und nimmer Mitglied einer Sekte. Man versucht ganz einfach, ihn in Verruf zu bringen und dadurch die ganze Arbeit zu zerstören, die wir gemeinsam geleistet haben. Ich will Ihnen sagen, was ich von der ganzen Sache halte. Wahrscheinlich hatte Armyan herausgefunden, wer hinter diesem Komplott steckte, und deshalb hat man ihn umgebracht!«

Die Polizisten hörten ihm zu und schauten ihn mit mitleidiger Miene an, was Zorski außerordentlich wütend machte.

»Begreifen Sie überhaupt, was ich Ihnen gesagt habe?« schrie der Chirurg verärgert.

»Wir verstehen ...«, flüsterte der Polizist mit den erschlafenen Gesichtszügen.

»Sie verstehen überhaupt nichts!« unterbrach Zorski barsch. »Aber ich versichere Ihnen, daß ...«

Plötzlich leuchtete ein rotes Lämpchen auf, und das Telefon klingelte.

Zorski hob ab.

»Ich will jetzt nicht gestört werden!« brüllte er. »Ich bin mit ... Wer?«

Der Arzt runzelte die Stirn.

»Gut, stellen Sie die Verbindung durch!« sagte er nach einer Weile.

Eine Zeitlang hörte er zu. Seine Wut verwandelte sich in Verärgerung, seine Verärgerung in Bestürzung. Am anderen Ende der Leitung erklärte Hugo Russel ihm, welches Drama sich in West Palm Beach abgespielt hatte und daß Pamela Sirchos sich in einem sehr kritischen Zustand befand. Schließlich teilte er Zorski noch mit, daß auf dem Flughafen von Philadelphia eine Maschine der Sirchos Corporation ihn erwartete.

»Ich komme«, murmelte er nur und legte auf.

Dann schaute er die Polizisten an, als wüßte er plötzlich nicht mehr, wer sie waren und weshalb sie in seinem Büro saßen. Sein Blick fiel auf das Foto, das er in den Händen hielt. Er schob es den Polizisten wieder hin.

»Sie wollen von mir wissen, ob mir einer dieser Männer bei Simba begegnet ist?«

Die Inspektoren nickten.

»Tut mir leid«, seufzte der Chirurg sichtlich erschöpft. »Abgesehen von seiner Gattin, einer Mischlingsfrau, und seinem Sohn ist mir in Simbas Haus nie ein

Schwarzer begegnet. Ich glaube, er haßte es sogar, ein Schwarzer zu sein. Und die einzige Vereinigung, bei der er wahrscheinlich bereitwillig Mitglied geworden wäre, akzeptierte keine Neger ...«

Er erhob sich.

»Ich muß weg. Entschuldigen Sie mich bitte ...«

Auch die beiden Polizisten erhoben sich. Zorski stand bereits an der Tür. Er öffnete sie und wandte sich noch einmal an seine Besucher.

»Darf ich Ihnen noch einen letzten Rat mit auf den Weg geben?«

Die Beamten schauten einander an.

»Trinken Sie weniger Bourbon, rauchen Sie weniger und essen Sie weniger Brathähnchen. Andernfalls landen Sie, der eine wie der andere, mit wundervollen Fettpfröpfen in den Adern auf dem Operationstisch«, sagte der Chirurg. »Etwas mehr Bewegung könnte auch nicht schaden. Ich weiß nicht, aber ... Nun, verfolgen Sie weiterhin Ihre schwarzen Hexer. Aber zu Fuß, wenn ich bitten darf!«

Der Polizist mit der Halbglatze zog die Nase hoch.

»Dürfen wir auch ganz offen mit Ihnen reden?« fragte er.

»Nur Mut!«

»In dem Zustand, in dem Sie sich momentan befinden, würde ich mich lieber von meinem Tankwart operieren lassen ...«

In der Nähe der Umgehungsstraße, in den Grünanlagen und auf dem Boulevard hatte die G.I.G.N. Scheinwerferrampen errichtet, von wo aus die vier Seiten des riesigen Würfels beleuchtet wurden, der die russische Botschaft darstellte. Dieses Gebäude war einer der dreißig strategisch wichtigsten Punkte, deren Erstürmung regelmäßig von den Elitetruppen der Gendarmerie geprobt wurde; allerdings erschwerte die von den Sowjets streng geheimgehaltene Anordnung der Büroräume

und insbesondere der Kellerräume die Arbeit der Einsatzkräfte erheblich. Im Moment schien in den Reihen der Polizei eine gewisse Verwirrung zu herrschen. Widersprüchliche Anweisungen waren im Umlauf, entwickelten sich zu Gerüchten, wurden plötzlich wieder dementiert und durch neue Befehle ersetzt.

Die Geier hockten hinter einem Gebüsch auf der anderen Seite der Avenue du Marechal Fayolle, gegenüber der Botschaft. Die Terroristen hatten absichtlich alle Lichter im Gebäude ausgeschaltet. Von Zeit zu Zeit tauchten hinter den riesigen Fenstern der Botschaft einige flüchtige Schatten auf. Terroristen oder Geiseln? Das konnte niemand wissen.

Die Cristal-Gruppe war eine Splittertruppe der israelischen Armee, die sich nach zahlreichen Attentaten der libanesischen Miliz und palästinensischen Kommandotruppen zusammengeschlossen hatte. Da jedoch immer mehr unschuldige Opfer zu beklagen waren, begann ein großer Teil der zionistischen Armee an dem Sinn dieses endlosen Krieges zu zweifeln. Mit der Zeit war die Cristal-Gruppe, die von der Mehrheit der israelischen Bevölkerung unterstützt wurde, offiziell unkontrollierbar geworden. So mußte man sowohl auf die amerikanischen Interessen als auch auf die Bestimmungen der UNO Rücksicht nehmen. Sehr schnell hatten abtrünnige Soldaten der Cristal-Gruppe auf sich aufmerksam gemacht, indem sie mit unglaublicher Grausamkeit ihre Kommandoeinsätze im Libanon verstärkten und die Stellungen der schiitischen Truppen angriffen und sogar für spektakuläre Attentate in Syrien und im Iran die Verantwortung übernahmen. Die israelische Regierung antwortete auf die Aktionen dieser Splittergruppen mit offiziellen Erklärungen, deren lakonischer Ton eine gewisse Zufriedenheit kaum verbergen konnte. Die Cristal-Gruppe war weltweit aktiv geworden. Im Gegensatz zu anderen Terroristenorganisationen marschierten sie munter über Grenzen hinweg, entführten

Flugzeuge, nahmen Geiseln und griffen, überall in der Welt mit großem Erfolg, Länder an, die Israel feindlich gesonnen waren.

»Was ist eine Ingram M II?« flüsterte Toland.

»Ein wahres Wunderding«, antwortete Milan. »Ein kleines Maschinengewehr, kaum größer als ein Revolver. Achthundertfünfzig Schuß pro Minute und so präzise, daß du damit eine Hecke zurechtschneiden könntest. Hat nie Ladehemmungen und legt mit einem Schlag ein ganzes Polizeikommando um.«

Der Geier spuckte von neuem.

»Verdammt, worauf warten die bloß?« fluchte er. »Ich habe keine Lust, die ganze Nacht hier zu hocken!«

Die beiden Sammler schauten zum Dach der Botschaft, auf dem soeben ein Mitglied des Kommandos in Begleitung einer blonden Frau auftauchte.

Ein Scheinwerfer ging an und wurde auf das Paar gerichtet.

»Schaltet diesen verfluchten Scheinwerfer aus, ihr Idioten!« schrie ein Unteroffizier rechts von den Geiern.

Der Scheinwerfer erlosch wieder. Der Terrorist schien auf die Frau einzuschlagen. Aus dieser Entfernung und in der Dunkelheit war nicht genau zu erkennen, was er vorhatte.

»Er wird sie runterwerfen ...«, flüsterte Milan hoffnungsvoll.

David zuckte zusammen und schaute seinen Kollegen an. Er traute den Sammlern der Z.S.A. einiges zu, doch daß sie so weit gehen würden ...

Milan bemerkte Tolands überraschten Blick.

»Was schaust du mich so an?« knurrte er.

Erst in dem Moment, als der junge Polizist auf den Fersen zu ihnen gekrochen kam, schaute David wieder weg.

»Was ist los?« fragte Milan.

»Sie geben auf«, erklärte der Polizist. »Drei Minibusse werden sie nach Roissy fahren.«

Milan runzelte die Stirn. Ein Lichtstrahl fiel auf die goldenen Schulterbesätze seiner Lederuniform.

»Habt ihr auf der Fahrt dorthin irgend etwas geplant?«

»Nein.«

»Im Flugzeug?«

Der junge Polizist schüttelte den Kopf.

»Nein. Nichts. Wir lassen sie abhauen. Von nun an haben wir nichts mehr mit der Sache zu tun.«

Milan schien wütend zu sein.

»Was soll dieser Quatsch? Die Idioten haben schließlich drei Polizisten umgebracht.«

Der Polizist zuckte mit den Schultern.

'Ich gebe nicht die Befehle«, antwortete er nur.

»Scheiße!« fluchte der Geier mit zusammengebissenen Zähnen.

Er deutete auf das Paar auf dem Dach des Botschaftsgebäudes.

»Und der da oben treibt's mit dem Mädchen? Was soll das bloß?«

Halb spöttisch, halb verbittert verzog der junge Polizist den Mund.

»Er opfert sich für die anderen. Wenn das Flugzeug gestartet ist, läßt er das Mädchen frei und ergibt sich. Es sei denn ...«

Er beendete seinen Satz nicht. Was auch nicht nötig war. Milan beobachtete die Silhouette des Paares, die sich gegen den Sternenlosen Himmel abhob.

»Sind die Minibusse bereits eingetroffen?« murmelte er.

»In wenigen Minuten werden sie hier sein.«

Milan richtete sich etwas auf und legte Toland eine Hand auf die Schulter.

»Wart hier auf mich!« befahl er, bevor er im nahen Dickicht verschwand.

Toland blieb mit dem jungen Polizisten zurück. Es schien zu einem Waffenstillstand gekommen zu sein.

Die Nervosität hatte sich gelegt. Die Ruhe vor dem Sturm?

»Diese Kerle sind echte Soldaten«, flüsterte der Polizist. »Und sie wissen verdammt gut, was Krieg ist. Mir ist es lieber, wenn sie verduften. Ich hab derart Angst, daß ich mir nicht einmal mehr den Hintern abwischen könnte ...«

Fiinfundzwanzigstes Kapitel

In der Villa herrschte eine bedrückende Atmosphäre. Eine Stimmung wie nach einer Katastrophe, eine Atmosphäre der Zerstörung und Verzweiflung, wo nur noch die schrillen Schreie weinender Frauen fehlten. Die Inspektoren der Kriminalpolizei hatten es kategorisch untersagt, daß das Wohnzimmer und die Bar aufgeräumt und gereinigt wurden. Woraufhin Jimmy O'Neal ganz einfach beschlossen hatte, den Zutritt zu diesem Teil des Hauses zu verbieten; er verschloß sämtliche Türen und nahm die Schlüssel an sich.

Im Nu verwandelte das Personal Pamelas Schlafzimmer in eine Intensivstation. Die MilliardärsGattin schien eingeschlafen zu sein, nachdem sie um mehrere Gläser Wasser gebeten und diese sogleich wieder erbrochen hatte. Mark Zorskis Können hatte den Tod nur für eine Weile verdrängt, nun setzte er seine Krallen erneut im Herzen der jungen Frau fest. Und diesmal würde sogar der geniale Zorski dem Ausmaß des Übels machtlos gegenüberstehen. Eine neue Herzklappe könnte er nicht einsetzen, da das Herzgewebe zu sehr beschädigt war. Die Diagnose war klar und eindeutig. Noch einige Stunden, vielleicht einige Tage lang würde Pamela mit dem Tod kämpfen, vorausgesetzt, man griff auf harn-treibende Mittel zurück, um die Giftstoffe, die sich bereits in ihrem Körper angesammelt hatten, zu neutrali-

sieren, und setzte Aderpressen an ihre Glieder, um ein Anschwellen des Herzens zu verhindern. Aber am Ende würde sie dann doch unweigerlich sterben, ohne daß jemand etwas für sie tun könnte.

Hugo Russel saß im Spielzimmer, beugte sich über das Schachspiel mit der fehlenden Königin und schlürfte einen Martini Dry, dessen bitterer Geschmack die ihn lähmende Angst zu beseitigen schien. In etwa zwanzig Minuten würde Zorski in der Villa eintreffen, und das Personal - die Krankenschwestern wie auch die Hausdiener - schien fest davon überzeugt zu sein, daß der berühmte Chirurg erneut ein Wunder vollbringen könnte. Russel hatte nicht die Kraft, ihnen die Wahrheit zu sagen. Es gab keine Rettung mehr für Pamela Sirchos. Zorski würde sich vergeblich hierher bemühen und sich dessen nach spätestens fünf Minuten ebenfalls bewußt werden.

Russel hingegen wurde von einem anderen Rätsel gequält. Hatte die Herzklappe vor oder nach dem Eindringen der Rowdies nachgegeben? Was war die genaue Ursache des Unfalls? Die Gauner oder ... dieser widerwärtige bestialische Liebesakt, dem er sich unter Pamelas eisigem Blick hingegeben hatte?

Nach zweimaligem kurzen Klopfen betrat der Butler das Zimmer.

»Die Köchin hat ein kleines Mahl zubereitet«, sagte er. »Wenn Sie Hunger haben ...«

Russel schüttelte den Kopf.

»Nein danke, im Augenblick nicht.«

»Wir haben Monsieur Sirchos in Montreal erreichen können. In drei oder vier Stunden wird er hier sein«, fügte O'Neal hinzu.

Russel hob den Kopf. In dem starren Blick des Butlers war keine Spur von Feindseligkeit zu erkennen. Anscheinend beschränkte er sich darauf, die Nachrichten zu übermitteln. Aber auch ein Anflug von Komplizenschaft war nicht zu erkennen. Jimmy O'Neal hatte ge-

sehen, wie ein nackter Mann das Schlafzimmer seiner Herrin verließ, und zwei Jugendliche getötet, doch er blieb kühl wie ein Eisberg.

»Gibt es wirklich nichts, das Sie aus der Fassung bringen kann, Jimmy?« fragte der Arzt leise.

Eine Sekunde lang zögerte der Hausmeister. Zumindest sah es so aus, als würde er zögern, aber bestimmt war auch das wieder nur eine Taktik von ihm.

»Doch, Monsieur«, gestand er in völlig unbeteiligtem Ton. »Vorhin, als Sie sich im Schwimmbecken das Leben nehmen wollten, war ich einen Augenblick lang versucht, nicht einzugreifen.«

Russel verzog das Gesicht.

»Warum haben Sie es dann doch getan?«

»Ich dachte, daß es Monsieur später vielleicht leid tun würde«, sagte O'Neal ungeniert. »Um ganz ehrlich zu sein: Ich hätte auch geschossen, wenn das Mädchen Monsieur nicht zur Seite gestoßen hätte. Und diese Waffe ist nicht besonders wählerisch ...«

Russel zuckte mit den Schultern.

»In dem Fall hätten Sie nichts anderes getan, als mir das Leben, das Sie mir vorhin gerettet hatten, wieder zu nehmen«, knurrte er leicht verärgert über den schulmeisterlichen Ton des Butlers.

Jimmy O'Neal räusperte sich.

»Ich wollte damit sagen, daß ich die Möglichkeit hatte, diese Rowdies am Eindringen in die Villa zu hindern«, fügte er hinzu und ging hinaus.

Diese letzte Bemerkung hatte zumindest das Verdienst, die Situation klarzustellen.

Jimmy O'Neal hielt Russel für alles verantwortlich und ließ keine mildernden Umstände gelten. Und der Arzt war nicht weit davon entfernt, dasselbe zu denken ...

Er nahm eine Glasfigur und hielt sie lange in der Hand.

Da sie wußten, daß es am Ende wahrscheinlich doch nicht zu einem Einschreiten kommen würde, wurden die Polizisten deutlich nachlässiger. Aus verschiedenen Gründen, aus Angst oder aus einer gewissen Sympathie für die Cristal-Truppen, schienen alle mit diesem Ausgang zufrieden zu sein. Nur die Erinnerung an die ermordeten Bereitschaftspolizisten verwirrte sie noch ein wenig. Ohne diese Toten hätten die Kommandomitglieder die Botschaft fast sogar unter stürmischem Beifall verlassen können. Einige Polizisten spazierten in den angrenzenden Grünanlagen umher, stellten sich zusammen, um miteinander zu diskutieren, und überquerten schutzlos die Avenue du Marechal Fayolle. Die vor einigen Minuten noch äußerst angespannte und kritische Situation hatte sich rasch entspannt. Und nur sehr wenige Anwesende begriffen sogleich, daß der Schuß aus einer Maschinenpistole stammte.

David Toland glaubte, der Knall stamme aus dem Auspuff eines auf der Umgehungsstraße vorbeifahrenden Wagens. Erst als er den Mann vom Dach fallen sah, begriff er. Jemand hatte den Terroristen erschossen. Mit einem häßlichen Geräusch schlug das Kommandomitglied auf dem Rasen direkt vor dem Botschaftsgebäude auf.

Sogleich waren aus allen Richtungen laute Befehle und entsetzte Schreie zu hören, welche die Panik der Polizisten noch größer werden ließen. Die Tore zur Hölle öffneten sich. Die Mitglieder der Cristal-Gruppe begannen wie wild um sich zu schießen und zerschlugen von innen die riesigen Fenster des Gebäudes. Eine gewaltige Explosion erschütterte den Boden des sechzehnten Pariser Bezirks bis hin zur Place de l'Etoile. Schwarze Rauchwolken stiegen aus dem linken Flügel der Botschaft auf. Die Polizisten beantworteten das Feuer und nahmen die Fassaden des Botschaftsgebäudes unter Beschuß. Etwa zehn Leichen lagen bereits auf der Fahrbahn.

Die Rinde des Baumes, hinter dem Toland sich versteckt hielt, flog in Stücke und schien von einer unsichtbaren Säge zerfetzt zu werden. Um sich noch besser zu schützen, klammerte sich der Sammler noch enger an den Baum. Der junge Polizist lag sterbend auf dem Rücken im Gras.

Außer dem Stakkato der Maschinenpistolen und den unaufhörlichen Schüssen aus Revolvern und anderen Waffen hörte Toland plötzlich das Surren eines Rotors. Der Hubschrauber der G.I.G.N. flog heran. Die Granaten zogen Rauchwolken durch die Nacht. Die Lage wurde von Sekunde zu Sekunde auswegloser, und jeder versuchte, um sein eigenes Leben zu kämpfen.

Sämtliche Scheinwerfer waren auf die Botschaft gerichtet, die in dichten Nebel gehüllt zu sein schien. Diesen Nebel ließ das grelle Scheinwerferlicht noch undurchdringlicher erscheinen.

Der Hubschrauber setzte etliche Polizisten auf dem Dach der Botschaft ab. Unterdessen breitete sich im nördlichen Flügel des Gebäudes ein riesiges Flammenmeer aus, von der ersten bis zur letzten Etage. Toland krümmte sich noch mehr zusammen. Sein ganzer Körper bestand nur noch aus Angst. Einige Meter von ihm entfernt sackte ein weiterer Polizist zu Boden. Kugelsplitter hatten ihn getroffen. Die Busse und Wagen der Ordnungskräfte wurden von den Kugeln durchlöchert, manche Einschußlöcher waren so dick wie der Arm eines Kindes. Plötzlich wurden die Schüsse seltener. Statt dessen waren dumpfe Explosionen zu hören, die das ganze Viertel erschütterten. Der Rauch der Flammen, der von einem lauen Wind am Boden gehalten wurde, machte die Situation unbeschreibbar.

Dröhnend hielt ein zweiter Hubschrauber über der Botschaft im Flug inne. Die Flammen griffen auf die östliche Fassade des Gebäudes über. Mit ungeheurer Geschwindigkeit zerstörten sie die massiven Mauern.

Toland, der zu ersticken drohte, hustete wie ein alter

Mann. Plötzlich wurde er von einer kräftigen Hand hochgerissen.

»Was tust du denn hier?« brüllte Milan. »Es gibt Arbeit.«

Er drückte dem verdutzten Sammler eine Gasmasken in die Hand und deutete auf den jungen Polizisten.

»Die Leber und die Nieren!« befahl er. »Dafür besteht eine große Nachfrage. Und dieser Kerl hat in seinem ganzen verfluchten Leben keinen einzigen Tropfen Alkohol getrunken! Los, bewege dich!«

Milan eilte zu einem anderen Toten, den er rasch auf den Rasen zog. Die Geier spürten, wie die schreckliche Hitze des Feuers ihnen durch die Lederuniform auf die Haut brannte.

Eine halbe Stunde vor der Landung des von der Sirchos Corporation gecharterten Flugzeugs war Mark Zorski eingeschlafen. Als er wieder aufwachte, fühlte er sich todmüde und völlig erschöpft. Gegen diesen Zustand mußte er etwas unternehmen, und so schluckte er, ohne Wasser, zwei Amphetamintabletten.

Eine strahlend weiße Limousine erwartete ihn beim Verlassen der Maschine. Zorski hatte größte Mühe, die schmale Gangway hinunterzugehen; schließlich nahm er im Fond des Wagens Platz. Seine Lippen waren von der starken Amphetamin-Dosis wie zugeschweißt. Zwei Motorräder begleiteten den Wagen, der mit wahn-sinniger Geschwindigkeit nach West Palm Beach raste. Mit heulenden Sirenen jagten sie bei Rot über die Kreuzungen.

Auf dieser bewegten Fahrt kam Zorski allmählich wieder zu sich. Das Aufputzmittel besiegte seine Erschöpfung, doch am nächsten Tag würde er für diese Methode sehr teuer bezahlen müssen. In Gedanken versunken, massierte er sich das Zahnfleisch sanft mit dem Zeigefinger, um die eisige Betäubung loszuwerden, die die Zähne wie weißglühende Dolche im Mund

anfühlen ließ. Er erinnerte sich an jede Sekunde, an jeden Handgriff von Pamela Sirchos' Operation. Diese Herzklappe hätte dem Druck standhalten müssen. Nie zuvor hatte er derart widerstandsfähige Nähte angebracht. Er konnte sich ein Scheitern einfach nicht vorstellen. Normalerweise fügte sich der Chirurg dem Schicksal, diesem beinahe unbegreiflichen Prozentsatz an Todesfällen. >Steinerne Herzen<, Abstoßungen - er akzeptierte einen gewissen Prozentsatz an Verlusten, die man lakonischerweise in den Archiven aufbewahrte, ohne sie jemals wirklich analysieren zu können.

Am Anfang seiner Karriere hatte er sich darüber empört, was er buchstäblich für Diebstahl hielt, für ein Eindringen des Todes auf sein Gebiet, für eine wahre Ungerechtigkeit. Bis er schließlich einsah, daß der Tod keine Regeln befolgte, daß es nach wie vor Geheimnisse gab, die man in den allzusehr gefüllten Katalog der > Anästhesie-Toten< aufnahm. Auf dieser Stufe der medizinischen Erkenntnisse gab es keine Erklärungen mehr. Täglich, stündlich standen die Ärzte dem Unmöglichen gegenüber, vor Problemen, deren Lösung ihnen völlig unbekannt war.

Der Star-Chirurg wie der einfache Landarzt, alle betrieben letzten Endes das, was Arman Simba scherzhaft >Magie der Versuchung< zu nennen pflegte, Versuchsmedizin. Blindlings hantierten sie im menschlichen Körper und zerstörten dabei oft mehr, als sie wieder reparieren konnten. Wenn Komplikationen auftraten, war Zorski stets der Meinung, es sei gescheiter, die Körper zu öffnen und nachzusehen, als Ungewisse Diagnosen zu stellen.

Trotz dieser Geheimnisse, die Legionen von Wissenschaftlern zu lüften versuchten, war Zorski felsenfest davon überzeugt, daß Pamela Sirchos' Herzklappe stark genug sein würde, um jeden Druck auszuhalten. Wahrscheinlich hatte Hugo Russel sich geirrt. Eine andere Erklärung gab es für ihn nicht.

Eine halbe Stunde später mußte Zorski sich den Tatsachen beugen: Russel hatte sich nicht geirrt. Die Herzklappe hatte sich tatsächlich verschoben, und Pamelas Herz drohte zu zerreißen. Unverzüglich ließ Zorski Aderpressen an den Armen und Beinen der jungen Frau anbringen, doch er wußte ganz genau, wie nahe sie dem Tod war.

Russel und das Krankenpersonal erwarteten ihn in der Bibliothek der Villa.

»Das Geräusch hat sich leicht verändert«, erklärte er in knappen Worten und legte seinen Aktenkoffer auf den Bridgetisch. »Das Gewebe hat nachgegeben. Eine Herzbeutelblutung. Der Blutdruck ist auf unter dreißig Prozent gefallen.«

Er vermeinte, alle Anwesenden seufzen zu hören. Alle, mit Ausnahme von Russel, der längst wußte, was der Chirurg soeben erklärt hatte. An ihn wandte sich Zorski nun.

»Was halten Sie von der Sache?«

Trotz seiner Verwirrung fühlte Russel sich irgendwie geschmeichelt von der ihm entgegengebrachten Aufmerksamkeit.

»Wir können nicht mehr allzuviel für sie tun«, murmelte er.

Zorski schüttelte den Kopf.

»Es ist zu spät«, flüsterte er. »Während wir noch Analysen vornehmen und nach einer letzten Rettungsmöglichkeit suchen, ist Pamela Sirchos längst gestorben. Seit drei Jahren führe ich keine Herztransplantationen mehr durch. Der Prozentsatz an Mißerfolgen ist einfach zu groß.«

Er sank in einen mit grellrotem Samt bespannten Sessel.

»Ich glaube, daß ...«, flüsterte er.

Er beendete seinen Satz nicht. Nun hatten alle begriffen, was los war.

Als es hell wurde, sah man das ganze Ausmaß der Katastrophe. Ein schmutziger Tag begann, ein Tag, so grau wie die Trümmer, in denen die Sammler, Sanitäter und Feuerwehrmänner herumwühlten.

Die sowjetische Botschaft war bis auf die Grundmauern niedergebrannt, der Nord- und der Ostflügel waren eingestürzt und hatten die Toten und Verletzten unter tonnenschwerem brennenden Schutt begraben. Die privilegierte Lage des Gebäudes hatte verhindert, daß das Feuer auf die benachbarten Häuser übergreifen konnte, doch sämtliche Häuser auf der gegenüberliegenden Straßenseite trugen die Spuren des erbitterten Kampfes, den die Soldaten der Cristal-Truppe und die Elitekämpfer der G.I.G.N. sich drei Stunden lang geliefert hatten. Die Geschosse hatten die Fassade durchlöchert, die elegante Architektur zerstört, die Fensterscheiben waren zerbrochen, die Bäume verkohlt ... Noch immer stieg grauer Rauch aus den Ruinen auf, und ein undefinierbarer, unangenehmer und betäubender Geruch von Kampfgas und verbranntem Fleisch schwebte über dem Viertel.

Auf dem Höhepunkt des Gefechts hatte David Toland wie durch ein Wunder zu seinen Reflexen zurückgefunden und sich einem unglaublichen Kampf gestellt. Mit außergewöhnlichem Einsatz und großer Verbissenheit hatte er die leblosen Körper zerlegt, die ihm von Milan und den Geiern geliefert wurden. Natürlich waren der Studebaker und der Chevrolet Research bald überfüllt, und auf Milans Anfrage hin schickte Steve Odds beinahe alle verfügbaren Wagen an die Unfallstelle.

Der junge, ganz aufgeregte Gayle, der Toland assistieren sollte, war sehr schnell überfordert und konnte dem rasenden Rhythmus des Sammlers nicht mehr folgen. Deshalb mußte David mehr als die Hälfte der Eingriffe selbst vornehmen, wobei er kein Wort sprach und seine Angst und seine Zweifel in diesem makabren Ma-

rathon rasch vergaß. Im Morgengrauen waren alle Konservierungsbehälter gefüllt, kein brauchbarer Toter war Tolands Skalpell entgangen.

Völlig verdreckt, mit blutverschmiertem Gesicht und vom Rauch geröteten Augen ließ Toland sich auf dem Trittbrett des Studebakers nieder. Das Skalpell glitt ihm aus der Hand und fiel zwischen seine Füße auf den Asphalt.

Gayle hockte ihm genau gegenüber im Gras und startete ihn gleichzeitig voller Bestürzung und voller Bewunderung an. Natürlich kannte er Tolands Ruf schon, ehe dieser der Z.S. A. beitrug, aber nie zuvor hatte er sich vorstellen können, daß ein Mann derart viele Organe mit derartiger Präzision und Schnelligkeit entnehmen konnte. Tolands Können war wirklich verwirrend, fast sogar beschämend. Auf diesem Gebiet war Perfektion nicht erwünscht. Diesen Beruf mußte man wirklich lieben, um es zu solchem Können, zu solch außerordentlichen Leistungen zu bringen.

Weiter hinten saß Goldman auf einer steinernen Bank, hielt sich den Kopf mit beiden Händen und schien zu schlafen. Seit einer Viertelstunde hatte er sich nicht mehr gerührt. Für ihn würde diese Nacht auf ewig mit dem Stempel des Alptraums geschlagen bleiben.

Dann tauchte Milan auf. Er trug immer noch seine Gasmaske. Die rechte Schulter seiner Uniform war zerissen, und der linke Knöchel war mit bereits getrocknetem Blut besudelt. Etwas unterhalb des Knies trug er eine Abschnürbinde, und er humpelte leicht.

Er pflanzte sich vor Toland auf und riß sich die Maske vom Gesicht. Er lachte.

»Ich glaube, wir haben es geschafft, du und ich!« grinste er. »Wir beide werden ein fabelhaftes Team abgeben!«

Er versetzte Toland einen Schlag gegen die Schulter, der ihm beinahe den Arm ausrenkte und ihn fast zu Boden geworfen hätte. Schwankend hob der Sammler sein

Skalpelli auf und stellte sich vor Milan. Seine Augen funkelten vor Wut.

»Wenn ich den Kerl erwische, der den Mann vom Dach geschossen hat«, schrie er mit heiserer Stimme, »werde ich ihn Zentimeter für Zentimeter, Stück für Stück zerschneiden, bis er seine eigene Mutter verflucht, ihn auf die Welt gesetzt zu haben!«

Lange starrten die beiden Männer sich an. Die Klinge des Skalpell warf wirre Schatten auf Milans Gesicht.

»Einer dieser verfluchten Bullen muß die Nerven verloren haben«, murmelte Milan gelassen.

David blieb mißtrauisch, zweifelnd.

»Glaub ich nicht!« knurrte er wütend.

Wie die Krallen eines Reptils schnellte Milans Hand vor und packte David am Handgelenk. Er näherte sich seinem Gesicht. Fast berührten sich ihre Lippen.

»Wag es nicht, mich zu bedrohen, Toland!« zischte Milan. »Nie! Steck schon deine Prämien ein und halt's Maul!«

Ein letztes Mal las der Anwalt die Spalte durch, in der über Mustapha Moussis gewaltsamen Tod berichtet wurde. Der Stil des Journalisten zeugte von eisiger, beinahe ärgerlicher Gleichgültigkeit. Der Artikel endete mit der nur ungenau formulierten Hypothese eines rassistischen Verbrechens. Moussi war auf offener Straße die Kehle durchgeschnitten worden, doch es meldete sich kein einziger Zeuge, der bereit war, auch nur ein Wort über den Mörder auszusagen.

Der Anwalt legte seine Zeitung beiseite, fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen und erhob sich aus seinem Sessel. Er stellte sich vor die hintere Wand seines Büros und schob eine kunstvoll gearbeitete Holzplatte auf, hinter der sich ein gewaltiger Tresor befand. Aus Erfahrung wußte er, daß man es eventuellen Einbrechern nicht zu leicht machen durfte, indem man während allzulanger Zeit dieselbe Zahlenkombination

benutzte. Die Rippen stumpften ab, und mit einem einfachen Stethoskop konnte man die abgenutzten Tiegel lokalisieren, die ein eindeutig dumpferes Klicken von sich gaben, wenn der Bolzen sie streifte. Um diesem Problem zuvorzukommen, änderte der Anwalt seine Zahlenkombination monatlich. Nachdem er den Schlüssel eingeführt hatte, drehte er ungeduldig an den beiden Kreuzen, drückte den Griff nach unten und zog mit aller Kraft an der Eisentür. Der Tresor wollte sich nicht öffnen.

Der Anwalt fluchte leise, ging mit großen Schritten an seinen Schreibtisch zurück, blätterte aufmerksam in seinem Terminkalender, stellte mit Erleichterung seinen Irrtum fest. Eine sehr häufig anzutreffende unangenehme Begleiterscheinung eines verhältnismäßig komplizierten mnemotechnischen Systems. Seltsamerweise jedoch beruhigte ihn diese Schwierigkeit jedesmal, wenn sie auftauchte.

Er ging zum Tresor zurück, der sich nun problemlos öffnen ließ. Er griff nach einem dicken Aktenordner, den er in einen gepolsterten Umschlag steckte, auf den er mit einem schwarzen Filzstift den Namen von David Toland schrieb.

Dann suchte er im elektronischen Telefonbuch nach der Adresse des Sammlers und schrieb auch diese auf den Umschlag. Er verschloß das Dokument mit einem Kunststoffclip und legte es in das Fach seiner Sekretärin. Was weiter damit geschehen würde, ging ihn nichts mehr an.

Sechszwanzigstes Kapitel

Die Villa war wie in einem Rausch. Zwischen dem abgesperrten Wohnzimmer und Pamelas Schlafzimmer im ersten Stock, wo eine unheimliche, irgendwie feierliche Stille herrschte, liefen todmüde Gestalten umher wie Blinde durch ein auswegloses Labyrinth.

Der übermäßige Genuß von Amphetaminen gab Zorski ein nicht zu unterdrückendes Verlangen nach einem schweren alkoholischen Getränk, und als er seinen dritten Southern Comfort austrank, hörte er, wie Alexander Sirchos' Lincoln Continental auf dem Kiesweg der Hauptallee vorfuhr. Anschließend geriet das ganze Haus in noch größere Hysterie. Jeder schien sich für Pamelas Zustand verantwortlich zu fühlen. Nur Mark Zorski und Jimmy O'Neal, der Hausmeister, zeigten sich von der Ankunft des Milliardärs absolut nicht beeindruckt.

Russel, der dem berühmten Chirurgen gegenüber saß, war leichenblaß im Gesicht geworden. Bläuliche Schatten hoben sich von seiner fahlen Haut ab.

»Hören Sie doch endlich mit diesen Selbstvorwürfen auf!« seufzte Zorski. »Sie trifft doch keine Schuld ... Diesmal haben Sie sie doch nicht operiert.«

Mit völlig starren Augen schaute Hugo Russel seinen namhaften Kollegen an.

»Das können Sie nicht verstehen«, murmelte er.

Zorski verzog das Gesicht. Die Zeit der feingeistigen Komplimente war längst vorbei.

»Scheren Sie sich zum Teufel!« entgegnete er und erhob sich.

Wütend stieß er seinen Stuhl zurück und zeigte drohend auf Russel.

»Sie wären bestimmt ein hervorragender Chirurg, wenn Sie vor allem einmal lernen würden, das Leben zu genießen, statt sich mit dem Tod abzugeben! Ich glaube, Sirchos hätte sich trotz Ihrer Mißerfolge für Sie ent-

schieden, weil Sie Angst vor ihm haben, weil Sie sich so sehr vor ihm fürchten, daß Sie bereit sind, Tag und Nacht am Krankenbett seiner Frau zu wachen. Ich glaubte diesen Unsinn, aber es war ein großer Bluff! In Wirklichkeit hat er Sie genommen, weil Sie total in Pamela verknallt sind! Weil Sie sie abgöttisch lieben!«

In dem Moment betrat Jimmy O'Neal die Bibliothek. Wahrscheinlich hatte er diesen letzten Satz mitbekommen. Russel war tief in seinem Sessel versunken.

»Monsieur Sirchos erwartet Sie in seinem Büro«, sagte der Butler.

Russel richtete sich auf.

»Nein, nicht Sie«, entgegnete O'Neal mit gleichgültiger Stimme. »Nur Doktor Zorski.«

Russel schrumpfte noch mehr in seinem Sessel zusammen. Er war in diesem Haus nur noch ein gewöhnlicher Diener, der es gewagt hatte, das Bettlaken seines Herrn und Vorgesetzten zu beschmutzen.

Alexander Sirchos benutzte sein Büro in West Palm Beach nur sehr selten, aber dennoch glänzte das Zimmer wie ein Diamant auf dem Meeresgrund. Allein das Büro nahm ein Viertel der obersten Etage ein und hätte problemlos in ein Dutzend geräumiger Studios verwandelt werden können. Die lackierten Wände und riesigen Glasfenster ließen es wie ein verrücktes Solarium wirken, in dem das Licht so grell war, daß Zorski beim Eintreten beinahe das Gleichgewicht verlor. Alexander Sirchos saß hinter einem halbrunden Aluminiumschreibtisch. Er erhob sich nicht, um den Chirurgen zu begrüßen, sondern fragte ohne Umschweife:

»Können Sie Pamela noch retten?«

Zorski schaute sich vergeblich nach einem Stuhl um. Eine sonderbare Methode, seinen Gesprächspartnern keine Sitzgelegenheit anzubieten.

»Ich glaube nicht«, antwortete der Chirurg mit ruhiger Stimme.

Der Milliardär mußte diese Antwort erwartet haben,

denn er zeigte keinerlei Verwunderung. Seine metallenen Augen starrten Zorski mit grauenhafter Unbeweglichkeit an.

»Wann ist es soweit?« fragte er, genauso als erkundigte er sich nach der Startzeit seines nächsten Flugzeugs.

Zorski zuckte mit den Schultern. Der Southern Comfort und das Aufputzmittel hatten seinen Mund völlig ausgetrocknet.

»Wäre ihr Herz weniger schwach, so könnte ich ihr Leben um fünf oder zehn Monate verlängern. In ihrem jetzigen Zustand wird sie keine zwei Wochen mehr überleben.«

Der nüchterne Ton der Unterhaltung inmitten dieses grellen Lichts verlieh der Szene einen gänzlich unrealen Aspekt, den der Chirurg allerdings auf seine Erschöpfung zurückführte.

»Warum wagen Sie keine Transplantation?«

Mark Zorski schüttelte den Kopf.

»Darf ich Platz nehmen?« fragte er.

Zu seiner großen Überraschung erhob sich Alexander Sirchos und bat den Chirurgen, in seinem Schreibtischsessel Platz zu nehmen. Einen Moment lang zögerte Zorski, ehe er sich setzte. Der Milliardär begann in seinem Büro auf und ab zu gehen - ein Verhalten, das trotz seines undurchdringlichen Gesichtsausdrucks eine gewisse Nervosität verriet. Es war das erste Mal, daß Zorski sah, wie der Milliardär ungeduldig und unruhig wurde.

»Wir haben alle erforderlichen Analysen mit Ihrer Frau durchgeführt, vor allem im Hinblick auf ihre Antigene im Falle einer Transplantation. Noch kennen wir nicht alle Besonderheiten der weißen Blutkörperchen, aber wir sind jetzt in der Lage, annähernde Prognosen aufzustellen. Im Fall Ihrer Frau gibt es drei verschiedene Möglichkeiten der Genpaarung. In den Fällen C und D wären wir gezwungen, ihr ein eher schwaches und un-

stabiles Herz einzusetzen, was den Tod von Frau Sirchos wenige Tage oder Wochen nach dem Eingriff bedeuten würde. Mit neunzigprozentiger Sicherheit käme es zu einer Organabstoßung.«

Sirchos blieb stehen und runzelte die Stirn angesichts dieser erschreckend hohen Zahl. Offensichtlich fragte er sich, ob der Chirurg nicht absichtlich den Teufel an die Wand malte.

»Im Fall B«, fuhr Zorski fort, »ist das Transplantat stärker, und die Erfolgsaussichten stehen besser, auch wenn sie die zwanzig Prozent nicht übersteigen. Um so mehr, da wir bereits feststellen konnten, wie empfindlich Ihre Frau auf Transfusionen von immunisiertem Blut reagiert.«

Bevor er mit seinen Erklärungen abschloß, zögerte er einen Moment lang.

»Wir müssen auf eine Transplantation verzichten.«

»Den Fall A haben Sie gar nicht erwähnt«, bemerkte Sirchos.

»Der Fall A setzt das Vorhandensein eines genetischen Zwillings voraus. Eines richtigen Zwillings. In der Herzchirurgie wurde ein solches Experiment bis heute noch nie versucht. Ich nehme an, Sie verstehen, warum.«

Der Chirurg konnte das grelle Licht in diesem Solarium-Büro kaum mehr ertragen. Nervös blinzelte er mit den Augen und spürte, wie ein dumpfes Kopfwieh sich hinter seinen Schläfen ausbreitete.

»Haben Sie nicht unlängst einen längeren Artikel über das Problem der genetischen Zwillinge verfaßt?« fragte der Milliardär. »Über Beispiele wahrer Leukozyten-Doppelgänger. Sie behaupten darin sogar, daß die Patienten, an denen in den sechziger Jahren die ersten Transplantationen vorgenommen wurden und die manchmal mehr als dreißig Jahre überlebten, wahrscheinlich in diese Kategorie gehören, die Sie als falsche echte Zwillinge< bezeichnen.«

Bislang hatte Sirchos nie den geringsten Anschein gegeben, medizinische Fachkenntnisse zu besitzen. Seine Bemerkungen überraschten den Chirurgen, denn der Artikel, von dem er sprach, war vor vier Jahren in einer nur in Fachkreisen bekannten Zeitschrift mit dem Namen *Cardiovascular Research Center Bulletin* erschienen. In der Tat war die Zahl solcher genetischer Doppelgänger weitaus größer, als die unendlich kleine Wahrscheinlichkeit, daß ein solcher Zufall sich ereignete, vermuten ließ. Es handelte sich um ein echtes Geheimnis, um ein wissenschaftliches Rätsel, an dem die Forscher sich die Zähne ausbissen. Die am häufigsten aufgestellte Hypothese, die der vorsichtiger Zorski übrigens nicht verteidigte, stützte sich auf das glückliche Zusammentreffen von Genverschmelzung und Blutsverwandtschaft. Der Chirurg fragte sich, ob Alexander Sirchos die jüngst zu diesem Thema veröffentlichten Artikel erst nach den dramatischen Zwischenfällen gelesen hatte oder ob er sie bereits zur Zeit ihrer Veröffentlichung zur Kenntnis genommen hatte und sich noch sehr genau daran erinnern konnte. Der Milliardär schien zu beidem fähig zu sein.

Mark Zorski seufzte.

»Mister Sirchos, Ihre Frau hat eine ziemlich seltene Blutgruppe, ein noch ungewöhnlicheres Blutgewebe und derart komplexe Eiweißgene, daß ihre ganze allergische Vergangenheit davon bestimmt wird. Außenstehende meinen, ich käme einfach so daher, würde mich mal kurz an den Operationstisch stellen und den vor mir liegenden Patienten aufschneiden und das kranke Organ ersetzen, ohne überhaupt zu wissen, wen ich da vor mir liegen habe. Ich muß zwar zugeben, daß die Vorstellung, die andere von mir haben, mir nicht mißfällt, aber sie ist falsch. Völlig falsch. Ich studiere jede Krankenakte ganz genau und veranlasse zusätzliche Analysen, wenn sie mir unvollständig erscheint. Wenn ich einen Menschen operiere, weiß ich alles - oder fast

alles - über ihn. Ich weiß, wann er das erste Mal an Marnern und zum letzten Mal an Pocken erkrankt war, ich weiß, ob er sich den Bauch mit gebratenen Hähnchen oder magerem Fisch vollstopft. Soweit das möglich ist - sogar bei dringenden Fällen -, bemühe ich mich, alles über das Leben des Patienten in Erfahrung zu bringen. Ich glaube, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sorgfältig ich mich mit der Krankheitsgeschichte von Pamela Sirchos beschäftigt habe. Die Möglichkeit, daß wir einen genetischen Doppelgänger finden, ist genauso groß wie die Wahrscheinlichkeit, daß ein Affe, der aufs Geratewohl auf den Tasten einer Schreibmaschine herumklimpert, den Roman *Krieg und Frieden* neu schreibt.«

Alexander Sirchos' Gesichtszüge verhärteten sich mehr und mehr. Seit einem Moment hatte er aufgehört, im Zimmer auf und ab zu gehen; seither bewegte er sich so gut wie überhaupt nicht mehr und machte den Eindruck eines durch schnell bindenden Zement versteinerten Mannes.

»Ich bin nicht Ihrer Meinung«, entgegnete er, fast ohne die Lippen zu bewegen.

Plötzlich wurden die Kopfschmerzen des Chirurgen immer stärker; die beiden größten Schmerzherde lagen genau über den Augenbrauen. Er stützte sich mit den Ellbogen auf den Schreibtisch und begann sich sanft die Stirn zu massieren. Er wußte nicht, wie er die Ungeheuerlichkeit, die der Milliardär soeben geäußert hatte, interpretieren sollte.

»In dem besagten Artikel behaupten Sie, jeder von uns hätte zumindest einen genetischen Zwilling irgendwo auf der Welt«, fuhr Sirchos fort. »Und nun wollen Sie behaupten, daß das bei Pamela nicht der Fall ist?«

Mark Zorski streckte die Hände von sich und seufzte, als stünde er einem ungeschickten und schlecht ausgebildeten Praktikanten gegenüber.

»Selbst wenn es diesen Doppelgänger gäbe, so sind

die Chancen, daß er in den nächsten Tagen mit einer Kugel im Kopf und einem gesunden Herzen in ein Krankenhaus eingeliefert wird, gleich Null, Monsieur Sirchos. Und wenn Sie diese negative Wahrscheinlichkeit noch mit der Möglichkeit multiplizieren, daß dieser Zwilling zwei Monate oder fünfundsiebzig Jahre alt sein kann, so erhalten Sie eine Zahl mit derart vielen Nullen hinter dem Komma, daß Sie sie nicht einmal auf fünfhundert engbeschriebenen Schreibmaschinenseiten festhalten könnten. Glauben Sie mir, es hat keinen Sinn.«

Sirchos lächelte, doch sein Lächeln glich eher dem Gähnen eines Dinosauriers.

»Sie verlangen von mir, daß ich mich mit der Vorstellung abfinde, daß Pamela in wenigen Tagen stirbt? Während Sie heute noch lebt?« knurrte er. »Sie kennen mich schlecht, Doktor Zorski! Ich bin bereit, mein ganzes Vermögen - bis zum letzten Cent - für Pamela zu opfern.«

»Sie haben Ihr Vermögen schon einmal verpfändet«, entgegnete der Chirurg. »Für nichts und wieder nichts. Aber diesmal gibt es wirklich keine Rettung mehr.«

Der Blick des Milliardärs verriet eine gewisse Verärgerung.

»Haben Sie nie daran gedacht, daß Pamelas genetischer Zwilling zwangsläufig mit denselben Allergien geplagt sein muß?« beharrte er in einem völlig respektlosen Ton. »Daß er beim ersten Wespenstich vermutlich eine prächtige Geschwulst bekommen hat? Daß er in jedem Frühjahr an Asthma leidet? Daß seine Haut sich entzündet, wenn sie mit Kupferlegierungen in Berührung kommt? Daß er eine Plakette bei sich tragen muß, die auf seine Allergie gegen Tetanusserum und Penicillin verweist? Und daß er letzten Endes wegen dieser Allergien gezwungen ist, einen Arzt aufzusuchen?«

Diesen letzten Satz schrie er förmlich heraus. Fasziniert hörte Zorski ihm zu. Er hatte das makabre Gefühl,

einer riesigen Hornisse dabei zuzuschauen, wie sie versucht, sich aus einem Spinnennetz zu befreien.

»Irgendwo existiert eine Karteikarte dieses Doppelgängers«, sagte Sirchos schließlich. »In irgendeiner Krankenhausabteilung oder in den Archiven eines Spezialisten. Ich habe meine ganze Organisation eingesetzt, um diesen Zwilling ausfindig zu machen ...«

»Na und?« unterbrach ihn Zorski.

Sirchos war verwirrt und zögerte.

»Wie bitte?«

»Wenn Sie ihn irgendwo zwischen Grönland und Neuguinea gefunden haben, was wollen Sie dann tun? Werden Sie ihm vorschlagen, Ihnen sein Herz zu verkaufen?«

Mit eiskalten Augen starrte der Milliardär den Arzt an.

»Lassen Sie dieses Problem meine Sorge sein, Doktor Zorski. Beschränken Sie sich darauf, sich für die Operation bereitzuhalten ...«

Zentimeter für Zentimeter war Mustapha Moussis Wohnung durchsucht worden, doch außer einigen mißlungenen, entweder zu hell oder zu dunkel eingefärbten Fotokopien, die in einem Papierkorb lagen, hatten die Polizisten nichts finden können. Die meisten Kopien waren unleserlich, völlig unentzifferbar, und die wenigen anderen bezogen sich auf banale Unfälle, die aus europäischen Tageszeitungen stammten. Man hatte ebenfalls das leere Versteck unter der Badewanne entdeckt und bemerkt, daß in der ganzen Wohnung keinerlei Koffer oder Tragetaschen vorhanden waren und im Kleiderschrank nur noch zwei beinahe funkelneue Anzüge sowie einige von Motten zerfressene Klamotten hingen. Offensichtlich hatte Moussi die Wohnung bereits vor einigen Tagen verlassen.

Das Fotokopiergerät war mit einem Hauptzähler und einem Tageszähler ausgestattet. Der erste Zähler be-

sagte nichts, da das Gerät bestimmt gebraucht gekauft worden war, doch der zweite Zähler gab eine beachtliche Zahl an. Mescard kratzte sich am Kopf und wandte sich an einen seiner Kollegen.

»Läßt sich herausfinden, ob dieses Gerät in letzter Zeit in Betrieb war?« fragte er.

Der andere zuckte mit den Schultern und konnte ihm keine Antwort geben.

Der Inspektor versagte sich eine Grimasse. So was nennt sich ultramoderner Polizist, mein Gott! Er legte seine Hand flach auf die gläserne Platte des Geräts und drückte auf den Einschaltknopf. Eine grünliche Leuchtöhre bewegte sich mit einem leisen öligen Geräusch rasch hin und her. Das Gerät surrte noch einige Sekunden lang, bevor es erneut ausschaltete. Allerdings kam keine Kopie herausgeglitten. Inspektor Mescard runzelte die Stirn. Einen Augenblick lang fingerte er am Gerät herum, dann gelang es ihm, es zu öffnen. Ein völlig zerknittertes und zerfetztes Blatt war unter der Trommel hängengeblieben. Der Polizist zog einige Fetzen hervor und versuchte, sie wieder zusammenzusetzen. Nur ein einziges Stück der Überschrift war zu entziffern: *Zu Händen Anwalt Jean-Louis Vo ...* Der Rest war völlig verwischt und von dicker Tinte bedeckt, mit der Mescard sich schließlich Hände, Gesicht, Hemd und Hose beschmierte.

Im alltäglichen Ritual, das sich im Saint-Louis-Flügel des Amerikanischen Hospitals abspielte, beendete Doktor Loic Gaborit seine letzte Operation dieses Morgens: Entfernung eines faustdicken Gallensteins. Dann eilte er sogleich unter die Dusche. Er war sehr schlecht gelaunt. Einige Stunden zuvor hatte man ihn wegen einer dringlichen Operation gerufen: Brustkorbb Blutung bei einem etwa zwanzigjährigen Soldaten. Eine ungeheure Blutung, die bereits die ganze linke Seite der Brust überflutet hatte. Der Patient war bereits am Abend zuvor ins

Saint-Louis eingeliefert worden, und selbstverständlich hätte er sogleich operiert werden müssen. Diese für eine Intensivstation unbegreifliche Verzögerung hatte dazu geführt, daß der junge Mann in völlig hoffnungslosem Zustand auf Gaborits Operationstisch landete. Der Chirurg hatte alles versucht. Er hatte den Brustkorb geöffnet, die für die Blutung verantwortliche innere Ventrikelmißbildung entdeckt und behoben und ein Maximum an Blut herausgepumpt. Leider konnte er einen normalen Kreislauf nicht wiederherstellen. Sämtliche Arterien waren verkümmert, und das Blut floß heraus wie Wasser aus einem alten Gartenschlauch. Es war nicht das erste Mal seit der Auseinandersetzung zwischen dem Chirurgen und der Krankenhausdirektion, daß ein solcher Zwischenfall sich ereignete. Wenn das so weiterginge, würden immer mehr Leichen auf seine Station gebracht. Und die Rücksichtslosigkeit der Verwaltung ließ den Prozentsatz an Gaborits Mißerfolgen immer größer werden. Man verzieh ihm seine Aufsässigkeit nicht, und trotz seines Widerstandes zerstörte man allmählich seinen guten Ruf. Man untergrub seine Moral, wischte ihn nach und nach von der Bildfläche. Im ganzen Krankenhaus wurde bereits gemunkelt, Gaborit sei nicht mehr mit den Gedanken bei seiner Arbeit, diese ganzen Todesfälle seien allein ihm zuzuschreiben, seine Hände würden ihn im Stich lassen, und wahrscheinlich würde er unvernünftigerweise viel trinken. Wie ein Lauffeuer breiteten diese und noch andere Verleumdungen sich aus und bewirkten, daß seine besonders beeinflussbaren und abergläubischen Mitarbeiter den Antrag stellten, in eine andere Abteilung versetzt zu werden.

Der starke Duschstrahl befreite den Chirurgen von den Giften, die sich unter seiner Haut angesammelt hatten, und von einem großen Teil seiner düsteren Ideen. Mit einer leichten Mahlzeit, einem Glas Bordeaux und zwei starken Espressos würde er wieder zu Kräften

kommen. Nach der kurzen Phase der Niedergeschlagenheit, die stets auf den Tod eines Patienten folgte, empfand er erneut Lust, zu kämpfen und sich zu schinden. Nicht nur dem Tod wollte er die Stirn bieten, sondern auch dieser Verwaltung, die sich seinen Tod wünschte.

Er legte sich ein großes Handtuch um die Schultern, stand lange vor dem leicht beschlagenen Spiegel und brachte seine Haare wieder in Ordnung. Mit dem Kamm zwischen den Zähnen trocknete er sich ab und zog anschließend den rauhen Baumwollkittel auf die nackte Haut an. Am Abend würde er eine Gegendarstellung über den Zustand des jungen Soldaten verfassen, in dem er anderthalb Stunden vor seinem Tod auf Gaborits Operationstisch gelegt worden war. Entgegen den Gepflogenheiten würde er die Verteilung der Krankenwagen und die Nachlässigkeit der Nachtdienste anprangern, damit die Verwaltung einen Status quo akzeptierte.

Er verließ den Duschraum und ging lässigen Schrittes ins Restaurant. Er kam an seinem Büro vorbei und sah, wie eine diensttuende Krankenschwester eine Mitteilung an der Magnettafel befestigte. Neugierig trat er näher. Zuerst nahm er den Inhalt der Mitteilung zur Kenntnis, dann runzelte er überrascht die Stirn und schließlich, als er den charakteristischen Stempel der Z.S.A. entdeckte, zuckte er zusammen.

»Was ist denn das?« fragte er.

»Man hat uns befohlen, diese Mitteilung an alle Ärzte zu verteilen«, erklärte die Frau. »Eine Rückenmarkstransplantation für einen Leukämiekranken. Man sucht einen genetischen Zwilling. Sie wissen ja, was das bedeutet.«

Gaborit biß sich auf die Unterlippe. Aufmerksam las er ein zweites Mal die Zahlen und die Zusammenstellung der verschiedenen Blutkörper. Die pathologische Eigenart dieser Analysen machte ihn stutzig. Er hatte

das seltsame Gefühl, diese Angaben schon einmal gelesen zu haben, konnte sich jedoch nicht erinnern ...

»Einen genetischen Zwilling ...«, seufzte er. »So ein Quatsch!«

Angesichts der erstaunten und leicht schockierten Miene der Krankenschwester fügte er hinzu:

»Ein genetischer Zwilling ist Ihre genaue genetische Entsprechung, eine beinahe perfekte Kopie ...«

»Ein Doppelgänger?« schluckte die Krankenschwester.

»Genetisch gesehen, ja«, bestätigte Gaborit. »Aber Ihr wahrer falscher Zwilling kann auch ein fettleibiger, kahlköpfiger, zahnloser, schielender alter Mann sein ...«

»Danke für das Kompliment!« empörte sich die Frau beleidigt.

Gaborit lächelte.

»Ich wollte damit nur sagen, daß Sie vielleicht irgendwo auf der Welt einen genetischen Doppelgänger haben, der Ihnen ganz und gar nicht ähnlich sieht«, erklärte der Arzt. »Der Amerikaner Zorski hat auf die Existenz dieser ...«

Er zögerte einen Moment lang.

»... dieser Duplikate hingewiesen. Aber soviel ich weiß, ist dies das erste Mal, daß man nach einem solchen sucht. Diese Kerle schrecken wirklich vor nichts zurück!«

Erneut glitt sein Blick über den offiziellen Stempel der Z.S.A. Welches Interesse konnte Steve Odds an dieser Sache haben? Eine astronomische Prämie? Der Kranke mußte notgedrungen einer dieser außergewöhnlich Reichen sein. Als die Krankenschwester das Büro verließ, dachte Gaborit immer noch über den eigentlichen Zweck dieses Rundschreibens nach. Im Grund genommen war diese Suche nach dem Unmöglichen gar nicht so unlogisch, wie er anfangs geglaubt hatte. Wenn der >wahre falsche Zwilling< dieses Kranken wirklich exi-

stierte, so mußte sich seine Krankenakte zwangsläufig in den Archiven eines Allergologen befinden. Wahrscheinliche Vorgeschichten mit Quincke-Geschwüren, Allergien gegen Penicillin, Heuschnupfen, Pfeffergewächse, Chrom und Kupfer, anaphylaktischer Schock ...

Angesichts dieser Aufzählung der Symptome erinnerte Gaborit sich wieder ...

Ein noch ganz junges, fünfzehn- oder sechzehnjähriges Mädchen mit blonden Haaren und großen, unwahrscheinlich dunkelblauen Augen. Mit einer akuten Blinddarmentzündung und zwei Porzellanpuppen im Arm war es ins Saint-Louis eingeliefert worden. Gaborit, damals noch ein sehr junger Arzt, war überrascht gewesen von den feinen Gesichtszügen dieser Patientin, von ihrer Sensibilität, ihrer Intelligenz und ihrer Ähnlichkeit mit den Puppen, von denen sie sich nie trennte. In einem Alter, in dem andere Mädchen schon lange die Pille nehmen und zwischen zwei Examensprüfungen und zwölf Rockkonzerten nur von ihren sexuellen Abenteuern sprechen, schien dieses Mädchen aus einer Parallelwelt zu kommen. Trotz der Gefahr einer Bauchfellentzündung mußte der Eingriff wegen einer schweren Allergie-Vergangenheit und der Eigenart ihrer Antikörper verschoben werden.

Anschließend war alles normal verlaufen. Vier oder fünf Jahre waren seither vergangen, Gaborit hatte damals mit Doktor Franck zusammengearbeitet. Vor einem Jahr war Franck tragischerweise an Bord seines Segelschiffes vor der irischen Küste ums Leben gekommen. Administrativ gesehen lag dieses Mädchen in den Archiven des Spitals begraben. Von nun an könnte nur Gaborit sie wieder auferstehen lassen.

Ein letztes Mal betrachtete er den Stempel der Z.S.A., dann verließ er mit leichten Schritten das Büro ...

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Völlig erschöpft ließ Mark Zorski sich auf das Bett fallen, ohne unter das Laken zu schlüpfen, ohne sich ausziehen. Er streifte nur die Schuhe ab und versank in einen unruhigen, tiefen, dunklen Schlaf voller Funken, die seine Träume wie Messerstiche durchstießen. Sein Alptraum setzte sich aus verworrenen, unzusammenhängenden Bildern zusammen, in denen Armyan Simba nackt oder in Trance auftauchte, ein geköpfter Junior, ganze Berge von bleichen Leichen, die von gewaltigen Bulldozern abtransportiert wurden, ein Gehängter, dessen Gesicht dem Hugo Russels ähnlich sah, ein Alexander Sirchos mit Vampirzähnen, der wie Charlie Chaplin mit einem heliumgefüllten Globus spielte.

Sein Kopfkissen war schweißdurchnäßt, als eine Krankenschwester ihn weckte. Er hatte so schlecht und so wenig geschlafen, daß er das Gefühl hatte, blind und taub geworden zu sein. Die Amphetamine, die er geschluckt hatte, verstärkten noch dieses Gefühl, und wie ein an einem Sonnenstich leidender Koalabär richtete er sich in seinem Bett auf.

Die Krankenschwester, die bestimmt schon manch anderen Rauschgiftsüchtigen und Schnapsbruder gepflegt hatte, hielt ihm ein großes Glas eiskaltes Wasser an die Lippen. Der Schmerz war so groß, daß Zorski sogleich wußte, daß er nicht tot war. Wie viele Southern Comforts mochte er nach seinem Gespräch mit Sirchos wohl hinuntergeschüttet haben? Zwei, sechs, zwölf? Er wußte es nicht ...

Er schüttelte sich und schnaubte wie ein brünstiger Seehund. Er konnte sich nicht erinnern, sich jemals zuvor derart erschöpft gefühlt zu haben.

»Geben Sie mir meine Tasche und holen Sie mir bitte ein eiskaltes Bier!« bat er mit heiserer Stimme.

Er war sich nicht sicher, ob er diese Worte klar und deutlich ausgesprochen hatte, aber die Krankenschwe-

ster hielt ihm seine Tasche hin und verließ das Zimmer. Zorski gab ein nervöses Glucksen von sich, zuckte mit den Schultern und begann in seiner Reisetasche zu wühlen. Er zog ein ovales Döschen mit einem wie Perlmutter glänzenden Deckel hervor und entnahm eine Prise Kokain, die er aus seiner hohlen Hand ziemlich ungeschickt schnupfte. Mit dem Zeigefinger und dem Daumen schloß er das Döschen erneut, ließ es zwischen seine zusammengeknüllten Wollsocken fallen und legte den Kopf in den Nacken.

»Ein Royal Flush für achtundvierzig Stunden Schlaf!« seufzte er.

Er wurde sofort erhört. Die Krankenschwester kam mit einem japanischen Bier zurück, das aus purem Eis zu bestehen schien. Hinter ihr tauchte Hugo Russel auf. Angesichts dieser doppelten Erscheinung konnte Zorski sich ein Grinsen nicht verkneifen. Er griff nach der Flasche und trank sie in einem Zug zu drei Vierteln leer, bevor er sich bewußt wurde, daß er immer noch in einer ziemlich lächerlichen Position am Fuß seines Bettes saß. Mühsam richtete er sich auf. Abgesehen davon, daß er sich der Absurdität der Situation nun vollkommen bewußt wurde, hatte das Kokain ihm nicht geholfen. Nervös durchwühlte er sein seidiges schwarzes Haar, das ihm bei den Frauen so viel Erfolg einbrachte.

»Nun los, Russel«, murmelte er, »laden Sie Ihren Kummer ab!«

Russel und die Krankenschwester schauten einander kurz an.

»Wir haben Probleme mit Pamelas Zunge«, sagte der Arzt.

Zorski wurde von einem verrückten, nicht enden wollenden Lachen gepackt, das ihm buchstäblich die Kehle zuschnürte.

»Mit ihrer Zunge?« stammelte er heftig schluckend.
»Sie haben Probleme mit ihrer Zunge?«

Russel blieb ernst, doch im Halbdunkel des Zim-

mers ähnelte er immer mehr einem häßlichen Transvestiten.

»Ihre Zunge ist stark angeschwollen«, erklärte er, während Zorski sich vor Lachen fast krümmte. »Sie ist ganz schwarz und faserig geworden und weist zahlreiche Geschwüre auf.«

Russel benahm sich wie ein Praktikant. Sein Verhalten schien Mark Zorski sichtlich zu ernüchtern. Er gab ein kehliges Knurren von sich, das seine Gesprächspartner in Erstaunen versetzte.

»Und was kann das Ihrer Meinung nach sein?« murmelte er, indem er gegen den Wunsch, wieder einzuschlafen, heftig ankämpfte.

»Ein Hefepilz«, antwortete Russel unsicher. »Eine starke Vermehrung von Candida albicans.«

Zorski runzelte die Stirn.

»Und wegen eines verdammten Pilzes bringen Sie mich um meinen Schlaf!«

»Mister Sirchos hat ausdrücklich betont, daß wir Sie über jede Veränderung des Gesundheitszustandes seiner Frau sofort informieren müssen«, entgegnete die Krankenschwester anstelle des völlig ratlosen Russel.

Zorski fluchte leise vor sich hin und stieg schließlich mit sichtlicher Mühe aus seinem Bett. Mit meergrünen Augen schaute er die junge Frau an.

»Wissen Sie, wie man ein Bad gegen Müdigkeit einlaufen läßt, Schätzchen?«

»Ich kann Ihnen einen starken Kaffee machen«, antwortete sie.

»Schon gut!« seufzte Zorski. »Kommen Sie, Russel, wir schauen uns diese schwarze Zunge einmal etwas genauer an ...«

Erneut lachend, schwankte er auf die Zimmertür zu.

Der Transpac-Computer des Amerikanischen Hospitals war ungewöhnlich leistungsfähig und bot außerordentlich bequeme Nachschlagmöglichkeiten. Loic Gaborit

stellte eine annähernd chronologische Liste der Blinddarmoperationen auf, die Doktor Franck durchgeführt hatte, und schaffte es, sein Forschungsfeld auf die zwölf- bis achtzehnjährigen Patienten einzugrenzen. Schließlich beschloß er, die Informationen nach der Krul-Methode abzurufen, und setzte sich mit einem Pfund Aprikosen vor den Schirm.

Als er den siebten Kern ausspuckte, tauchte endlich der gesuchte Name auf dem Monitor auf. Per Knopfdruck stoppte er das Bild und rief die Krankenakte ab.

Giova Llorens.

Merkwürdigerweise löste dieser Name den berühmten Funken aus und lüftete den Schleier, der sein Gedächtnis trübte. Die Kleine lebte bei ihrer Mutter, einer stattlichen *Mamma* italienischer Herkunft, deren plumpe Gestalt in krassem Gegensatz zu dem graziösen Aussehen ihrer Tochter stand.

Giova Llorens ...

Auf dem Bildschirm erschien die komplette Krankenakte mit den Resultaten sämtlicher Analysen, die Doktor Franck hatte durchführen lassen. Gaborit verglich die Zahlen mit denen auf dem Z.S.A.-Plakat. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Es war unglaublich ... Ein wahrer genetischer Zwilling. So wie der Amerikaner Zorski ihn beschrieben hatte ...

Die Erinnerungen kehrten wieder, schmerzlos, träge, wie dicke, mit Bildern angefüllte Luftblasen. Wenige Stunden nach der Operation hatte Giova, noch halb unter Narkose, eine ihrer Puppen zu Boden fallen lassen, woraufhin ein Arm der Puppe auf den Fliesen zerbrach. Als Giova wieder zu sich kam, war sie darüber so traurig, daß Doktor Franck die Puppe nahm, ihr den kaputten Arm wieder anklebte und ihr einen Verband anlegte.

»Diesen Verband mußt du acht Tage lang dranlassen«, hatte Franck der Kleinen ans Herz gelegt.

Giova strahlte vor Freude und ihr Lächeln hellte das

ganze Krankenzimmer auf. Sie sprach kaum mit den anderen Kindern, die ihr - wie sie Gaborit gegenüber geäußert hatte - viel zu eingebildet waren und zuviel Krach machten. Je nach Tag oder Stunde entwickelte sich ihr geistiges Alter um sechs oder dreißig Jahre weiter. Das Krankenhauspersonal hielt sie für geistig zurückgeblieben, doch Franck dachte genau das Gegenteil. Aus Neugierde ließ er während den fünf Tagen ihrer Genesung eine ganze Reihe von Tests durchführen, die eindeutig bewiesen, daß Giova problemlos die Universität besuchen könnte und einen ausgesprochen hohen Intelligenzquotienten hatte. Wie alle wirklich überdurchschnittlich begabten Kinder bewegte sich Giova auf dieser Welt wie ein Albatros an einem ölverdrehten Strand.

Zu jener Zeit war sie fünfzehn Jahre alt; seither waren vier Jahre vergangen. Zusätzlich zum eigentlichen Ziel seiner Nachforschungen fragte sich Gaborit, was wohl aus Giova Llorens geworden war, welchen Platz sie inmitten von lauter Ungleichen eingenommen hatte.

Der Arzt notierte sich die Adresse, die in der Akte vermerkt war. Vielleicht hatte er Glück, und sie stimmte immer noch. Aber das war nicht das Wesentlichste. Viel wichtiger war es herauszufinden, warum die Z.S.A., die nicht gerade für ihre Menschenfreundlichkeit bekannt war, sich für diesen Fall interessierte. Es mußte verdammt viel Geld auf dem Spiel stehen. Und vielleicht würde sich für Gaborit die erfreuliche Möglichkeit bieten, das Kräfteverhältnis auf den Kopf zu stellen und den Schwierigkeiten, mit denen er derzeit konfrontiert war, definitiv ein Ende zu bereiten.

Anschließend versuchte er, das Archivdokument zu vernichten, was ihm jedoch nicht gelang. Aber es bestand ohnehin nur wenig Aussicht, daß ein zu jener Zeit bereits tätiger Assistenzarzt die Suchmeldung lesen und sogleich eine Verbindung zum Fall Giova Llorens herstellen würde.

Genau in dem Moment, als David Toland in der Lederuniform der Z.S.A.-Sammler das Zimmer betrat, schaltete Gaborit das Gerät ab. Gaborit machte mit seinem Stuhl eine halbe Umdrehung, betrachtete seinen Freund von Kopf bis Fuß und nickte anerkennend mit dem Kopf.

»Man hat's mir bereits gesagt«, flüsterte er verblüfft, »aber ich konnte es einfach nicht glauben ...«

»Dabei muß es dich doch von einer schweren Last befreit haben, oder?« entgegnete David bissig.

Der Arzt zuckte mit den Schultern.

»Warum bist du Mitglied geworden? Wegen des Geldes oder weil du kämpfen willst?«

Einen Augenblick lang nickte David mit dem Kopf und kaute seinen Kaugummi, ehe er eine Antwort gab.

»Eines Tages werde ich beweisen, daß diese Kerle Mörder sind, bezahlte Killer, Kopfhäger ...«, murmelte Toland. »Weißt du, mit wem ich in einer Mannschaft zusammenarbeite?«

Gaborit schüttelte den Kopf.

»Mit Mirko Milan«, sagte David.

Der Chirurg pfiff kurz durch die Zähne.

»Sie meinen's wirklich gut mit dir«, sagte er lächelnd.

Dann wurde er sogleich wieder ernst.

»Ich hatte schon mehrmals mit diesem Milan zu tun. Ich mag diesen Kerl überhaupt nicht. Er ist ein Apache. Bevor Steve Odds ihn engagierte, herrschte er über die Zone. Nimm dich in acht vor diesem Burschen, David ...«

Mißmutig schaute David Gaborit an. Die Warnung kam etwas spät. Er war nach wie vor überzeugt, daß Milan für das Gemetzel in der sowjetischen Botschaft verantwortlich war, daß er das Kommandomitglied auf dem Dach kaltblütig erschossen hatte, was er allerdings nicht beweisen konnte. Sein einziges Anklagemotiv war seine persönliche Überzeugung. Aber das war zu wenig. Der junge Polizist, der Milans plötzliches Ver-

schwinden hätte bezeugen können, war tot, und selbst wenn ... Nicht einmal hundert Zeugen könnten den Geier an der Behauptung hindern, er hätte sich nur entfernt, um pinkeln zu gehen. Ein weiteres Detail ließ David keine Ruhe. Mit welcher Waffe hatte Milan den Terroristen getötet? Es konnte sich nicht um eine einfache Handfeuerwaffe handeln, da die Entfernung zu groß und die Sicht zu schlecht war ... Im ersten Moment hatte David logischerweise an die Gewehre mit dem Infrarot-Visier gedacht, mit denen ein Großteil der Polizisten bewaffnet waren, die das Gebäude umstellt hatten. Eine solche Behauptung würde jedoch nur dazu beitragen, Milan noch mehr zu entlasten, da er sich einer derart auffälligen Waffe weder bemächtigen noch sie bei sich verstecken konnte ...

David seufzte.

»Woran denkst du?« fragte Gaborit erstaunt.

»Einfach so. Ich glaube, ich brauche einige Stunden Schlaf. Aber was treibst du eigentlich hier?«

Gaborit schaute dem Sammler kurz über die Schulter, bevor er ihm die Suchmeldung der Z.S.A. reichte.

»Könntest du dich vielleicht diskret hierüber informieren?« fragte er.

Rasch las David die Meldung durch und verweilte einen Moment lang auf dem Stempel der Organisation von Steve Odds.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Das wüßte ich auch gern«, entgegnete der Arzt.

»Weswegen ich dich bitten möchte, dich mal ein wenig umzuhören.«

David schwenkte das Fahndungsblatt der Z.S.A. hin und her.

»Glaubst du, die Sache ist so wichtig?«

Gaborit hob die Schultern.

»Ich weiß nicht, aber es könnte sein«, entgegnete er leise.

Mark Zorskis Metamorphose war geradezu spektakulär. Die Erschöpfung auf seinem Gesicht, seine an Hysterie grenzenden Reaktionen, auf geheimnisvolle Weise war alles verschwunden. An Pamelas Krankenbett wurde er wieder zum berühmten, hervorragenden Herzchirurgen. Bevor er sich die schwarze Zunge anschaute, auf die Russel ihn aufmerksam gemacht hatte, hörte er die Herzschläge der jungen Frau ab. Die MilliardärsGattin war bei vollem Bewußtsein, schaute ihm aufmerksam zu, doch sie sprach kein Wort. Tief in ihrem Innern mußte sie spüren, daß der Tod ganz nahe war; ihre Angst davor ließ sie sich allerdings nicht anmerken. Sie wußte nichts von dem verzweifelte Versuch ihres Mannes, einen genetischen Zwilling zu finden. Zorski hingegen konnte an nichts anderes mehr denken. Zusätzlich zu dieser verrückten Hoffnung stellte er sich immer wieder dieselbe Frage: Was würde geschehen, wenn die Organisation von Sirchos tatsächlich einen >wahren falschen Zwilling< in bestem Gesundheitszustand ausfindig machen würde?

Er richtete sich auf und schaltete das Elektrokardiogramm ab, das ihn zu irritieren schien.

»Das Geräusch erinnert mich an einen alten kaputten Blasebalg«, meinte er mit einem charmanten Lächeln.

Pamela war völlig entspannt und reagierte mit einem Lächeln auf die betonte Lässigkeit des Chirurgen. Russel, der etwas abseits stand, erkannte mit einemmal die alte Pamela wieder, die von aller Welt verehrt wurde, und hatte das Gefühl, sie müsse den Tod wie eine Erlösung empfinden. Die neuerdings defekte Herzklappe schien sie eher von ihren existenziellen Neurosen zu befreien als hundert Jahre Psychotherapie.

»In einer der Schreibtischschubladen meines Mannes finden Sie ausgezeichneten Alleskleber«, erklärte sie mit seltsam veränderter Stimme. »Bringen Sie den Schaden schnellstens wieder in Ordnung. Bald habe ich Geburtstag, und dann will ich die ganze Nacht durchtanzen ...«

Merklich erschöpft von diesen wenigen Sätzen, hielt sie inne.

»Ich glaube, ich werde Ihnen diesen Alleskleber direkt in den Mund spritzen«, antwortete Zorski ziemlich barsch, »Öffnen Sie bitte den Mund.«

Überrascht runzelte Pamela die Stirn.

»Öffnen Sie den Mund und strecken Sie die Zunge heraus!« wiederholte der Chirurg.

Pamela Sirchos gehorchte und zeigte dem Arzt ihre unglaublich faserige und schwarze Zunge. Die tiefen Furchen darauf bildeten zwischen der Schleimhauthöhle und der Zungenspitze ein T. Zorski setzte seinen Stirnreif auf und leuchtete der Frau in den Mund. Er öffnete die Geschwüre, indem er mit beiden Daumen auf die Zunge drückte. Pamelas Augen füllten sich mit Tränen. Gleichzeitig röchelte sie.

Zorski ließ die Zunge wieder los und nickte kurz mit dem Kopf, als Pamela zu husten begann.

»Tut es weh?« fragte er nach einer Weile.

Das Atmen fiel Pamela schwer.

»Mir ist, als hätte ich ein Staubknäuel im Mund«, seufzte sie.

Zorski kratzte sich an der Wange und schien sich erst jetzt bewußt zu werden, daß er sich seit zwei Tagen nicht mehr rasiert hatte.

»Das ist nicht weiter schlimm«, sagte er und erhob sich. »Das werden wir schon wieder hinkriegen ... Ich komme später noch einmal zu Ihnen.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Zimmer. Hugo Russel und eine Krankenschwester folgten ihm.

»Sie müssen ein Präparat zusammenstellen«, sagte er, als sie auf dem Flur standen. »Zweimal am Tag reiben Sie ihr damit die Zunge ein. Sobald sie über ein unerträgliches Brennen klagt, müssen Sie ihr den Mund sorgfältig ausspülen. Vermeiden Sie es, mit dem Zahnfleisch und dem Gaumen in Berührung zu kommen.

Der Schmerz würde eine Beschleunigung des Herzrhythmus bewirken.«

»Ist es doch kein Pilz?« fragte Russel erstaunt und fassungslos.

Zorski schüttelte den Kopf.

»Nein, ein klassischer Fall von >schwarzer Zunge<. Die Zungenwärtchen verhärten sich wie die Handinnenflächen eines Holzfällers. Ein starkes Vitamin A-Konzentrat wird den Prozeß aufhalten. Pamela wird mit einer gesunden rosigen Zunge sterben ...«

Die Frau war vorzeitig gealtert. Abgesehen von ihren grauen Haaren und den drei tiefen Furchen auf der Stirn trug sie ein klassisch geschnittenes graues Kleid, und mit leicht herunterhängenden Schultern saß sie da auf der Stuhlkante, so als schämte sie sich, hergekommen zu sein. Sie vermied es, ihrem Gegenüber in die Augen zu schauen, und starrte statt dessen auf den Teppich, als würde sich dort das interessanteste Spektakel aller Zeiten abspielen. Ein Lifting und etwas mehr Schminke hätten ihr ihre vierzig Jahre augenblicklich wiedergegeben. Man brauchte kein guter Morpho-Psychologe zu sein, um zu erkennen, daß diese Frau einst eine sehr schöne Frau gewesen war.

Steve Odds kaute an seinem Kugelschreiber und ließ ihr genügend Zeit, sich in die neue Situation einzugewöhnen. Die Angelegenheit war viel zu wichtig, als daß sie durch übertriebene Hast verdorben werden durfte.

»Ich bin die Frau von Doktor Franck«, murmelte sie schließlich. »Mein Mann ist letztes Jahr an Bord seines verfluchten Schiffes ums Leben gekommen ...«

Der Name Franck sagte Odds gar nichts, aber nun begriff er, warum diese Frau vorzeitig gealtert war und warum sie ihren ganzen Haß und ihre Verzweiflung auf ein Boot konzentrierte, das ihrer Meinung nach für die Tragödie verantwortlich war. Der Boß der Z.S.A. fragte

sich, ob er es nicht ganz einfach mit einer Verrückten zu tun hatte ...

»Er hat mich mit drei Kindern und seiner Lebensversicherung zurückgelassen ...«

Das Ende ihres Satzes ging in ein Schluchzen über. Odds verzog den Mund und hielt der Frau die Suchmeldung hin.

»Wollten Sie darüber mit mir sprechen?«

Sie schaute auf das Blatt, als sähe sie es jetzt zum ersten Mal, und nickte traurig mit dem Kopf.

»Mein Mann war ein hervorragender Chirurg«, flüsterte sie. »Wenn er abends nach Hause kam, erzählte er mir von seinen Operationen, und die interessantesten Fälle pflegte er in seinen Heften schriftlich festzuhalten.«

Sie hob den Blick, und der Haß in ihren Augen machte Odds völlig sprachlos.

»In Wirklichkeit«, fuhr sie mit plötzlich lauterer Stimme fort, »hatte er sich buchstäblich in dieses kleine Luder verliebt. Nachdem sie das Krankenhaus verlassen hatte, traf er sich mehrmals mit ihr. Sie ist schuld an seinem Tod!«

Odds runzelte die Stirn. Er strich sich mit den dicken Fingern über die dichten Augenbrauen. Er begriff überhaupt nichts mehr.

»Aber von wem sprechen Sie eigentlich?« fragte er.

»Von diesem Mädchen!« kreischte die Frau. »Mit ihren Puppen und ihrer Unschuldsmiene ...«

Dann brach sie in hysterisches Lachen aus.

»Dabei war sie nicht einmal mehr Jungfrau, als mein Mann sie kennenlernte!«

Odds schüttelte den Kopf; dieser Wutausbruch verutzte ihn völlig. Die kleine schüchterne Dame, die eben noch mit dem Mobiliar verschmelzen zu wollen schien, um von dieser Welt zu verschwinden, verwandelte sich vor seinen Augen in einen anderen Menschen.

»Eine kleine Hure ist sie!« knurrte sie erneut. »Eine kleine Hure, die von ihrer Mutter an den Meistbietenden verkauft wurde! Und das liebte sie, dieses Biest!«

Beschwichtigend hob Odds die Hände.

»Gut, einverstanden ... Aber was hat das alles hiermit zu tun?« fragte er und deutete auf das Fahndungsblatt.

Im Blick der Frau glitzerte ein anderes, gieriges, noch härteres Funkeln.

»Wieviel zahlen Sie?«

Odds gab sich empört.

»Hören Sie, Madame! Wir haben dieses Plakat veröffentlicht, um ein Menschenleben zu retten ...«

»Daß ich nicht lache!« schrie die Frau mit erstaunlich ordinärer Stimme. »Mein Mann hat mir viel über Sie und Ihre Organisation erzählt. Glauben Sie wirklich, daß es in diesem Land noch einen einzigen Arzt gibt, der sich irgendwelchen Illusionen über die wahren Motive der Z.S.A. hingibt?«

Dieser aggressiven Bemerkung folgte ein kurzes Schweigen. Nachdenklich beobachtete Odds die Frau, die seinem Blick diesmal standhielt.

»Zehntausend«, sagte er schließlich leise, wie mit schwerem Herzen.

Die Frau gluckste nervös.

»Soll das ein Witz sein?«

»Eine beachtliche Summe«, entgegnete Steve Odds.

»Nichts!« unterbrach ihn die Frau schroff. »Die Sache ist hundertmal mehr wert.«

Odds riß die Augen auf. Diese kleine unscheinbare Frau wagte eine Million Dollar von ihm zu verlangen. Bluffte sie einfach nur, oder kannte sie den tatsächlichen Zweck dieses Plakats und den Namen des Mannes, der es finanzierte? Odds versuchte nun seinerseits zu bluffen und log, um die Wahrheit zu erfahren.

»Ist Ihnen das Leben eines an Leukämie erkrankten Kindes soviel wert?«

Die Frau kniff die Augen zusammen. Sie drückte ihre Handtasche fest an sich und erhob sich.

»In dem Fall ... befürchte ich, daß wir uns nichts mehr zu sagen haben.«

Sie ging bereits auf die Tür zu, als Odds sie zurückrief.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Inspektor Mescard machte den Eindruck eines wütenden Mannes, der sich auf den Weg zu seinem Friseur gemacht hat und aus Zerstretheit im Wartezimmer seines Zahnarztes gelandet ist. Fast eine Stunde lang ließ Anwalt Jean-Louis Voline ihn warten, bevor er sich bereiterklärte, ihn zu empfangen. In der Zwischenzeit hatte Mescard beim Durchblättern der ausliegenden Zeitschriften nahezu alles über die enttäuschenden Liebesaffären der monegasischen Fürstenfamilie und über die Techniken des Zyklon-Surfens erfahren, einer neuen, von der amerikanischen Westküste stammenden Sportart, die er aller Wahrscheinlichkeit nach niemals ausüben würde, dann endlich wurde er in das Büro des Anwalts gebeten.

Anwalt Voline glaubte, der Polizist würde sich sogleich entschuldigen und wieder hinausgehen. Denn Mescard schaute sich um, als hätte er ganz vergessen, weshalb er eigentlich gekommen war.

Merklich ungeduldig räusperte sich Jean-Louis Voline.

»Kommen Sie als Klient oder als Polizist?« fragte er.

Mescard zog die Nase hoch.

»Ich verstehe ...«, murmelte er.

Der Anwalt runzelte die Stirn.

»Was verstehen Sie?«

»Wieviel verlangen Sie?«

Der Anwalt zuckte zusammen.

»Das hängt ausschließlich von dem Fall ab, den Sie mir anvertrauen wollen«, erklärte er bissig. »Ich habe keine Pauschalpreise.«

Ungeniert begann sich Mescard mit dem Zeigefinger in der Nase zu bohren.

»Ich ermittle in einem Mordfall.«

»Also sind Sie als Polizist hier?«

»Nicht unbedingt«, antwortete Mescard geheimnisvoll.

»Hören Sie, ich bin Anwalt und nicht Detektiv. Was ist los, Inspektor? Hat ein Wahnsinniger die Nutte umgelegt, auf die Sie ein Auge hatten? Hat einer Ihrer Hintermänner sich schnappen lassen?«

Die Augen des Polizisten funkelten belustigt.

»Lesen Sie gern Kriminalromane?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Dann sollten Sie welche schreiben. Sie haben ein besonderes Talent dafür, gewisse Dinge zu beschreiben. Nein, im Ernst, die Leute sind versessen auf so was.«

Die Überspanntheit seines Gesprächspartners schien dem Anwalt schwer auf die Nerven zu gehen. Verärgert schaute er auf seine Armbanduhr.

»Ich habe eine Verabredung«, sagte er. »Es tut mir leid, aber ...«

»Eigentlich ermittle ich in einem dreifachen Mordfall«, unterbrach ihn Mescard. »Verstehen Sie, es handelt sich nicht um eine Kleinigkeit. Und ich habe Beweise dafür, daß Sie eines der Opfer kannten ...«

Er zuckte mit den Schultern.

»... Ich könnte Sie problemlos vor den mit dem Fall beschäftigten Untersuchungsrichter bringen. Mit drei Morden kann ich haufenweise Rechtshilfeersuchen ergattern!«

Der Anwalt lächelte böse.

»Dann versuchen Sie's doch«, grinste er herausfordernd.

Mescard wehrte ab.

»Nein, nein! Ich habe nicht die Absicht, so etwas zu tun. Und wissen Sie auch, warum?«

Der Anwalt runzelte die Stirn.

»Ich weiß nur eins, Inspektor«, knurrte er. »Im Lauf meiner Karriere habe ich viele Ihrer Kollegen kennengelernt, und ich habe herausgefunden, daß es drei Arten von Polizisten gibt: die Beamten, die Verbitterten und die Duckmäuser. Ehrgeizlinge sind stets dieser letzten Kategorie zuzuordnen. Ich weiß nicht, ob Sie ehrgeizig sind oder nicht, aber in Sachen Heuchelei wird so schnell niemand Ihnen das Wasser reichen.«

Mit dem Handrücken rieb Mescard sich über die Nase.

»Monsieur Jean-Louis Voline«, begann er in leidenschaftslosem Ton, »Sie haben im Lauf Ihrer großartigen Karriere nicht nur die Rechte von Witwen und Waisen verteidigt. Sie wissen ganz genau, daß ein Gauner oft viel mehr ausplaudert, als er gefragt wird ...«

Er klopfte die Taschen seines Dufflecoats ab.

»Hätten Sie vielleicht eine Zigarette für mich?«

Der Anwalt schob ihm ein Kästchen zu, dessen Dekkel er öffnete. Mescard griff hinein, steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen und fünf andere in die Manteltaschen.

»Ehrlich gesagt«, fuhr er fort, indem er nach dem schweren runden Feuerzeug auf dem Schreibtisch des Anwalts griff, »ich bin kein begeisterter Anhänger des Gesetzbuches. Die Zeiten sind hart, jeder muß schauen, wie er zurechtkommt. Und in meinem Alter beschäftigt man sich nicht mehr mit solchen Lappalien wie Steuerhinterziehung, Verkaufsbetrug, Falschnamen beim Ankauf von Wohnhäusern, die zur Prostitution und anderen Geschäftchen bestimmt sind ...«

»Reden Sie doch keinen Quatsch!« unterbrach ihn Voline. »Kommen Sie endlich zur Sache. Ich hab nicht viel Zeit!«

»Wissen Sie, daß Sie denselben Ton draufhaben wie Bogart? Wie schaffen Sie es, einen solchen Akzent zu haben, ohne den Mund zu verziehen? Mir gelingt das einfach nicht ...«

Der Anwalt seufzte laut auf.

»Mustapha Moussi«, sagte der Inspektor nur.

Anwalt Voline runzelte die Stirn.

»Darauf hätte ich wetten können«, entgegnete er.

Langsam blätterte Odds den medizinischen Bericht durch, dessen erste Seite fehlte. Auf den ersten Blick schien die Akte echt zu sein, und die meisten Resultate der Analysen stimmten mit den Angaben auf dem Fahndungszettel überein. Mein Gott! Odds unterdrückte einen Seufzer. Der von Alexander Sirchos gesuchte genetische Zwilling existierte tatsächlich, und er lebte hier, in diesem Land, auf dem Territorium der Z.S.A., auf seinem Gebiet! Das war zu schön ... Seine Euphorie wurde wieder ein wenig gedämpft, als er merkte, daß weder die Identität des Mädchens noch der Name des Krankenhauses, in das es vor einigen Jahren eingeliefert worden war, in der Akte aufschienen. Wahrscheinlich hatten sie auf der herausgerissenen ersten Seite gestanden. Ohne diese Angaben war die Akte nichts wert. Er hob den Kopf. Die Frau lächelte. Odds schauderte. Er hatte Feinde, viele Feinde, doch nur wenige von ihnen ließen ihn nachts nicht ruhig schlafen; aber es wäre ihm lieber gewesen, diese Hexe nicht zu den letzteren zählen zu müssen.

»Ich benötige eine Zahlungsgarantie«, sagte die Frau.

Odds kreuzte die Arme. Im Prinzip hätte er sogleich Alexander Sirchos benachrichtigen müssen, aber er legte großen Wert auf seine wichtige Vermittlerrolle. Seinem amerikanischen Korrespondenten zufolge standen unbegrenzte Kredite und Prämien zur Verfügung. Einen solch lukrativen Job ließ Odds sich nicht so einfach durch die Lappen gehen.

»Ich mache Ihnen folgenden Vorschlag«, erklärte er.
»Eine jährliche Rente von hundertfünfzigtausend bis an Ihr Lebensende sowie eine erste Überweisung, sobald wir die Echtheit dieser Akte geprüft haben. Was halten Sie davon?«

»Eine Rente?« entgegnete die Frau sichtlich verärgert.
Odds beugte sich leicht nach vorn.

»Verstehen Sie mich nicht falsch, Madame ...«

»Madame Franck.«

»Madame Franck. Wir kaufen nicht nur diese Akte, wir möchten uns ebenfalls auf Ihre Diskretion verlassen können. Und eine jährliche Rente ist die beste Methode, uns Ihre Diskretion zu sichern.«

»Eine Rente, die Sie nicht mehr überweisen müßten, sobald mir etwas zustieße, nicht wahr?« knurrte die Frau.

Odds gab sich entrüstet. Er setzte zu einer Antwort an, aber die Frau kam ihm zuvor:

»Jeder weiß, daß Sie es mit den moralischen Eigenschaften Ihrer Angestellten nicht so genau nehmen ...«

Sie kniff beide Augen zusammen.

»... Und daß Ihre Geier sich nicht immer nur mit Leichen zufriedengeben, nicht wahr? Sie werden mir fünfhunderttausend sofort überweisen, und dann jährlich zehn mal fünfzigtausend, einverstanden?«

Odds fand, daß man in letzter Zeit wahrhaftig viel Geld von ihm verlangte, aber er war sich nicht zu schade, um noch zehnmal mehr von Sirchos zu fordern. Die kühle Entschlossenheit der Frau überzeugte ihn schließlich davon, daß er keinen günstigeren Kompromiß aushandeln könnte.

»In bar selbstverständlich«, fügte sie mit einem häßlichen Grinsen hinzu.

Odds breitete die Arme aus.

»Aber wie soll ich denn Ihrer Meinung nach eine solche Summe aus meinem Schreibtisch hervorzaubern?« entgegnete er. »Die Z.S.A. ist eine offizielle Institution,

die von der Ärztekammer und der Regierung unterstützt wird, und keine geheime Filiale der Mafia, wie Sie zu glauben scheinen! Ich unterstehe einem Wirtschaftsprüfer, Madame Franck. Glauben Sie etwa, ich könnte ein Loch von fünfhunderttausend in der Kasse vor ihm verbergen?«

Die Frau erhob sich.

»Ich bin sicher, daß Sie sich schon zu helfen wissen. Ich habe Zeit ...«

Nachdenklich schaute er ihr nach, wie sie das Büro verließ. Zeit ... Pamela Sirchos hatte immer weniger Zeit. Der Boß der Z.S.A. klappte die Krankenakte wieder zu, die die Frau ihm freiwillig dagelassen hatte. Mit den wenigen Angaben, über die er verfügte, brauchte er mindestens einen Monat, um die Identität dieses Mädchens und des Krankenhauses herauszufinden, in das es eingeliefert worden war. Es sei denn ... Wenn er die Karriere dieses Doktor Franck etwas genauer unter die Lupe nehmen würde ... Odds schüttelte den Kopf. Wieviele Blinddarmoperationen mochte ein Chirurg innerhalb eines Jahres wohl durchführen? Und wie viele Ärzte tragen den Nachnamen Franck? Und wie viele Archive gab es, die irgendwo in einem Datenverarbeitungsgerät schlummerten?

Die Nachfragen in den Allergie-Abteilungen hatten zu rein gar nichts geführt. Außer daß ein Spinner im Norden des Landes geglaubt hatte, anhand der genetischen Angaben auf dem Fahndungsblatt einen seiner Patienten wiedererkannt zu haben, der vor fünf Jahren verstorben war.

Die einzige interessante Spur war diese Frau, deren leicht süßliches Parfüm nach wie vor im Raum schwebte.

Odds hob den Telefonhörer ab.

David Toland betrat seine Wohnung, hängte seine Jacke an einen Kleiderhaken und warf den dicken gepolster-

ten Umschlag achtlos auf einen Sessel. Dann ließ er sich auf sein Bett fallen und lockerte die Riemen seiner Stiefel, die er sich mit den Füßen abstreifte. Herrgott! Er war erschöpft, völlig ausgebrannt, kraftlos und fühlte sich innen wie außen schmutzig.

Er legte sich auf den Rücken, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und schaute sich voller Enttäuschung in seinem von den Gerichtsvollziehern geplünderten Wohnzimmer um. Boris Gerstein, der europäische Pressezar, ließ sich Zeit mit der Erfüllung seines Versprechens. Bislang hatte noch kein Scheck Tolands Cherokee wieder in Schwung gebracht. Trotzdem brauchte sich David keine Sorgen über seinen Kontostand zu machen. Dank der letzten Nacht, des entsetzlichen Massakers und sämtlicher Prämien, die Milan ihnen gesichert hatte, besaß er genug Geld, um seine Wohnung neu einzurichten. Diese Vorstellung ekelte ihn an. Er war einer von ihnen geworden ... Ein Aasfresser, ein Geier, der von nun an mit dem Gesindel von Idioten zusammenarbeiten mußte, die von diesem Schwein namens Steve Odds engagiert worden waren, für den ein entnommenes Organ eher eine Handvoll Dollarnoten als ein gerettetes Leben bedeutete.

David erinnerte sich an die Worte von Gerard Rousel, seinem ehemaligen Assistenten, der angesichts des leidenschaftlichen Idealismus seines Gefährten immer wieder behauptet hatte, in der Geschichte der Medizin sei diese Art der Kunst immer auch mit dem Prinzip der Rentabilität verbunden gewesen. Die Gesundheitshändler ... Den Bereich der Medizin, in dem eine Verstaatlichung nötiger war als in irgendeinem anderen Bereich, hatten die verschiedenen Regierungen einem völlig schwachsinnigen System der freien Konkurrenz ausgeliefert. In diesem Bereich lähmte der Konkurrenzkampf den Fortschritt, wurden falsche Eide geleistet, jede Ordnung zunichte gemacht. Zwischen dem offenen Krieg der Laboratorien und dem Hegemonie-Stre-

ben der Z.S.A. stürzte die Medizin in ein paranoides Universum ab. Den kleinen Jungen, der mit glänzenden Augen einem vorbeifahrenden Krankenwagen hinterherschaut, gab es längst nicht mehr.

Todmüde schlief David ein und wurde von hoffnungslosen Bildern gequält.

Zorski saß am Rand des Schwimmbeckens und hatte einen fürchterlichen Kater. Wie alle anderen auch, aber wahrscheinlich mit einem ausgeprägteren Bewußtsein, hatte er im Lauf seiner Karriere schwere Momente der Verzweiflung überwinden müssen. Doch nie zuvor hatte er sich derart schlecht, derart hilflos gefühlt. Eines Tages verspüren die allermeisten Chirurgen dieses berauschte Gefühl, Herr über Leben und Tod zu sein, den Kundendienst des Schöpfers zu übernehmen. Dieses eigenartige, mit seinem Beruf eng verbundene Gefühl hatte Zorski zu einem anderen Menschen gemacht; eine Gewißheit, von der er sich nicht mehr befreien konnte und die von seinen Recherchen über Kopftransplantationen nur noch verstärkt wurde. Seitdem er mit der unglaublichen Macht von Alexander Sirchos konfrontiert war, wurde er sich seiner Verwundbarkeit und der möglichen Ausbeutung seiner Entdeckungen allmählich bewußt. Man mußte schon ein Idiot sein, um nicht zu begreifen, daß Sirchos einen Unschuldigen opfern würde, um das Leben seiner Frau zu retten.

Der Chirurg lag auf seinem Liegestuhl im Schatten eines bunten Sonnenschirms und fragte sich, ob er überhaupt noch eine andere Wahl hatte, ob er sich weigern könnte, sich an einer äußerst zweifelhaften Operation zu beteiligen. Er beschäftigte sich noch mit den widersprüchlichen Antworten auf diese Fragen, als plötzlich Hugo Russel in sein Blickfeld trat. Ohne so recht zu wissen warum, haßte Zorski diesen Arzt allmählich. Gewiß sah er in ihm sein eigenes Spiegelbild, die Umrisse seiner eigenen Zukunft, die Zukunft eines von ei-

ner fremdartigen Macht zerstörten Mannes, der manipuliert wurde wie eine gewöhnliche Marionette.

»Sirchos möchte mit Ihnen sprechen«, sagte Russel.
»Ich glaube, sie haben gefunden, was sie suchen.«

Zorski richtete sich auf.

»Was sagen Sie da?«

»Sie haben einen genetischen Zwilling in Europa gefunden«, erklärte Russel.

Er machte eine kurze Pause, bevor er fortfuhr:

»Die Suchmeldungen wurden unter dem Vorwand einer Rückenmarktransplantation veröffentlicht. Sie wissen ganz genau, daß dem nicht so ist. Was haben Sie vor? Wollen Sie zum Komplizen in einem Mordfall werden?«

Zorski setzte diese zugleich überraschte und wütende Miene auf, mit der er Gegnern gegenüberzutreten pflegte, die gegen die Konventionen einer Pokerpartie verstießen. Eine Mischung aus Zorn und Mitleid.

»Warum bleiben Sie denn hier, Russel?« murmelte er.

Einen Augenblick lang zögerte Russel.

»Ich wollte Ihnen ganz einfach nur sagen, daß Ihr Entschluß absolut nichts an der Sache ändern wird«, erklärte er und starrte auf den Grund des Swimmingpools. »Sirchos hat mich gefragt, ob ich bereit wäre, selbst zu operieren oder einem anderen Chirurgen zu assistieren, falls Sie sich weigern würden. Ich habe eingewilligt.«

Mit einem verächtlichen Grinsen auf den Lippen erhob Zorski sich.

»Sie sind bereits ein toter Mann, Russel«, knurrte er.
»Ich werde diesen idiotischen Vorschlag ablehnen, und ich versichere Ihnen, daß niemand jemanden töten wird, um das Leben einer MilliardärsGattin zu retten!«

Wie eine angriffsbereite Dogge starrte Russel ihn an.

»Das glauben Sie!« erwiderte der Arzt. »Nichts und niemand kann sich Alexander Sirchos widersetzen. Es war falsch von mir, das Gegenteil zu glauben, und es

war vor allem falsch, einen Augenblick lang zu hoffen, der berühmte Mark Zorski könnte ihm die Stirn bieten.«

Er grinste verkrampft.

»Sie waren nicht einmal imstande, Ihren Freund Simba zu retten.«

Zorski stürzte sich auf Russel und packte ihn brutal am Hemdkragen. Um ein Haar wären die beiden Männer ins Schwimmbecken gefallen.

»Was sagen Sie da?« raunte der Chirurg.

Russel versuchte sich zu befreien, aber er hatte keine Kraft mehr.

»Er wartet auf Sie«, stammelte er.

Zorski ließ nicht locker.

»Sie wissen, was in diesem Haus gemunkelt wird«, flüsterte er grausam. »Daß es nicht das Eindringen der Rowdies war, das für Pamela Sirchos' Zustand verantwortlich ist! Scheren Sie sich zum Teufel, Russel! Packen Sie Ihren Koffer und verschwinden Sie! In fünf Minuten wird Monsieur Sirchos diesen Befehl bestätigen.«

Russel wurde blaß, totenblaß. Er schwieg, während Zorski mit großen Schritten auf die Villa zuzuging und fest entschlossen war, den Fluch, der auf diesem Haus lag, aus der Welt zu schaffen.

Sehr langsam, Schein für Schein, zählte die Frau das Geld. Odds beobachtete sie und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf die Kante seines Schreibtischs. Schließlich schloß sie das Köfferchen, öffnete ihre Handtasche und zog ein gefaltetes Blatt Papier hervor, das sie dem Boß der Z.S.A. reichte.

»Sie heißt Giova Llorens«, sagte sie und verzog den Mund, als würde dieser Name ihr die Kehle auskratzen. »Sie ist umgezogen, und ihre neue Adresse kenne ich nicht ...«

Wütend griff Odds nach dem Koffer. Die Frau wich rasch zurück.

»Aber ich weiß, daß sie in Paris wohnt, und ich weiß,

wie man sie in wenigen Stunden ausfindig machen kann«, fügte sie schnell hinzu.

»Sie hätten mir sämtliche Informationen liefern müssen«, entgegnete Odds mit feuerrotem Gesicht.

Unter Steve Odds' drohendem Blick mußte die Frau sich erheben und um ihren Stuhl herumgehen.

»Hören Sie!« schrie sie. »Dieses kleine Luder muß regelmäßig ein spezielles Medikament einnehmen. Da Ihre Nachforschungen bei den Spezialisten nichts ergeben haben und es sich um eine nach den Angaben des Arztes zubereitete Arznei handelt, brauchen Sie nur in den verschiedenen Apotheken nachzufragen.«

Odds fluchte leise vor sich hin und drückte mehrere Tasten seines elektronischen Telefonbuchs.

»Nicht nötig«, sagte die Frau. »Ich habe es bereits versucht. Der Name der Mutter dieser verdammten Hure steht in keinem Verzeichnis. Es ist möglich, daß sie ein zweites Mal geheiratet hat und Giova nach wie vor bei ihr lebt.«

Wütend wandte sich Odds von dem Apparat ab.

»Sie machen sich wohl über mich lustig?« knurrte er. »Glauben Sie, ich habe fünfhunderttausend Dollar locker gemacht, nur um den Namen eines unauffindbaren Mädchens zu erfahren?«

»Ich besitze ebenfalls die Namen der fünf oder sechs Apotheken, die befugt sind, diese ganz spezielle Arznei zusammenzustellen«, bemerkte die Frau. »Mein Mann war es, der dieses Heilmittel gegen starke Asthmaanfälle erfunden hat. Bis zu jener Zeit hatte alles nichts geholfen. Nachdem er sich die Analysen genauer angesehen hatte, sagte er mir, die Kleine müßte wahrscheinlich ihr Leben lang dieses Medikament einnehmen.«

Odds schien sich merklich zu beruhigen. Er las den Text des Blattes, das man ihm soeben ausgehändigt hatte. Er verzeichnete den Namen des Mädchens, das Datum und den Ort seiner Einweisung in ein Krankenhaus

sowie den Namen des Chirurgen, der es operiert hatte. Doktor Serge Franck.

»Ich kann hier weder die Liste der Apotheken noch den Namen des Produktes finden«, sagte er mit unfreundlicher Stimme.

Die Frau runzelte die Nase auf eine komische Art und Weise. Die drei Falten auf ihrer Stirn glichen mehr und mehr abscheulichen Hiebwunden.

»Das steht alles in einem Heft, das ich in ein Schließfach gesperrt habe. Hier ist der Schlüssel«, antwortete die Frau und hielt dem fettleibigen Boß einen winzigen, an einem gelben Kunststoffrechteck befestigten Schlüssel vor die Nase.

Odds schüttelte den Kopf.

»Sie werden doch wohl nicht annehmen, daß ich Ihnen mein Geld für diesen Blödsinn überlasse?« sagte er im heiteren Ton eines Schachspielers, der ganz genau weiß, daß er seinen Gegner schachmatt setzen wird. »Madame Franck, bislang ist es noch keinem Gauner gelungen, mich reinzulegen.«

»Ich wußte, daß Sie so reagieren würden«, entgegnete die Frau selbstsicher und mit einer schrillen Stimme, die in krassem Gegensatz zu ihrer unauffälligen Erscheinung stand. »Unten auf dem Blatt, das ich Ihnen gerade gegeben habe, können Sie eine Reihe von neun Ziffern und Buchstaben lesen. Es handelt sich um ein Codewort der Archive des Amerikanischen Hospitals. Dort können Sie meine Informationen überprüfen.«

Verblüfft schaute Odds die Frau an. Dieses Weib wußte, was es wollte.

»Nehmen Sie Platz!« befahl er. »Ich brauche nur fünf Minuten.«

Die Frau setzte sich wieder hin.

Eine Viertelstunde später konnte Odds feststellen, daß Giova Llorens vor vier Jahren wegen einer Blinddarmentzündung in die Abteilung von Doktor Franck aufgenommen worden war und daß die Einzelheiten

der vorgenommenen Analysen genau mit der Suchmeldung übereinstimmten. Er brach die Verbindung ab und rief im Amerikanischen Hospital an, wo man ihm erklärte, daß es völlig unmöglich sei, falsche Angaben in den Archiven der Zentrale zu speichern, da diese nur durch ein täglich sich änderndes Codewort zugänglich seien. Wenigstens in diesem Punkt hatte Madame Franck also nicht gelogen, und plötzlich war Odds fest davon überzeugt, daß sie auch in allen andern Punkten die Wahrheit sagte. Dennoch erlaubte er sich eine letzte Frage.

»Durch eine Rückenmarkstransplantation ist bislang noch kein Mensch gestorben«, murmelte er. »Wieso glauben Sie, sich an diesem Mädchen rächen zu können, wenn Sie uns helfen, sie ausfindig zu machen?«

Die Frau lächelte traurig.

»Wenn Sie die Absicht hätten, ein an Leukämie erkranktes Kind zu retten, hätten Sie eine umfangreiche Werbeaktion gestartet, um Ihr Image wieder aufzupolieren«, sagte sie ruhig. »Nun aber sind Ihre Nachforschungen eher diskret, wenn auch erfolgreich. In den Medien wurde noch nicht darüber berichtet.«

Sie erhob sich von ihrem Stuhl und fügte hinzu:

»Und Sie müßten sich mein Schweigen nicht auch noch erkaufen. Ich weiß, daß Giova Llorens sterben wird.«

Steve Odds' kräftige Hand schloß sich um den Schlüsselanhänger aus gelbem Plastik.

Die Frau zog die Tür hinter sich zu, und Odds war sicher, sie nie wiederzusehen. Was er jedenfalls hoffte. Diese Frau hatte ihn das Schaudern gelehrt.

Er drückte auf den roten Knopf der Sprechanlage.

»Schicken Sie Milan und Toland zu mir, sofort!«

Neunundzwanzigstes Kapitel

Zorski, der einige Sekunden zuvor noch so fest entschlossen war, mußte nun gegen die magnetische Anziehungskraft ankämpfen, die Alexander Sirchos auf seine Gesprächspartner ausübte. Gegen das unwiderstehliche Charisma, dessen er sich immer wieder bediente, wenn er sich einem wichtigen Kampf zu stellen hatte. Und dies war ein wichtiger Kampf! Keiner der beiden Männer ließ sich vom anderen an der Nase herumführen, und momentan beschränkten sie sich darauf, den anderen zu beobachten, wobei die üblichen Höflichkeitsbezeugungen die Heftigkeit des sich anbahnenden Kampfes nur sehr schwer verbergen konnten. Sirchos nahm eine Flasche Cristal Roederer aus dem feuchten Kübel, der das Wappen seiner Familie trug. Als er den Champagner ausschenkte, gab er sich plötzlich gut gelaunt, was bislang nicht oft der Fall gewesen war.

»Um einen Mann wieder in Schwung zu bringen, gibt es nichts Besseres als einen guten französischen Champagner«, erklärte er.

Zorski begriff ganz genau, was Sirchos damit sagen wollte. Die offenkundige Anspielung auf sein schlechtes Aussehen war um so unerträglicher, da er ganz genau wußte, daß auch er, der Milliardär, seit seiner Ankunft in der Villa keinen einzigen Moment hatte ausruhen können. Physisch schien er jedenfalls in der Lage zu sein, ein Tennismatch über fünf Sätze durchzustehen und sich anschließend mit zwanzig Schwimmbeckenlängen zu entspannen. Als erfahrener Spieler wußte Zorski, daß die körperliche Erscheinung und sogar die Kleidung sich beträchtlich auf den Ablauf einer Partie auswirken konnten.

Sirchos hob sein Glas.

»Wir haben großes Glück, Doktor Zorski.«

Der Chirurg stand reglos da und verzichtete absichtlich darauf, mit Sirchos anzustoßen.

»Sie haben einen genetischen Zwilling für Pamela gefunden?« fragte er mit zusammengekniffenen Augen.

Sirchos schien die Reserviertheit des Arztes nicht zu irritieren. Er nippte an dem Champagner und stellte sein Glas wieder hin.

»Das Wunder kommt aus Frankreich«, erklärte er. »Ein junges Mädchen, das Opfer einer schweren Schädelverletzung geworden ist und nun in tiefem Koma liegt. Die Ärzte haben die Hoffnung auf eine Rettung aufgegeben ...«

Plötzlich hielt er einige Sekunden lang besorgt inne.

»Ich kann verstehen, daß es Sie schockiert, wenn ich mich über das Unglück dieser Frau freue. Es fällt mir schwer, diese Reaktion zu rechtfertigen, aber als ich erfuhr, daß ihre Analyseergebnisse in sämtlichen Punkten mit denen von Pamela übereinstimmen, habe ich dem Himmel gedankt, Doktor Zorski.«

Tief erschüttert biß der Chirurg sich auf die Unterlippe.

»Bei diesem Rennen standen Ihre Chancen hunderttausend zu eins«, murmelte er.

Der kalte Blick des Milliardärs traf Zorski.

»Ich will, daß Sie mir helfen, dieses Ermittlungssystem zu modernisieren. Überall auf der Welt warten Kranke auf ihren >echten falschen Zwilling<. Ich habe vor, meine ganze Organisation in ihren Dienst zu stellen ...«

»Und wir werden miterleben, wie die Mächtigen sich das Leben ihrer genetischen Doppelgänger erkaufen können«, unterbrach ihn Zorski.

Überrascht runzelte Sirchos die Stirn.

»Ich muß gestehen, daß ich den Sinn Ihrer Überlegung nicht ganz begreife, Doktor Zorski«, behauptete er mit einer Spur von Unnachgiebigkeit in der Stimme. »Aber welche Ziele verfolgten Sie denn, als Sie mit Ihrer Forschungsarbeit über Kopftransplantationen begannen? Angenommen, Ihre Experimente bringen positive

Resultate und setzen sich weltweit durch: Glauben Sie wirklich, Sie könnten kontrollieren, wie Ihre Entdeckungen in der ganzen Welt angewandt werden?»

In diesem Punkt hatte sein Freund Simba Zorski bereits in arge Verlegenheit gebracht, und auch jetzt fiel ihm nicht gleich eine Antwort auf dieses Argument ein. Sirchos war kein leidenschaftlicher Wissenschaftler und kannte nicht diese grundlegende Passion, die die Wissenschaft vorantreibt. Er beschränkte sich darauf, die Argumente, die man ihm entgegenhielt, mit einer unerbittlichen Logik zu widerlegen; einer Logik, die auf der schwerlich zu kritisierenden Basis des Humanismus fußte.

»Nun! Ich kann das!« erklärte Sirchos. »Ich kann Ihnen anbieten, Ihre Wahl zu treffen! Ich sage es Ihnen noch einmal: Sie brauchen nur zu fragen. Wenn Sie befürchten, daß Ihre Studien boykottiert werden, dann ziehen Sie sich in diese nur für Sie eingerichtete Klinik in Genf zurück und tun Sie ausschließlich das, wozu Sie Lust haben! Brechen Sie Ihre Arbeit ab, wenn Sie das für richtig halten. Doch vergessen Sie nie, daß wir beide gemeinsam und innerhalb weniger Jahre in der Lage sind, die Lebenserwartung des Menschen zu verdoppeln. Vielleicht sogar zu verdreifachen ...«

Zorski holte tief Luft.

Die grauen Augen des Milliardärs strahlten.

»Weil ich in meinem Leben alles erreicht habe, Doktor Zorski. Aus allen meinen Kämpfen bin ich als Sieger und noch mächtiger hervorgegangen. Ich habe nur mehr einen einzigen Feind, und das ist derselbe, den auch Sie haben: der Tod.«

Mit einer riesigen Zigarre im Mund und freudestrahlend wie ein Schmarotzer, der sich in fremden Möbeln häuslich niedergelassen hat, lehnte sich Mirko Milan in seinem Sessel zurück und blies eine dicke blaue Rauchwolke aus. Mit dem Daumen klappte er seine fünf Kar-

ten zu einem Fächer auf. Gelassen nahm er Kenntnis von seinem Blatt, schaute sich frech seine Gegenspieler an, gab ein kurzes spöttisches Lachen von sich und legte seine Karten wieder zusammen, so daß sie in seiner dicken Mörderfaust verschwanden. Er warf den Kopf nach hinten, schüttelte das struppige Haar und schob die Hälfte seiner Jetons in die Mitte des Teppichs.

»Sie werden Blut spucken, meine Herren!« drohte er.

Milans Vulgaritäten wurden im Klub nicht besonders geschätzt. In der ersten Zeit hatte er noch durchaus reizvoll gewirkt, doch dann war er allen Mitgliedern des Klubs rasch unerträglich geworden. Nur noch Boris Gerstein, der Pressemagnat, fand die spöttischen Bemerkungen des Sammlers nach wie vor komisch. Doch niemand konnte Milan den Zutritt zum Spielzimmer wirklich verwehren. Abgesehen von der unglaublichen Brutalität, mit der dieser Mann vorzugehen pflegte, wurde er auch noch protegiert.

Offensichtlich liebte Milan es hierherzukommen. Die Entrüstung, die allein seine Anwesenheit im Kreis dieser hohen Tiere bewirkte, schien ihn bestens zu amüsieren, und es gefiel ihm, mit seiner Unverschämtheit bis zum äußersten zu gehen. Doch dieses Gefühl der Macht, das er zwangsläufig verspüren mußte, kam ihm teuer zu stehen. Milan war ein miserabler Pokerspieler. Er bluffte oft und zudem ziemlich schlecht und wußte mit seinen Spielen nichts anzufangen. Seine Gegner hingegen, die zu den ehrbarsten und reichsten Männern Europas zählten, waren gefürchtete Pokerspieler und seit langem mit allen Tricks vertraut. Das nahm Milan ihnen jedoch nicht übel. Er zahlte, aber er revanchierte sich auf diese Weise an dem Schicksal, das ihn in einer Zone auf die Welt hatte kommen lassen, wo die Sonne nicht einmal auf das Elend scheinen und den Schlamm trocknen konnte.

Drei Spieler am Tisch hielten sogleich mit und veranlaßten den Geier, noch höher zu setzen. Milan lachte

noch lauter. Er kaute an seiner Zigarre herum und schaute seine Gegenspieler unverschämt an, einen nach dem anderen.

Ein Mann in purpurroter Livree trat neben ihn. Er hielt einen Telefonapparat in der Hand, beugte sich zu ihm und murmelte.

»Monsieur Odds will mit Ihnen sprechen.«

Mit einer betont lässigen Bewegung stieß Milan den Mann zur Seite, so als würde er ein lästiges Insekt verschrecken.

»Später, mein Lieber, später!« wies er ihn in sonderbar überspitztem Ton zurück.

Boris Gerstein brach in schallendes Gelächter aus, und die anderen Spieler warfen ihm vernichtende Blicke zu.

»Ich glaube, es ist äußerst wichtig«, beharrte der Diener.

Milan seufzte, ergriff den Hörer, lehnte sich mit seinem Stuhl nach hinten und legte die Füße auf den Spieltisch.

»Nun, Chef, was gibt's?«

Am anderen Ende der Leitung drohte Odds vor Zorn fast zu ersticken.

»Ich habe einen Spezialauftrag für Sie, Milan!« erklärte der Boß der Z.S.A. »Kommen Sie so schnell wie möglich zu mir!«

Gewöhnlich bedeutete der Ausdruck >Spezial<, daß es sich um einen äußerst widerlichen, aber sehr lukrativen Job handelte.

»Im Moment spiele ich«, entgegnete der Geier gelassen.

»Das ist mir scheißegal!« brüllte Odds.

Milan grinste unverschämt.

»Ist es wirklich so wichtig?«

»Allerdings!« zischte Odds.

»In dem Fall spiele ich meine letzte Partie zu Ende«, sagte Milan. »Und meine Prämie wird so hoch sein wie mein letzter Einsatz.«

Odds schwieg einen Augenblick lang am anderen Ende der Leitung.

»Was soll dieser Quatsch denn nun schon wieder, Milan?«

»Bei dieser Partie ist die Einsatzhöhe unbegrenzt, aber ich habe nicht mehr viel Geld. Geben Sie mir Rücken-
deckung?«

Odds war erneut völlig verblüfft.

»Was?« schrie er. »Gegen wen spielen Sie denn überhaupt?«

»Gegen Carlus, den krabbenförmigen Rachitiker, der sich im nationalen Handel und in der Automobilindustrie abrackert«, antwortete Milan glucksend.

Dem alten Carlus fiel das Monokel von der Nase, und er schluckte vor Wut, während Gerstein sich vergnügt auf die Schenkel klopfte.

»Und gegen Ihren Freund Passanti, der Liebling der Rußkis, der immer noch nach Gas stinkt«, fuhr Milan fort.

Gerstein bekam vor lauter Lachen fast keine Luft mehr.

»Und auch gegen dieses Ferkel namens Gerstein, wie Sie ihn zu nennen pflegen«, schloß der Geier.

Augenblicklich erstarrte Gersteins Gesicht. Vergnügt legte Milan den Hörer auf den Tischrand und schaltete das Mikrophon ein, damit Odds die anderen Spieler hören und selbst von ihnen gehört werden konnte.

»Los, Boß, wir sind am Zug!« sagte der Geier.

»Sie sind wohl völlig übergeschnappt, Milan!« brüllte Odds. »Ich ...«

»Jetzt wird nicht mehr geredet, jetzt wird gespielt!« unterbrach Milan schroff.

Boris Gerstein beugt sich etwas nach vorn.

»Mein lieber Odds, hier spricht das Ferkel namens Gerstein. Übernehmen Sie tatsächlich die Garantie für diesen überheblichen jungen Mann?«

»Natürlich tut er das!« antwortete Milan und tat, als

würde er dem Hörer rechts und links eine runterhauen.
»Nicht wahr, Boß? Nicht wahr?«

»Einverstanden«, seufzte Odds.

Milan setzte sich erneut bequem hin und kaute weiterhin an seinem Zigarrenstummel.

»In dem Fall«, sagte Gerstein, »befürchte ich, daß Sie in wenigen Minuten einen großen Teil des Kapitals Ihrer Firma verlieren werden.«

»Milan, ich ...«, flehte Odds.

»Ruhe!« schrie der Geier. »Wir sind hier beim Pokern und nicht auf einer Pressekonferenz!«

Sehr schnell wurden die Einsätze auf zwanzigtausend erhöht, und Passanti zog sich zurück. Milan saß zwischen Carlus und Gerstein, deren haßerfüllte Blicke starr auf den freudestrahlenden Milan gerichtet waren, der nach jedem weiteren Einsatz ein vergnügtes Glücksen von sich gab. Odds beschränkte sich darauf, am anderen Ende der Leitung mit immer leiser werdender Stimme zu murmeln, daß er weiterhin mithalten werde.

Plötzlich schien Gerstein der Partie überdrüssig zu werden; auf einen Schlag erhöhte er auf fünfhunderttausend. Carlus verlor erneut sein Monokel.

Im Hörer herrschte Stille.

»Was ist, Odds?« spottete Gerstein. »Hast du Schiß?«

»Er wird mithalten«, sagte Milan.

»Noch habe ich das nicht aus seinem Mund gehört!« schrie der europäische Pressezar.

»Weil Sie nicht nur ein Idiot, sondern zudem auch taub sind«, entgegnete Milan. »Odds hat deutlich erklärt, daß er für jeden meiner Einsätze die Garantie übernimmt.«

»Ich will von ihm selbst hören, daß er bei fünfhunderttausend mithält«, beharrte Gerstein.

Alle Blicke waren auf den Telefonhörer gerichtet.

»Ich halte mit«, flüsterte die Stimme.

Die Zuschauer, die um den Tisch herum standen und

die Partie verfolgten, wurden unruhig. Die Reihe war an Carlus, aber Gerstein war immer noch wütend.

»Eine solche Summe besitzen Sie doch gar nicht, Odds!« brüllte er. »Wenn ich auch nur die kleinste Unregelmäßigkeit in der Buchhaltung der Z.S.A. entdecke, bringe ich Sie vor Gericht.«

Carlus war derart alt und mager, daß zu befürchten war, bei der ganzen Aufregung würde er ganz einfach zu Staub werden und nur noch als winziges Aschenhäufchen unter seinem Stuhl übrigbleiben. Mehrmals sah er sich seine Karten an.

»Geben Sie auf, Carlus!« riet Gerstein ihm mit heiserer Stimme. »Ich will diesen Dummkopf allein fertigmachen!«

Carlus seufzte mit heller Stimme und legte seine Karten nieder.

»Ich passe ...«

Gerstein lächelte.

»Sie haben mehr als sechshunderttausend auf dem Teppich liegen, Odds. Und ich habe einen Straight in der Hand.«

Fächerförmig breitete er seine Karten auf dem Samtteppich aus. Die Unruhe unter den Zuschauern nahm zu. Milan saß völlig reglos da. Zwei Zentimeter aufgeweichter Zigarre tauchten zwischen seinen Lippen auf. Mit einem Mal stellte er seinen athletischen Oberkörper zur Schau und legte mit einer geschmeidigen Bewegung sein Fullhouse auf den Tisch. Fast wären Gerstein die Augen aus dem Kopf gefallen, während der Saal vor Begeisterung tobte.

»Was ist los?« rauschte es im Telefonhörer. »Was ist los?«

Milan beugte sich über den Tisch.

»Hinterlegen Sie Ihren Scheck am Eingang des Klubs, Gerstein«, erklärte er ruhig. »Ich werde morgen vorbeikommen und ihn abholen. Ich hoffe, Sie sind nun nicht gezwungen, Ihre Z.S.A.-Aktien zu verkaufen, um diese

Schuld begleichen zu können. Diese Aktien steigen nämlich.«

Odds verlangte am Telefon immer noch fieberhaft nach weiteren Erklärungen.

Das Alarmsignal des Computers schreckte Toland auf. Schweißgebadet richtete er sich in seinem Bett auf. Der rote Knopf der Direktleitung zu Steve Odds blinkte auf, und der Fernschreiber hatte soeben zu knattern aufgehört. Toland erhob sich, verzog das Gesicht, ging durch das Zimmer und riß die Mitteilung ab. Sein Rücken tat ihm erneut weh.

Dringender Appell der Z.S.A. - Steve Odds.

David gähnte heftig, zerknüllte das Papier, verfehlte den Papierkorb um beinahe einen Meter, eilte ins Bad und hielt den Kopf unter den eiskalten Wasserstrahl. Knurrend schüttelte er sich, bespritzte die Wände mit Wasser und ging mit einem großen Frottiertuch um den Kopf ins Wohnzimmer zurück. Er wählte die Nummer der Z.S.A. und bekam Goldman an den Apparat.

»Was ist los?« fragte er.

»Keine Ahnung. Odds ist in seinem Büro beschäftigt. Er will, daß du sofort herkommst.«

David trocknete sich die Haare.

»Hat man der Zentrale einen großen Coup übermittelt?«

»Nein, nichts Besonderes«, antwortete Goldman nur.

»Es wird doch wqhl nicht so weitergehen wie letzte Nacht«, brummte Toland und warf das Handtuch auf einen Sessel, genau auf den gepolsterten Umschlag.
»Ich komme.«

Dann legte er auf. Vom kalten Wasser hatte er wieder einen klaren Kopf bekommen. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde Odds ihn wieder zu einem miesen Fall loschicken. Warum tat er das? Warum ließ er ihn mit Milan, dem Schlimmsten von allen, zusammenarbeiten? Allmählich begriff David, was los war. So wie das bei

zahlreichen kriminellen Organisationen üblich war, versuchte Odds, dem Sammler Angst einzujagen und ihn in verworrene Situationen zu verwickeln, um zu verhindern, daß er eines Tages gegen seine Arbeitgeber aussagen könnte.

David zog seine Stiefel an und schnürte die Riemen unterhalb des Knies fest zu. Er schloß seine Jacke und stellte sich vor den großen Spiegel, in dem er das Bild eines dieser Geier sah, die er so lange gehaßt hatte. Langsam streifte er seine weichen Lederhandschuhe über und schlug derart kräftig gegen die Glasscheibe, daß sie auf ihrer ganzen Fläche einen riesigen Riß bekam.

»Armes Schwein!« fluchte er leise und verließ die Wohnung.

Statt den Aufzug zu nehmen, rannte er die Treppe hinunter, um sich die Beinmuskeln zu lockern. Im unterirdischen Parking blieb er vor dem gewaltigen roten Motorrad mit dem Seitenwagen stehen, in dem Gerard Roussel in der ersten Zeit ihrer Zusammenarbeit, bevor sie den Cherokee kauften, Platz zu nehmen pflegte. Trotz ihrer Schnelligkeit und Wendigkeit hatte sich diese Maschine mit der begrenzten Ladekapazität und der verhältnismäßig einfachen Ausrüstung sehr bald als unzulänglich erwiesen.

David setzte seinen Sturzhelm auf und schwang sich auf die Maschine, deren Motor gleich beim ersten Startversuch aufzuheulen begann. Die Zeiten, wo er auf diesem roten Motorrad durch die Straßen der Hauptstadt kurvte und als einziges Material einen Scanner, eine Metallkiste mit einigen chirurgischen Werkzeugen und zwei kleine Kühltaschen besaß, waren längst vorbei. Mit dieser amateurhaften Ausrüstung hatten die beiden Männer trotzdem gute Arbeit geleistet und die fehlende Quantität durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit wettgemacht. Sie waren so sehr von ihrer Arbeit überzeugt ...

Das Motorrad fuhr die Ausfahrt hoch, das Eisengitter öffnete sich und gab den Ausgang des Parkings frei. Mit schwindelerregender Geschwindigkeit raste David auf die Schnellstraßen zu.

Inspektor Mescard stand am Eingang des Gebäudes und zündete sich eine der Zigaretten an, die er sich beim Anwalt geborgt hatte.

»Das Flugzeug erwartet uns, Doktor. Ich will, daß Pamela so schnell wie möglich operiert wird.«

Mark Zorski zog die Nase hoch. Das Kokain hatte zu einer Entzündung seiner Stirnhöhle geführt. Gewiß, Sirchos wußte zu überzeugen, aber im Grunde war es mehr als das. Die Leute liebten es, von ihm überzeugt zu werden. Seine Entschlossenheit, diese teuflische Fähigkeit, aus völlig hoffnungslosen Situationen einen Ausweg zu finden, nötigte auch dem Chirurgen Bewunderung ab. Er erinnerte sich an die Bemerkung des Milliardärs über Pokerspiele, die man in der Schwebe lassen muß. Zorski hatte das sonderbare Gefühl, an einem Spiel teilzunehmen, bei dem er das unsagbare Verlangen hatte, es zu verlieren.

Der Arzt hob die Augen und spürte im grauen Blick seines Gegners, daß sie den Höhepunkt des Kampfes erreicht hatten.

»Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Mister Sirchos?«

Der Milliardär gab sich etwas erstaunt.

»Aber selbstverständlich.«

»Sie behaupten, Ihre ganze Kraft gegen den Schmerz und den Tod einsetzen zu wollen, aber wären Sie bereit zu töten, um Ihre Frau zu retten?«

Die Augen des Milliardärs verengten sich ein wenig, so als sei er kurzsichtig und würde auf diese Weise versuchen, klarer sehen zu können.

»Vielleicht«, gestand er mit deutlicher Stimme. »Ich empfinde Pamelas Krankheit als eine große Ungerechtigkeit, und gewiß wäre ich nicht abgeneigt, mich mit

einer anderen Ungerechtigkeit dagegen zu wehren. Aber ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.«

Diese Antwort verunsicherte Zorski erneut. Er war nach wie vor davon überzeugt, daß Sirchos bluffte, aber er hätte keinen Cent mehr darauf gewettet. Seine Überzeugung ließ allmählich nach.

»Ich will ebenfalls ganz ehrlich zu Ihnen sprechen«, sagte er und bedauerte den Mangel an Bestimmtheit in seiner Stimme. »Ich habe nicht die Absicht, dem Vorschlag, Ihre Frau zu operieren, zu folgen.«

Sirchos' Gesichtszüge verhärteten sich, verschlossen sich vor innerer Wut.

»Das ist ganz allein Ihre Entscheidung ...«

Zorski versuchte, der sich anbahnenden Spannung entgegenzuwirken.

»Seit Monaten habe ich keine Herztransplantationen mehr vorgenommen. Doch andere Chirurgen in Europa führen solche Operationen regelmäßig durch. Es wäre klüger, sich an einen von ihnen zu wenden.«

Sirchos' Augen wurden zu zwei horizontal in eine Eisenmaske geschlagenen Schlitzen.

»Ist das der einzige Grund für Ihre Ablehnung, Doktor Zorski?«

Zorski runzelte die Stirn.

»Genügt der Ihnen nicht?« fragte er etwas lauter. »Es gibt Fakten, Mister Sirchos, die nicht zu leugnen sind. Bei meiner vorherigen Operation Ihrer Frau habe ich versagt. Genau wie der arme Russel, der seine Mißerfolge niemals überwinden kann. Warum also diese Verbissenheit? Ich sage es Ihnen noch einmal: Es gibt in Europa mindestens zwanzig hervorragende Chirurgen, die mit den Techniken der Transplantation vertraut sind und denen dieser Eingriff höchstwahrscheinlich gelingen wird.«

»Höchstwahrscheinlich«, betonte der Milliardär. »Nun ist es an mir, Ihnen eine Frage zu stellen, Doktor Zorski.«

Der Chirurg schwieg und hörte Sirchos aufmerksam zu.

»Nehmen wir an, diese Herztransplantation mißlingt, wären Sie in dem Fall bereit, die Transplantation von Pamelas Kopf auf einen anderen Körper zu versuchen?«

Zorski riß den Mund auf, doch er bekam keine Luft mehr. Sehr genau betrachtete er das Gesicht des Milliardärs, um möglicherweise einen letzten Ausweg darin zu entdecken, aber die Maske blieb undurchdringlich. Dies alles war vollkommen absurd. Seines Wissens war eine solch unglaubliche Transplantation noch nie mit einem Menschen versucht worden, und nun schlug Sirchos ihm allen Ernstes den großen Coup mit seiner Frau vor, an der er doch mehr zu hängen vorgab als an irgend etwas anderem auf der ganzen Welt ... Und vor einigen Minuten noch hatte der Chirurg behauptet, er wolle ihre vorhergehende Abmachung nicht einhalten und auf das Geld und den Ruhm verzichten, den Sirchos' wirtschaftliche Macht ihm gewährleisten würde. Zorski hatte plötzlich den Eindruck, jeder von ihnen beiden würde auf seiner hinterhältigen Position beharren und noch schrecklichere Wahrheiten hinter stichhaltigen Argumenten verbergen.

»Ich möchte wenigstens, daß Sie den Chirurgen aussuchen, der den Eingriff vornehmen soll, und ihm dabei assistieren«, sagte Sirchos schließlich. »Und ich flehe Sie ebenfalls an, Pamelas Transport zu überwachen und Ihre Entscheidung im Flugzeug noch einmal zu überdenken.«

Natürlich konnte Zorski Sirchos keine dieser beiden letzten Bitten abschlagen. Was den Rest anging, beschloß er, seine Antwort auf später zu verschieben ...

Als er das Büro verließ, hatte der Chirurg das unangenehme Gefühl, Sirchos hätte ihn soeben aus einem Flugzeug geworfen und einzig und allein der Milliardär könnte entscheiden, ob der Fallschirm, mit dem er ausgerüstet war, sich öffnen würde oder nicht.

Dreißigstes Kapitel

Mescard wurde ungeduldig:

»Sag mal, Gege, ich hatte dich für schneller gehalten.«

Gege, sechzig Jahre alt und ein Ganove der alten Schule, konzentrierte sich auf das widerspenstige Schloß und schwitzte wie ein Affe. Mit einem Knie am Boden hantierte er mit dem Dietrich und dem Magnet herum, ließ seine Zunge kreisen und mühte sich seit gut fünf Minuten ab. Von Zeit zu Zeit stieß er einen unverständlichen Fluch aus, den ein Außenstehender, der nichts von Geges Treue zu Courbevoie wußte, wahrscheinlich für einen regionalen Dialekt gehalten hätte.

»Mit meinen Keilen und der Stange hätte ich dieses verdammte Ding längst geöffnet«, knurrte der alte Einbrecher leise vor sich hin. »Auf den ersten Blick sieht's kinderleicht aus, aber in Wirklichkeit ... Nun, halt so eine moderne Vorrichtung!«

Mit dem Hemdsärmel wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Inspektor Mescard stieß einen langen Seufzer aus und kreuzte die Arme. Früher war der Himmelsstürmer Gege der Schrecken aller Urlauber, die Plage aller Wochenendhäuschen, ein wirklicher Artist. Kein Schloß widerstand ihm. Von Bricard über Fichet bis nach City kannte er sich aus wie in seiner eigenen Hosentasche. Ohne diesen schrecklichen Husten, den er sich bei seinem letzten Aufenthalt im Knast geholt hatte, hätte der Unermüdliche sich bestimmt nicht so schnell zurückgezogen. Die Panzertüren, Sicherheits-schlösser und Alarmanlagen belustigten ihn eher, doch der blutdurchsetzte Schleim, den er regelmäßig ins Waschbecken seiner vorstädtischen Behausung spuckte, gab ihm zu verstehen, daß es höchste Zeit war, sich zur Ruhe zu setzen.

Mescard, ein noch junger Inspektor voller Bewunderung für jede handwerkliche Arbeit, hatte ihn bereits

zweimal gelobt, nach dem alten Prinzip: besser ein guter Einbrecher als ein Haussuchungsbefehl. Jetzt spielte Gege ihm den Ball zurück. Doch auch wenn er einige Fortschritte gemacht hatte, so hatte er dennoch erheblich an Durchschlagskraft verloren.

»Ich lasse dir meine Adresse da«, meckerte Mescard und schaute auf seine Uhr. »Du schreibst mir dann, sobald es dir gelungen ist, die Tür zu öffnen.«

»Machen Sie sich nicht lustig über mich, Kommissar, man kann nicht in allem perfekt sein«, entgegnete Gege und drehte erneut an seinem Dietrich.

»Ich bin nicht Kommissar«, knurrte Mescard. »Du übertreibst, Gege. Ein kurzer Aufenthalt in den Ateliers von Clairvaux bringt dich vielleicht wieder auf die richtige Spur. Ich weiß, daß es mit dir bergab geht, aber die Lagerhallen von Kocilor, das warst du doch, oder?«

Die Schweißtropfen flossen an Geges Schläfe herunter.

»Kocilor?« brummte er und bog an seinem Dietrich herum. »Das müßte erst einmal bewiesen werden!«

Plötzlich öffnete sich die Tür mit einem leisen metallischen Klicken. Gege erhob sich.

»Sie müssen sie nur hinter sich schließen«, meinte er und ließ das Werkzeug in seinen Jackentaschen verschwinden. »Der Alarm schaltet sich automatisch wieder ein. Sieht tückisch aus, ist aber alles nur Schein!«

Mescard nickte unmerklich mit dem Kopf.

»Du kannst gehen. Aber versuch in Zukunft, dich nicht mehr mit Anfängern einzulassen. Das wird dir eine Menge Probleme ersparen.«

Gege zog seine fast weißen Augenbrauen hoch.

»Wollen Sie mit mir über Kocilor plaudern?«

Mescard zuckte mit den Schultern.

»Ich kann dich nicht immer nur in Schutz nehmen, Gege ...«

Gege lachte kurz auf und deutete auf die offenstehende Tür.

»Mit Ihren Methoden steuern Sie geradewegs auf eine vorzeitige Pensionierung zu«, scherzte er. »Heutzutage arbeiten die Verurteilten hauptsächlich an Computern. Im Grunde sind Sie genau wie ich: Wir liegen beide völlig daneben ...«

Erschöpft nahm der alte Gege den Aufzug. Der Inspektor sah, wie die Tür sich hinter ihm schloß, und betrat das Appartement des Sammlers David Toland.

Nach und nach verlor Dr. Loic Gaborit alle Illusionen. Die Anschrift auf dem Krankenzettel von Giova Llorens stimmte nicht mehr. Das Gebäude war abgerissen worden, um einem neuen Stück Autobahn Platz zu machen. Ein ganzes Wohnviertel hatte einem weitläufigen Verkehrskreuz weichen müssen. Logischerweise hatte Gaborit auf das elektronische Telefonbuch zurückgegriffen, aber auch hier eine Niederlage einstecken müssen. Dabei mußte er sie finden, bevor die Geier der Z.S.A. ...

Je weiter seine Nachforschungen voranschritten, desto mehr Erinnerungen an die Jugendliche kamen ihm in den Sinn. Giovas Studien entsprachen kaum ihrer Intelligenz. Sie war um etwa ein, zwei Jahre in Rückstand geraten, vermutlich hatten die zahlreichen Umzüge ihrer Mutter sie verwirrt.

Nach kurzer Überlegung beschloß Gaborit, sich an die verschiedenen Universitäten zu wenden. Dort erfuhr er, daß Giova in Dauphine eingeschrieben war, auf einer Fakultät, die auf ausgezeichnete Schulnoten schließen ließ, wo sie aber offensichtlich keinen einzigen Kurs besucht hatte. Die Adresse von Fräulein Llorens war dieselbe, die er schon einmal aufgesucht hatte. Sie war dort nicht bekannt. Gaborit mußte wieder von vorn beginnen. Doch es gelang ihm wenigstens, die Schulakte von Giova zu erhalten, der zu entnehmen war, daß sie ihre Abschußklasse im Lycee Chaptal, einem alten verwinkelten Gebäude zwischen der Rue de Rome und dem

Boulevard des Batignolles, beendet hatte. Er begab sich dorthin, und nach einem knappen und mühsamen Gespräch mit dem jähzornigen Direktor lernte er einen Philosophieprofessor kennen, der sich sehr gut an das junge Mädchen erinnern konnte.

»Giova war nicht grundsätzlich intelligenter als ihre Kommilitonen«, erklärte der Professor. »Aber sie war anders, reifer, doch manchmal verhielt sie sich seltsam kindisch. Ihre schulischen Leistungen waren ungewöhnlich gut, aber leider war sie sehr oft abwesend. Ihre Mutter behauptete, sie hätte gesundheitliche Probleme.«

Einige Sekunden lang schwieg der Professor und schien nachzudenken, bevor er schließlich hinzufügte:

»Ich weiß nicht viel über Giova Llorens, aber eins steht fest: Sie war das hübscheste Mädchen, das je in einer meiner Klassen saß.«

Ratlos nickte Gaborit mit dem Kopf. Er war kaum weitergekommen und wußte nicht, an wen er sich noch wenden sollte.

»Sie ... Sie wissen nicht zufällig, wo sie damals wohnte?« fragte er ohne große Überzeugung.

»Nein, aber ich kenne jemanden, der Ihnen Genaueres sagen kann ...«

Gaborit sperrte die Augen weit auf.

»Die Krankenschwester des Lyzeums. Eines Tages erlitt Giova einen Asthmaanfall oder so etwas, und die Krankenschwester begleitete sie nach Hause. Ich glaube, sie war auf ein spezielles Medikament angewiesen. Kommen Sie mal mit.«

Der Chirurg folgte dem Professor ins Krankenzimmer, wo eine dicke Rothaarige mit müdem Gesichtsausdruck gerade eine Zigarette in einem Aschenbecher ausdrückte, der bereits zu drei Vierteln mit Kippen gefüllt war.

Die Krankenschwester konnte sich ebenfalls an Fräulein Llorens und ihren Asthmaanfall erinnern, aber sie

wußte nicht mehr, an welche Adresse sie die Schülerin begleitet hatte. Sie wußte nur noch, daß es in der Nähe von Chaptal war, eine Seitenstraße der Place Villiers, wo Giova mit ihrer Mutter ein schäbiges Studio, ein doppeltes Wohnzimmer, bewohnte.

Mit leerem Blick schaute Gaborit sie an.

»Warum suchen Sie sie?«

Einen Moment lang zögerte der Chirurg.

»Wissen Sie, was ein genetischer Doppelgänger ist?«

Seltsamerweise kam es Gaborit plötzlich so vor, als versuchte die Rothaarige Giova zu schützen, als könnte sie sich sehr wohl an die Adresse erinnern und weigerte sich aus unerfindlichen Gründen, sie ihm mitzuteilen. Da er nicht mit offenen Karten spielen konnte, beschloß er, den von der Z.S.A. vorgezeichneten Weg zu wählen.

»Ein kleiner Junge droht an Leukämie zu sterben«, erklärte er. »Auf der Suche nach Verwandten sind wir auf Giova Llorens gestoßen, die mit einer Blinddarm-entzündung bei uns in Behandlung war. Verstehen Sie, was ich sagen will? Giova ist wahrscheinlich der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der dieses Kind retten kann.«

»Sie kennen die Mutter nicht!« entgegnete die Krankenschwester.

Gaborit runzelte die Stirn.

»Wessen Mutter?«

»Giovas Mutter. Sie würde einer Transplantation niemals zustimmen. Und wissen Sie auch, warum?«

Gaborit schüttelte den Kopf.

»Weil Giova ihr einziges Vermögen ist«, erklärte die dicke Rote.

Der Chirurg hob die Schultern.

»Ich verstehe nicht«, gestand er.

Die Krankenschwester warf einen Blick auf die Uhr an der Wand.

»Warten Sie im Cafe gegenüber auf mich«, befahl sie

und zündete sich eine weitere Zigarette an. »Ich werde Ihnen alles erklären.«

Inspektor Mescard bemerkte nicht sofort den gepolsterten Umschlag, den das Badetuch zum Teil bedeckte. Er ging im Appartement hin und her, öffnete einige Schubladen und durchwühlte einige Schränke, bevor sein Blick schließlich auf den Sessel fiel, auf den Toland das Dokument gelegt hatte, ohne es zuvor zu öffnen.

Der Polizist ließ sich neben dem Fernschreiber nieder und löste den Plastikverschluß des Umschlags. Er breitete die Fotokopien der Zeitungsausschnitte vor sich aus und las aufmerksam den Einleitungstext, den Mustapha Moussi an den Sammler gerichtet hatte. Seine Hände zitterten ein wenig. Endlich waren alle Teile des Puzzles beisammen. Falls die Hirngespinnste des jungen Arabers bezüglich eines angeblichen weltweiten Komplotts auch weiterhin unzuverlässig wären, so gäbe es doch endlich ein Motiv für den Mord am Journalisten und indirekt auch für den Mord an Sylvie Vercauteren und Mustapha Moussi.

Offensichtlich waren die im Verlauf des nächtlichen Aufstandes begangenen Morde der R.A.I.D. zuzuschreiben, der Spezialeinsatztruppe der Polizei, die bei dieser Gelegenheit von den Geiern der Z.S.A. unterstützt wurde. Die Fotos waren der unwiderlegbare Beweis. Nun verstand Mescard auch, warum seine Vorgesetzten ihm, ohne direkt Druck auszuüben, höflich geraten hatten, sich mit vermeintlich interessanteren Fällen zu befassen. Er fragte sich, ob man im Ministerium wohl schon von der Zusammenarbeit zwischen der Z.S.A. und verschiedenen Polizeibrigaden wußte.

In der Folge versuchte Moussi anhand etlicher bemerkenswerter Fakten, die seine These untermauerten, zu beweisen, daß die Polizei mit dem Schutz der Sammler von Steve Odds seit mehreren Monaten zukünftige politische Führer ermordete. Je weiter er mit der Lek-

türe dieser Dokumente vorankam, um so sicherer war er, daß er wahren Explosionsstoff in den Händen hielt. Material, mit dem vermutlich mehrere europäische Regierungen gestürzt werden könnten ...

»Ist's interessant?« fragte eine Stimme hinter dem Rücken des Polizisten.

Wie versteinert saß Mescard da.

»Und vor allem: keine Bewegung!« riet die Stimme ruhig und entschlossen.

Die Verwirrung im Kopf des Inspektors war total. Hinter ihm konnte nur David Toland stehen, der vermutlich annahm, einen Dieb überrascht zu haben. Doch er erkannte dessen wie erstickt klingende Stimme nicht wirklich wieder ... Er wandte sich um und sah den Geier: ein Riese in Lederkleidung und das Gesicht hinter dem Visier eines Integralhelms verborgen ...

»Wer sind Sie?« fragte der Inspektor.

Flink kam der Geier näher, faßte ihn mit einer Hand brutal am Kinn, während in der anderen Hand die Klinge eines Skalpells aufblitzte. Der Polizist spürte ein leichtes Brennen am Hals, doch als er atmen wollte, füllten sich seine Lungen bereits mit Blut ...

Der Alptraum begann von neuem. So wenigstens kam es den meisten Angestellten in der Villa von West Palm Beach vor, als sie die beiden Explosionen auf der ersten Etage hörten. Die Komplizen der Halbstarkenbande waren wiedergekommen, hatten die Wächter ein weiteres Mal überrascht, und mit einem Mal hatte jeder große Angst um Pamela Sirchos. Die Schüsse schienen aus ihrem Zimmer zu kommen.

Mark Zorski, der beim Kofferpacken von den Schüssen überrascht wurde, stürzte hinaus auf den Flur und gelangte unverzüglich nach Alexander Sirchos auf die erste Etage. Das Bild, das sich ihnen bot, war grauenhaft.

Wegen der Beruhigungsspritze war Pamela nicht

einmal wach geworden. Am Fuße ihres Bettes lag die Leiche von Hugo Russel, in seinem Mund steckte der Lauf einer großkalibrigen Pistole. Die Ladung war an seinem Hinterkopf wieder herausgetreten, und die linke Hälfte seines Gesichts fehlte. Offensichtlich hatte Hugo Russel sich zwei Kugeln in den Mund geschossen.

Eine Krankenschwester hielt sich die Hand vor den Mund und zog sich unverzüglich zurück. Die Luft im Zimmer schien erstarrt zu sein. Niemand wagte zu atmen oder sich zu bewegen, so als könnte noch etwas geschehen. Es war nicht nötig, sich über den Körper des Mediziners zu beugen. Mit einem halben Schädel konnte niemand leben. Um das herauszufinden, bedurfte es keiner Studien.

Sirchos trat näher, undurchdringlicher als je zuvor.

»Macht das wieder sauber!« befahl er nur.

Zorski kniete am Boden und beobachtete ihn. Der Anblick der Leiche veränderte seinen Gesichtsausdruck nicht im geringsten. Der Milliardär zeigte nur eine leichte Verwirrung, so als hätte ein Hund auf den Teppich uriniert.

Jimmy O'Neal reagierte als erster. Er beugte sich über Russels Körper und mußte fest ziehen, um die Pistole aus dem Mund des Doktors nehmen zu können. Die Zähne hatten zugebissen und waren am Stahllauf zerbrochen. Mit aller Kraft drückte er den Unterkiefer nach unten, um die Pistole zu befreien, die wie eine Fuchspfote in einer Wolfsfalle eingeklemmt war. Schlagartig und mit einem dumpfen Krachen öffnete sich das Gebiß.

»Sie ...«, stotterte Zorski, »Sie dürfen ihn nicht berühren, bevor die Polizei hier ist.«

Wütend starrte Sirchos ihn an.

»Und was glauben Sie, was passiert, wenn Pamela aufwacht und dies in ihrem Zimmer sieht?«

Im selben Moment drehte sich Pamela mit einer graziösen Bewegung auf die rechte Seite.

Der Butler lud sich die Leiche auf die Schulter. Zorski ließ ihn vorbei. O'Neal schien mit denselben Wassern gewaschen zu sein wie sein Arbeitgeber. Blutstropfen liefen an seiner Brust hinunter. Ein Mann brachte einen prachtvollen tunesischen Teppich.

Sirchos wandte sich an den Chirurgen.

»In Fort Lauderdale wartet ein Falcon auf uns, um uns nach Washington zu bringen«, erklärte er. »Dort nehmen wir ein anderes Flugzeug nach Paris.«

Zorski sah sich im Zimmer um. Russels Körper hatte sich in Luft aufgelöst, der Teppich bedeckte die Flecken, die Blutspritzer hatte man weggewischt - der Chirurg fragte sich, ob er nicht etwa nur geträumt hatte.

Goldman hatte die Dokumente, die Doktor Francks Witwe ihnen versprochen hatte, bereits an der Gepäckaufbewahrung im Bahnhof von Lyon abgeholt und David Toland wartete schon seit etwa einer halben Stunde, als Mirko Milan das Z.S.A.-Gebäude endlich betrat. Er legte seinen Integralhelm auf den Tisch, ging grußlos an Toland vorbei und betrat unverzüglich das Büro von Steve Odds.

»Sie sind aber spät dran!« knurrte Odds. »Ich dachte, Sie sollten Toland mitbringen. Er wartet seit einer halben Stunde.«

Milan öffnete seine Lederjacke und zog einen blutbefleckten Briefumschlag hervor, den er auf den Schreibtisch seines Chefs warf.

»Ich habe noch etwas anderes mitgebracht«, grinste er.

Odds schaute den dicken Umschlag an, ohne zu begreifen.

»Im Studebaker liegt noch ein Paket«, fuhr Milan fort. »Da muß es doch einen Zusammenhang geben.«

»Ein Paket?« stotterte Odds.

Milan stützte sich mit beiden Händen auf den Schreibtisch und beugte sich nach vorn.

»Worauf warten Sie denn noch, Boß? Auf daß irgend-ein Schnüffler Ihre Baracke mit einem Dutzend Fotos in die Luft fliegen läßt?«

Odds überwand seinen Ekel vor den blutigen Flecken auf dem Umschlag, öffnete ihn und zog die Dokumente hervor. Sogleich erkannte er die Negative und Zeitungsausschnitte wieder, die die Geiermannschaft vom jungen Araber mitgebracht hatte.

»Noch mehr!« seufzte er.

Milan nickte.

»Tja ... Und diesmal war es ein Bulle, der das alles in der Tasche hatte.«

Odds riß die Augen auf und schnappte nach Luft.

»Sie ... Sie haben einen Bullen umgelegt?«

Ein Grinsen huschte über Milans Gesicht.

»Was hätten Sie an meiner Stelle getan, Chef?« fragte er.

Seine Frage klang nach offensichtlicher Verachtung.

»Einen Polizisten ...«, wiederholte Odds fassungslos.

Milan nahm einige Blätter aus der Mappe und zerriß sie sorgfältig.

»Jetzt brauchen sie sich keine Sorgen mehr zu machen, Boß«, erklärte er scheinheilig. »Von diesem Zeug gibt's nur noch eine einzige Kopie, und die ist in guten Händen ...«

Odds verzerrte das Gesicht. Mehrere Sekunden lang betrachtete er Milans spöttische Miene.

»Sie?« hauchte er.

Milan streckte beide Arme von sich.

»Natürlich, Boß!« entgegnete er. »Was hätten Sie getan?«

Plötzlich beugte er sich ein weiteres Mal über den Schreibtisch und blies Odds seinen Atem in die Nase.

»Ich bin ein guter Schüler, Chef!« knurrte er. »Erpressung, Betrug, haben Sie etwa nicht so begonnen?«

Odds schien sich aufzublähen wie eine häßliche Kröte.

»Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben!« drohte er.

»Genau!« antwortete Milan. »Das will ich ja gerade herausfinden. Für wen ich arbeite ...«

Er schlug mit der Faust auf die grüne Schreibunterlage-

ge-
wisch will mit den Amerikanern Kontakt aufnehmen!« forderte er. »Ab jetzt bin ich Ihre rechte Hand, Ihr Schatten, Ihr Alter ego! Haben Sie immer noch nicht begriffen, warum ich Toland in meiner Mannschaft haben möchte? Weil jeder ihm glaubt, falls es Schwierigkeiten gibt. Dieser Typ ist meine Garantie dafür, daß Sie nicht versuchen werden, mich reinzulegen.«

Abrupt zog er weitere Blätter aus der Mappe und wedelte damit vor der Nase des Z.S.A.-Gründers herum.

»Sie wissen, was passieren würde, wenn Toland dieses Zeug in die Hände bekäme?«

Er warf die Blätter in die Höhe.

»Eine Explosion! Bumm! Schluß mit Odds und seinen Geiern! Zerfall!«

Plötzlich sprach er leiser.

»Wir spielen das Spiel zusammen, Boß. Fifty-fifty. Und zu Beginn ...«

Er sprang auf und riß das Fahndungsplakat von der Wand.

»... sagen Sie mir, was diese Schweinerei zu bedeuten hat!«

Nach zwei Gläsern Bier, vier Zigaretten und einer kurzen Diskussion war die dicke Krankenschwester endlich bereit, Loic Gaborit in die Rue Dulong hinter der Place Villiers zu führen, in ein kleines sechsstöckiges Gebäude mit Innenhof und zahlreichen schäbig eingerichteten Einzimmerwohnungen.

»Ich warne Sie«, erklärte die Krankenschwester mit kehliger Stimme. »Solange man der Mutter der Kleinen

keinen Geldschein in die Hand drückt, ist sie völlig taub.«

»Tatsächlich?« wunderte sich der Chirurg.

Die Rothaarige lachte laut auf.

»Schlimmer noch. Aber Sie werden ja sehen.«

Rasch schaute sie sich die Briefkästen an.

»Sie wohnen noch immer hier«, bestätigte sie.

Gaborit atmete erleichtert auf. Bis zuletzt hatte er befürchtet, es könnte sich erneut um eine falsche Adresse handeln, doch diesmal stimmte sie ... Bald würde er derjenigen gegenüberstehen, die von den Z.S.A.-Geiern so fieberhaft gesucht wurde. Jetzt nahm er Revanche.

Die sechs Stockwerke kamen der Krankenschwester reichlich hoch vor. Mühsam stieg sie die Treppen hinauf und mußte sich von Zeit zu Zeit vor Erschöpfung an das Geländer lehnen.

»Ich hätte unten auf Sie warten sollen«, knurrte sie.

»Schließlich brauchen Sie mich nicht mehr.«

»Wenn diese Frau wirklich so mißtrauisch ist, wie Sie behaupten, traut sie Ihnen bestimmt doch am ehesten. Los, nicht aufgeben, bald haben wir's geschafft!«

Schließlich erreichten Sie die sechste Etage und standen vor einer Tür, von der die Farbe abblätterte, die sich schälte wie verbrannte Haut. Einen Moment lang lehnte die Krankenschwester sich dagegen, da sie außer Atem war. Der starke Geruch von geröstetem Knoblauch lag im Treppenhaus. Als der Chirurg ungeduldig wurde, nickte die Rothaarige mit dem Kopf, trat vor und klopfte an die Tür.

Gaborit war sichtlich erstaunt, als ein Mann die Tür öffnete und auf die Schwelle trat. Der Kerl war nicht wirklich fett, aber sein unförmiger Magen beulte sein ekelhaft schmutziges Unterhemd aus. Seine wenigen glänzenden Haare hatte er nach hinten gekämmt, und ohne den Hühnerschenkel aus dem Mund zu nehmen, an dem er nagte, schaute er abwechselnd die Kranken-

Schwester und den Doktor an. Die fettigen Hände wischte er sich an der Hose ab.

»Worum geht's?« fragte er schließlich wenig freundlich.

»Wir würden gerne mit Madame Llorens sprechen«, erklärte die Krankenschwester.

Mit dem langen dreckigen Nagel seines kleinen Fingers stocherte sich der Mann in den Zähnen herum. Dann fuhr er sich mit der Zunge durch die hohlen Backenzähne, was ein seltsames Schnalzen bewirkte.

Er zog die Nase hoch, betrachtete erneut die Krankenschwester, wandte sich nach hinten und schrie:

»Besuch für dich, Schlampe!«

»Verpiß dich!« antwortete eine Stimme aus der Wohnung.

Verdutzt sah Gaborit die Krankenschwester an, die daraufhin mit den Schultern zuckte.

»Das Luder liegt den ganzen Tag im Bett«, sagte der Mann. »Hat anscheinend kranke Beine ...«

Er trat zur Seite und bat die beiden in die Wohnung.

»Ich will mit niemandem sprechen!« schrie die Stimme mit ausgeprägtem italienischen Akzent.

Die Einzimmerwohnung glich eher einer Abfallkammer als einem Appartement. Verdreckte Klamotten lagen auf dem abgewetzten Teppich herum, auf dem Resopaltisch standen Dutzende leerer Weinflaschen, aus den Wänden sickerte die Feuchtigkeit, in der verkommenen Kochnische stapelten sich die Abfalltüten, der Geruch von verfaulten Lebensmitteln, abgestandenem Rauch und Urin erfüllte das Zimmer. Hinten in der Ecke, in einer Nische, stand das Bett, auf dem eine Frau lag, deren Glieder von einer schweren Polyarthrititis verformt waren und deren Gesicht von Cortison aufgeschwemmt war. Es gelang ihr kaum, die Augen zu öffnen, und sie schien die Krankenschwester nicht wiederzuerkennen. Gaborit war von diesem Anblick wie vor den Kopf gestoßen. Er erinnerte sich an das zarte Ge-

sicht der kleinen Giova. Hier konnte sie doch unmöglich leben. Sie doch nicht ...

»Ich bin die Krankenschwester aus dem Chaptal-Lyzeum«, erklärte die Rothaarige. »Wir hätten gern mit Giova gesprochen ...«

Die Frau fluchte auf italienisch.

»Diese kleine Hure ist schuld, daß ich hier liege!« kreischte sie. »Sie ist abgehauen, ohne es mir zu sagen, ohne mir Geld dazulassen, nichts! Nach allem, was ich für sie getan habe!«

Der Mann im Hintergrund kicherte. Gaborit hingegen sah seine Hoffnungen schwinden, obwohl er gleichzeitig irgendwie auch erleichtert war, daß das kleine Mädchen mit den Puppen diese abscheuliche Behausung verlassen hatte.

»Warum suchen Sie sie überhaupt?« fragte Giovas Mutter.

Der Chirurg wollte gerade von dem an Leukämie leidenden Kind und dessen genetischer Verbindung zu Giova zu erzählen beginnen, als die Krankenschwester ihn anschaute und ihn mit einem Hüsteln daran erinnerte, daß an einem Ort wie diesem Erklärungen ohne finanziellen Nachdruck sinnlos waren. Gaborit zog seine Brieftasche hervor und legte einen Hunderter auf den Bettrand. Zweifellos war die Frau durch ihr Rheuma sehr behindert, doch der Geldschein verschwand schneller, als Gaborit schauen konnte.

»Wir haben ein neues Medikament entwickelt und glauben, daß wir Giova damit definitiv von ihren Allergien heilen können«, begann der Mediziner und verzichtete mit einemmal darauf, den humanitären Aspekt der ganzen Angelegenheit weiterhin zu bemühen.

»Soll sie doch verrecken!« krächzte die Mutter, indem sie auf die Brieftasche schielte, die der Doktor nach wie vor in der Hand hielt.

Plötzlich kam Wut in Gaborit auf, und er empfand große Lust, auf das Bett zu springen und dieses ab-

scheuliche Weib zu erwürgen, diese Mutter, die die Schönheit und Intelligenz ihrer Tochter so wenig zu schätzen wußte.

»An ihrem achtzehnten Geburtstag ist sie abgehauen«, fügte die Frau nach einem kurzen Hustenanfall hinzu. »So als hätte sie nur auf diesen Tag gewartet.«

Gaborit konnte das Mädchen gut verstehen. Bestimmt hatte Giova in dieser familiären Umgebung die Tage in ihrem Kalender angekreuzt wie die Gefangenen, die Striche an ihre Zellenwände malen.

»Das Laboratorium, mit dem wir zusammenarbeiten, würde Sie gern für Ihre Hilfe bei der Suche nach Giova entschädigen«, beharrte der Chirurg.

Die Frau biß sich unentwegt auf die Unterlippe. Habgier leuchtete unter den schweren Lidern hervor. Da wurde Gaborit klar, daß sie nicht wußte, wo ihre Tochter steckte, aber auch nicht auf die in Aussicht gestellte Entschädigung verzichten wollte. Sie fragte sich nur, wie sie es anstellen sollte, sich diese Gelegenheit nicht entgehen zu lassen.

»Wieviel bieten Sie mir?« murrte sie mit ihrer vom Alkohol und Tabak gekennzeichneten Stimme.

Gaborit rieb sich die Nase und begegnete ein weiteres Mal dem mehr und mehr angeekelten Blick der Krankenschwester.

»Ich denke, die Belohnung wird sich auf etwa zehntausend Francs belaufen«, entgegnete er.

Sie streckte ihm ihre vom Cortison aufgeschwemmte Hand entgegen.

»Geben Sie her!« forderte sie gierig.

»Erst wenn wir Giova gefunden haben«, erwiderte der Arzt.

Die Frau verzog das Gesicht und warf Gaborit einen haßerfüllten Blick zu.

»Nur ich allein kann Giova wiederfinden«, knurrte sie. »Entweder Sie schicken das Geld, oder Sie können sich Ihr Medikament in den Arsch stecken.«

Ihr Freund, der Mann im Unterhemd, lachte laut und dröhnend auf.

Nervös stieg Gaborit von einem Fuß auf den anderen. Die Krankenschwester packte ihn am Arm.

»Kommen Sie!« flüsterte sie ihm zu. »Wir haben hier nichts mehr verloren.«

Nach einem letzten Zögern nickte Gaborit mit dem Kopf und verließ fluchtartig, ohne sich zu verabschieden, das Elendsquartier der Familie Llorens.

Der Mann schloß die Tür und schenkte sich ein Glas Wein ein, dessen Gerbstoff zahlreiche Kreise auf dem Resopal zurückließ. Stöhnend richtete die Frau sich in ihrem Bett auf.

»Kopfkissen!« befahl sie.

Gemächlich trank der Mann sein Glas halbleer, setzte es auf den Tisch und wischte sich die Lippen mit dem Handrücken ab, bevor er den Rücken der Frau mit den Kopfkissen stützte.

»Wird Zeit, daß du deinen Arsch wieder in Bewegung setzt, Saufbold!« knurrte sie. »Daß du die Kleine ausfindig machst, und zwar schnell! Es gibt was zu verdienen.«

Der Mann zuckte mit den Schultern.

»Und wo soll ich sie finden, deine blöde Tochter?«

Sie zog die Lippen über ihr zahnloses Zahnfleisch und lachte wie verrückt.

»Als ob du das nicht selbst wüßtest, Idiot!«

Der Mann tippte sich mit den Fingerspitzen an die Stirn.

»He, Dicke, bist du verrückt geworden? Du glaubst wohl, ich geh zum Araber und nehm dem das Luder weg? Um sie anschließend einem Doktor zuzuspielen! Du willst uns wohl alle wieder in den Knast bringen, du Schlampe?«

Einunddreißigstes Kapitel

Steve Odds hatte kaum mehr eine andere Wahl. Milan hatte ihn in der Hand, und so problemlos wie eines kleinen Erpressers oder neugierigen Inspektors würde er sich seiner wohl nicht entledigen können. Kurzfristig hatte Odds keine andere Möglichkeit, als die Forderungen des Geiers zu erfüllen und ihm die wahren Gründe für die Verteilung dieses Fahndungszettels zu erörtern. Gewöhnlich ließ Milan sich nicht so leicht beeindrucken, doch diese Neuigkeit verdutzte ihn. Alexander Sirchos, neben dem die Familie Rockefeller zum arrivierten Kleinbürgertum schrumpfte, war also der große Chef des Unternehmens, und seiner Frau sollte man das Herz der Giova Llorens einpflanzen, ihrer genetischen Doppelgängerin. Wenn diese Affäre auflöge, wäre es mit sämtlichen Geierorganisationen weltweit definitiv vorbei. Kein kleiner Fisch!

Milan strich sich das Haar nach hinten. Für eine ganze Weile schwieg er, so sehr hatte diese Enthüllung ihn überrascht.

»Wer weiß von der Existenz dieser Giova Llorens?« fragte er schließlich.

Odds schüttelte den Kopf.

»Niemand ...«

»Und wie haben Sie sie entdeckt?« wollte Milan wissen.

»Machen Sie sich darüber keine Sorgen«, entgegnete Odds. »Die Sache ist geregelt.«

»Halten Sie mich für einen Idioten oder wie?« entrüstete sich der Geier. »Ihre verdammten Plakate hängen in sämtlichen Krankenstationen und Kliniken dieses Landes. Und mich bitten Sie, dieses Mädchen umzulegen, das bald berühmter sein wird als die Freiheitsstatue?«

Odds rutschte in seinem Sessel hin und her. Dann schaute er auf die Uhr.

»In zehn Stunden ungefähr kommen Alexander Sirchos und seine Frau in Paris an. Glauben Sie wirklich, uns bliebe noch Zeit für Skrupel? Bisher schienen Sie für solche Gefühle doch nicht so anfällig zu sein. Offiziell wurde Giova Llorens vor knapp einer Woche in eine Vorstadtklinik eingeliefert. Sie liegt in tiefem Koma und leidet an einer schweren Schädelverletzung sowie an inneren Blutungen.«

Milan knurrte und deutete mit dem Daumen auf die geschlossene Tür.

»War es wirklich nötig, Toland hinzuzuziehen?«

Odds gluckste.

»Wer würde denn dem großen David Toland zutrauen, ein junges unschuldiges Mädchen töten zu wollen, um der Frau eines amerikanischen Milliardärs das Leben zu retten?«

Odds begann zu lachen.

»Wenn er Ihnen dabei hilft, die kleine Llorens zu finden, glaubt dieser Idiot doch, einem an Leukämie erkrankten Jungen das Leben zu retten.«

Milan verzog den Mund.

»Genau!« lästerte er. »Und bestimmt applaudiert er mir noch, wenn ich der Kleinen den Schädel einschlage.«

»Aber wer bittet Sie denn, so was zu tun?« fragte Odds ungeduldig. »Ich möchte, daß Sie dieses Mädchen entführen und unverzüglich in die Klinik bringen. Ob mit oder ohne ihr Einverständnis, das ist mir völlig gleichgültig, da niemand aus ihrem Verwandten- und Bekanntenkreis über ihr Schicksal etwas weiß. Niemand darf Sie sehen, Milan, vergessen Sie das nicht! Später kümmern wir uns dann um die Kleine. Und anschließend wird sie ganz offiziell ins Amerikanische Hospital überführt, wo die Transplantation durchgeführt wird.«

In den Augen des Geiers sah das Unternehmen nun plötzlich ganz anders aus.

»Wieso im Amerikanischen Hospital?« wunderte er sich. »Jedermann wird Bescheid wissen.«

»Genau das wollen wir ja«, gestand Odds. »Eine Persönlichkeit wie Pamela Sirchos operiert man doch nicht in einer schäbigen Vorstadtklinik.«

Eine Weile schwieg Odds.

»Milan?«

»Ja?«

»Versuchen Sie, Toland zu überzeugen, und lassen Sie ihn mit der Kleinen reden. Die Leute vertrauen ihm. Begnügen Sie sich damit, das Unternehmen zu überwachen.«

Milan runzelte die Stirn.

»Wollen Sie, daß er in der Tinte sitzt, wenn etwas schiefgeht?« fragte er.

Odds lehnte sich in seinem Sessel zurück, dick und fett wie ein Sumokämpfer voller Bier.

»Mir wäre das lieber«, erwiderte er.

Zwei Männer stützten Alexander Sirchos beim Ausstieg aus dem Falcon auf dem Washingtoner Flughafen. Zum ersten Mal sah Mark Zorski eine Regung auf dem Gesicht des Milliardärs. Es war nur ein flüchtiger Eindruck, ein rasch vergängliches Bild, aber es kam ihm vor, als hätte Sirchos Angst. Er zeigte eindeutige Anzeichen von Besorgnis und schien unendlich viel beunruhigter zu sein als nach Hugo Russels Selbstmord im Schlafzimmer seiner Frau.

Einen Moment lang diskutierte Sirchos mit den beiden stämmigen Kerlen, bevor er sich dem Chirurgen näherte. In seinem harten Blick war ein scheuer, fast ängstlicher Glanz.

»Ich bin gleich wieder da. Kümmern Sie sich um Pamelas Transfer in die Concorde.«

Zorski nickte mit dem Kopf und sah, wie der Milliardär, nach wie vor in Begleitung der beiden Zerberusse, im Zollgebäude verschwand. Vielleicht gab es irgend-

welche Probleme mit den Ausweis- oder Visum-Papieren? Alles war so schnell gegangen, vermutlich hatte er nicht genug Zeit gehabt, um diese Dinge in Ordnung zu bringen. Obwohl auch das ziemlich unwahrscheinlich war ... Denn Sirchos überschritt die Grenzen, wie andere eine Straße überqueren.

Der Chirurg hob die Schultern, versuchte nicht länger zu begreifen und kümmerte sich um das Umsteigen der Ärztemannschaft von einer Maschine in die andere.

Der Mann war so alt, so vollkommen reglos, daß jeder, der ihn sah, ihn für tot hielt. Er saß zusammengekrümmt in seinem Rollstuhl, und mit seinem wächsernen Gesicht, seiner Pergamenthaut erinnerte er an eine Mumie. Ein leichtes Zittern bewegte unaufhörlich seine linke Hand. Ein prächtiges Wappen mit den aufgestickten Initialen J.M. schmückte die Decke, die auf seinen Knien lag. Neben seinem Rollstuhl stand eines der drei Vorstandsmitglieder: der Mann, der ihm bei der letzten Versammlung an Bord seiner Jacht so viele Probleme bereitet hatte. Er hielt die Hände vor dem Bauch gekreuzt, hob den Kopf leicht an - eine Haltung, die Sirchos als aggressiv beurteilte - und verbarg die Augen hinter einer vornehmen rechteckigen Sonnenbrille. Die beiden Gorillas des Sicherheitsdienstes stellten sich hinter den Rollstuhl.

»Was bedeutet diese ...«, begann der Milliardär.

»Monsieur M hat Paraguay heute morgen verlassen, um sich mit Ihnen zu treffen«, sagte der Mann mit der Sonnenbrille. »Wir hatten Sie gewarnt, Monsieur Sirchos. Für ein solches Projekt kann nicht ein einziger Mann verantwortlich sein, und sei es auch der reichste Mann der ganzen Welt. Die verschiedenen Vorstände haben einmal mehr ihre Zustimmung verweigert, aber angesichts Ihrer Unnachgiebigkeit wurde beschlossen, Monsieur M diese Entscheidung zu überlassen.«

Sirchos schaute die Mumie an, die von diesem Ge-

sprach nichts mitzubekommen, sondern ins rätselhafte innere Delirium eines Greises versunken zu sein schien. Zwei Männer, nur zwei Männer auf der ganzen Welt kannten das komplette Ausmaß des Projekts. Monsieur M und er. Die anderen, jede Abteilung, jedes Komitee, verfügten nur über einen winzigen Bestandteil des Puzzles, über ein einziges Steinchen, mit dem das gesamte Projekt unmöglich nachvollzogen werden konnte. Das einzige Privileg von Alexander Sirchos, dem obersten Befehlshaber der Operation, bestand darin, die Kommunikationscodes ausgearbeitet zu haben. Er war der einzige, der sie dechiffrieren konnte, was ihn unverwundbar machte. Bis zu jenem Abend, als er plötzlich nicht mehr ganz sicher war ...

»Und was entscheidet Monsieur M?« fragte er mit tonloser Stimme.

Der Mann mit der Sonnenbrille öffnete den lippenlosen Mund. Sirchos wußte seit langem, daß dieser Dreckskerl die graue Eminenz der Mumie war und er ihn haßte. Hemmungsloser Fanatismus trieb ihn an, und Sirchos' ständige ökonomische Berechnungen ärgerten ihn gewaltig.

»Sie behaupteten, keinen schwachen Punkt zu haben, Monsieur Sirchos!« lästerte der Mistkerl. »Das Unglück Ihrer Frau beweist das Gegenteil.«

»Meine Frau hat damit überhaupt nichts zu tun«, verteidigte sich der Milliardär.

»Was Sie nicht sagen!« erwiderte der Mann mit der Sonnenbrille. »Sie sollten mit Mark Zorski nach Genf fahren, um dort die zweite Phase des Projekts vorzubereiten. Statt dessen mobilisieren Sie das Personal der Organisation, um einen genetischen Doppelgänger ausfindig zu machen, und reisen schließlich nach Paris. Was beabsichtigen Sie dort zu tun?«

»Meine Frau muß dort operiert werden, und ...«

»Und Sie begehen weitere Fehler!« unterbrach der Typ ihn erneut. »Ihre unaufhörlichen Reisen haben ei-

nem Jugendlichen ermöglicht, einen Ihrer Codes zu dechiffrieren. Wegen Ihnen und Ihrer Frau waren wir gezwungen, Armyan Simba und dessen Familie zu beseitigen.«

Plötzlich redete er lauter.

»Fast hätten wir wegen dieser Geschichte Zorski verloren. Können wir es weiterhin riskieren, daß Sie Ihrer Frau zuliebe das ganze Projekt aufs Spiel setzen?«

Das Wort >Frau< sprach er voller Verachtung aus. Die Mumie in ihrem Rollstuhl zeigte nach wie vor nicht die geringste Rührung, nicht die winzigste Reaktion.

»Wenn diese Herztransplantation mißlingt, wird Pamela Zorskis erstes Versuchskaninchen sein«, erklärte Sirchos. »Einen eindeutigeren Beweis meiner Aufrichtigkeit konnte ich ihm nicht geben. Vergessen Sie nicht, daß meine Frau Ihnen schon einmal geholfen hat, Druck auf den Chirurgen auszuüben. Kein Dienst ist kostenlos.«

Plötzlich hob die Mumie die rechte Hand, worauf alle Anwesenden mit einem Mal wie versteinert dastanden. Der Mann mit der Sonnenbrille beugte sich zu dem Alten hinunter und hielt ihm das Ohr dicht vor den Mund. Sirchos vernahm nur ein undeutliches Murmeln, ein verunsicherndes Geräusch wie das von zwei gegeneinandergeriebenen Händen voller Kies. Die Sekunden wurden zu Stunden.

Offensichtlich verärgert richtete der Mistkerl sich erneut auf.

»Monsieur M erlaubt Ihnen abzureisen«, erklärte er bitter.

Fast hätte Sirchos vor Erleichterung laut aufgeatmet, doch der andere fuhr dazwischen:

»Unter einer Bedingung ...«

Sirchos verkrampfte erneut.

»Welche?«

»Ich begleite Sie«, erklärte der Mann mit wild verzerrtem Mund.

Nach drei Fehlschlägen, die Steve Odds jedesmal etwas mehr außer Fassung brachten, antwortete die vierte Apotheke endlich mit einem positiven Bescheid. In der Tat, sie präparierte regelmäßig eine auf Antihistaminikum basierende injizierbare Lösung für eine Kundin namens Giova Llorens. Odds nahm sogleich wieder Fassung an. Der Apotheker betonte allerdings, daß er Fräulein Llorens bislang noch nie zu Gesicht bekommen habe und das Präparat jeden Freitag einem Mann ausgehändigt werde.

»Was soll diese Geschichte?« knurrte Odds verärgert.

Es war sinnlos, den Apotheker nach der Adresse des Mädchens zu fragen. Heute war Freitag.

»Um wieviel Uhr kommt dieser Mann?« fragte Milan.

»Am späten Nachmittag«, antwortete der andere.

Milan warf rasch einen Blick auf seine Uhr, dankte seinem Gesprächspartner und legte auf. Stumm beobachtete David Toland das Geschehen. Milan hatte ihm ausführlichst erklärt, was es mit diesem an Leukämie erkrankten Kind und der Entdeckung seines genetischen Doppelgängers auf sich hatte. David, der sich an Gaborits Mißtrauen gegenüber den besagten Plakaten erinnerte, begnügte sich damit, Milan zuzuhören. Die Eltern dieses kranken Kindes mußten verdammt reich sein, um sich die Dienste der Z.S.A. leisten zu können ... Auf alle Fälle schien dieser Schweinehund von Steve Odds sich die Sache zu Herzen zu nehmen. Im Moment verweilte der Sammler in abwartender Haltung.

»Die Zeit reicht gerade noch, um hinzufahren«, erklärte Milan und erhob sich.

Tief enttäuscht betrat Loic Gaborit den Überwachungsraum im Saint-Louis-Flügel. Nachdem er bei seinem Versuch, Giova Llorens wiederzufinden, kläglich gescheitert war, mußte er eine weitere Niederlage einstecken, als ihm bewußt wurde, daß die Z.S.A. ihm im letz-

ten Moment zuvorgekommen war. Toland hatte ihn gewarnt. Nach seinen Informationen hatte Odds diese Kampagne gestartet, um ein an Leukämie erkranktes Kind zu retten; ein Unternehmen, das von Erfolg gekrönt war, da es auch ihm gelungen war, die Existenz von Giova Llorens, der berühmten genetischen Doppelgängerin, in Erfahrung zu bringen. Der Chirurg verstand nicht, wie das Odds hatte gelingen können. Hierüber hatte Toland ihn jedenfalls nicht unterrichten können. Die letzte Hoffnung schwand dahin. Gaborit würde weiterhin gedemütigt und schikaniert werden und unerbittlich an Image verlieren, bis er schließlich sogar gezwungen wäre, das Amerikanische Hospital zu verlassen. So lautete das Gesetz des Stärkeren. Nun war er zum Opfer geworden.

Vor der Verteilertafel hielt er inne und runzelte die Stirn.

»In den Merrill-Saal ist niemand eingeliefert worden?« wunderte er sich.

Ein wohlbeleibter Assistenzarzt stellte sich neben ihn.

»Nein, er ist für dich reserviert ...«

Gaborit zog die Augenbrauen hoch.

»Was heißt das?«

Der Assistenzarzt, der aus seiner Sympathie für den Chirurgen nie einen Hehl gemacht hatte, war heiter geblaut.

»Man hat dich den ganzen Tag lang gesucht, um dir die Nachricht mitzuteilen.«

»Welche Nachricht?« fragte Gaborit ungeduldig.

»Willst du dich vorher nicht lieber hinsetzen?«

Der Chirurg knurrte gereizt.

»Eine Herztransplantation steht dir bevor, mein Freund«, erklärte der Assistenzarzt. »Und nicht irgendeine Transplantation! Du wirst die große Pamela Sirchos operieren, und der weltberühmte Mark Zorski wird dir dabei assistieren. Er hat dich dazu auserwählt wegen deines hohen Prozentsatzes an erfolgreichen Eingriffen

und deiner Artikel über Herztransplantationen. Das hast du allen jenen Unglücklichen zu verdanken, an denen du herumgeschnippelt hast und die sich hoffnungslos am Leben festklammern. Nun, was sagst du dazu?«

Gaborit war völlig sprachlos.

»Red doch keinen Blödsinn!« murmelte er.

Der Assistenzarzt nickte begeistert mit dem Kopf.

»Die Direktion wollte dich da raushalten, doch Zorski bestand darauf. Noch in dieser Nacht oder spätestens morgen werdet ihr beide die Operation durchführen. Im Moment sitzen sie im Flugzeug. Die Herren aus der Direktion und die Geier können dich mal, mein Freund! Du gehörst zu den ganz Großen, zu den Unantastbaren!«

Gaborit schnaubte und streckte beide Arme von sich.

»Zorski ...«, seufzte er. »Gibt's denn das ... Aber das ist doch völlig verrückt! Ich kenne nicht einmal die Akte dieser ... öhh ...«

»Pamela Sirchos. Sobald Zorski hier ist, wird er dich ins Bild setzen.«

»Gibt's denn das ...?« wiederholte der Chirurg.

»He! Loic ...«

»Was ist?«

»Man wird dich beauftragen, für die Operation ein Ärzteteam zusammenzustellen.«

»Na und?«

Der Assistenzarzt war ein wenig verlegen.

»Nun, seit Jahren bin ich total in diese Pamela Sirchos verknallt ... Verstehst du ... Ich dachte ... Also, verdammt! Es wäre unheimlich wichtig für mich, irgendwie das Gefühl zu haben, an ihrer Rettung beteiligt zu sein.«

Gaborit grinste.

»Geh zu Sevrin und sag ihm, daß du ihm bei der Nar-kose assistieren wirst.«

Der Assistenzarzt stieß einen Schrei der Begeisterung aus und hüpfte einige Male hin und her.

»Beruhige dich doch!« forderte Gaborit ihn auf. »Ich will nicht, daß wegen dir irgend etwas schiefgeht. Woher bekommen wir übrigens das Transplantat?«

Der Assistenzarzt hob den Blick zur Decke und zuckte mit den Schultern.

»Eine Hirnblutung, nehme ich an. In unserem Lager ist es jedenfalls nicht.«

Der Chirurg kratzte sich an der Wange. Es wurde höchste Zeit, sich mal wieder zu rasieren.

»Sind sämtliche Vorbereitungen abgeschlossen?« wollte er wissen. »Und auf wessen Rechnung arbeiten wir?«

Der Assistenzarzt zwinkerte ihm zu.

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Alexander Sirchos, das bedeutet Raumfahrt, Banken, Ölfelder, Energiequellen fast überall auf der Welt, Unmengen Geld; du glaubst doch nicht etwa, daß wir seiner Frau ein Affenherz in die Brust verpflanzen!«

Erneut schaute er an die Decke.

»Mein Gott, die Brust von Pamela Sirchos...!« seufzte er.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Den Zuhälter sah man dem Mann bereits auf hundert Meter an. Er war maghrebinischer Herkunft, hatte gepflegtes sauberes Haar, trug einen Maßanzug und Schuhe aus Krokodilsleder; die Fingernägel waren ebenfalls sehr gepflegt. Brillantringe schmückten die Finger, und unter der Nase sproß ein schmales Gano-venbärtchen. Er stieß die Tür zur Apotheke auf und trat an den Verkaufstisch. Milan hielt sich hinter den Regalen versteckt und verspürte ein leichtes Kribbeln zwischen den Schulterblättern. Er schaute Toland an, den das Aussehen dieses Mannes offenbar ebenfalls beun-

ruhigte. Der blitzblanke Bolide, der vor dem Geschäft in der zweiten Reihe parkte, paßte nur zu gut zum Gehabe des stinkreichen Zuhälters. Steve Odds' derart perfekter Plan begann sich allmählich als undurchführbar zu erweisen, und Tolands Taktik nützte ihrem Vorhaben soviel wie ein Paar Rollschuhe einer Ringelnatter.

Unauffällig stellte sich Milan neben David.

»Wir greifen nicht ein«, flüsterte er. »Wir folgen ihm.«

Überrascht runzelte Toland die Stirn.

Der Apotheker legte das Präparat und die sterile Plastikspritze auf den Tresen. Der Araber schob ihm einen Hunderter zu, wartete auf das Rückgeld und schaute sich mit dem mißtrauischen Blick jener Leute im Raum um, die etwas zu verbergen haben.

Als die Tür sich erneut hinter dem Araber schloß, traten die beiden Sammler aus ihrem Versteck. Verblüfft schaute der Apotheker ihnen nach. Er hatte keinerlei Fragen zu stellen, denn die Z.S. A. kontrollierte mehr als die Hälfte seiner Lieferanten.

David und Milan stiegen in den Studebaker. Glücklicherweise schien der andere im Sportwagen keine Eile zu haben. Wie ein ausgesprochen braver Bürger wartete er vor der Verkehrsampel.

»Warum sprechen wir ihn nicht an?«

»Hast du den Schädel dieses Kerls nicht gesehen?« erwiderte Milan. »Der reinste Wilde! Jetzt verstehe ich auch, warum das Mädchen seine Medikamente nie selbst holt. Bestimmt hält er sie gefangen, dieser Dreckskerl!«

Etliche Fragen gingen David durch den Kopf, doch er stellte keine einzige davon. Übrigens brauchten sie nicht einmal sehr weit zu fahren. Vor einem alten, von exotischen Geschäften umgebenen Gebäude blieb der Wagen stehen.

»Na, hatte ich recht?« triumphtierte Milan. »Ein Araber! Da drin ein Mäuschen zu fangen, wird kein Honiglecken sein ...«

Er hob das Autotelefon ab.

»Was hast du vor?« fragte David.

»Verstärkung anfordern!« knurrte der Geier.

»Die Bullen?«

»Die Bullen ...«, kicherte Milan. »Die haben doch noch nicht die Straße gefunden, wenn der Käfig längst abtransportiert und der Vogel längst ausgeflogen ist. Was stellst du dir eigentlich vor? Mit den Weibern fakeln die Araber nicht lange.«

»Aber ich dachte, sie sei Studentin«, meinte Toland, als er noch einmal die Personenbeschreibung durchlas.

»Wenn du wüßtest, wie viele Studentinnen ihre Studien als billige Nutten beenden!« grinste Milan.

»Aber man könnte doch zahlen, oder?« fragte David.

»Zahlen ...«, seufzte der Geier. »Hast du denn immer noch nicht begriffen? Das ist doch alles nur Theater! Nichts als Augenwischerei. Keinen Pfennig besitzen die Eltern dieses leukämiekranken Kindes. Denkste! Damit's funktioniert, müssen sie auf arm machen, verstehst du? Man rettet ein Kind, David Toland, Idol der Todeskandidaten, erkennst du den Nutzen? Oder willst du, daß Steve Odds uns dazwischenfunkt?«

Tolands Blick verfinsterte sich.

»Und wenn wir überdies ein Mädchen vor der Prostitution retten, wird Odds mit dem Verdienstkreuz dekoriert«, brummte er.

»Möglich«, erwiderte Milan. »Doch es bleibt dir keine andere Wahl mehr. Wenn du dich jetzt verdrückst, wird Odds auch davon profitieren.«

Man hatte Pamela vorn in der Überschallmaschine unter ein Sauerstoffzelt gelegt. Langsam, unerbittlich wurde ihr Herz immer schwächer. Der Mann mit der dunklen Sonnenbrille beobachtete sie wie jemand, der sich den Kothaufen anschaut, in den er eben getreten hat. Dann setzte er sich erneut zu Sirchos.

»Und deswegen bereiten Sie uns all diese Probleme!« seufzte er angeekelt.

Langsam setzte Sirchos sich aufrechter hin.

»Wenn Sie noch ein Wort über sie sagen, werfe ich Sie über dem Atlantik raus, und zwar mit einem Regenschirm anstelle eines Fallschirms«, erwiderte er halblaut.

Die beiden Männer verstummten, als Mark Zorski sich ihnen mit sorgenvoller Miene durch den Mittelgang näherte. Weder zu der seltsamen Szene auf dem Flughafen noch zu der unerwarteten Anwesenheit dieses Unbekannten mit der schwarzen Sonnenbrille hatte er auch nur eine einzige Frage stellt. Er hatte sich damit begnügt, gut zwei Stunden lang zu schlafen, bevor er erneut seine Patientin untersuchte. Vor dem Milliardär blieb er stehen. Er blickte äußerst pessimistisch drein.

»Ich werde die letzten Informationen nach Paris schicken«, murmelte er.

Seltsam - wie an einem Totenbett wagte in diesem Flugzeug niemand mit lauter Stimme zu sprechen. Sirchos richtete sich auf.

»Was ist denn los?«

»Die Reise ermüdet sie sehr«, erklärte der Chirurg. »Ihr Herz schlägt immer langsamer. Es hat keine Kraft mehr, trotz der Vorbeugemaßnahmen nehmen die Giftstoffe zu. Sobald wir ankommen, muß operiert werden ...«

Er schien einige Sekunden lang zu überlegen.

»Wie weit ist es vom Flughafen bis ins Krankenhaus?« fragte er.

Sirchos zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß nicht genau. Eine Stunde vielleicht ...«

Zorski verzog das Gesicht. Pamelas Herz, das mit Unmengen von Blut gefüllt und durch die aufeinanderfolgenden Operationen geschwächt war, bot trotz der Notbehelfe, die es stärken sollten, viel weniger Widerstand als vorhergesehen und drohte nun jeden Moment

zu zerreißen. Die abgestorbenen Teile würden den Druck nicht aushalten.

»Wir benötigen einen Wagen mit einem Sauerstoffapparat«, forderte Zorski. »Das Implantat muß vorbereitet werden, der Franzose Gaborit und sein Team müssen sich für einen Eingriff bereithalten ...«

Sirchos hob den Kopf und stand von seinem Sitz auf.

»Ich werde sie informieren.«

»Schicken Sie Gaborit auch die Resultate der letzten Analysen«, sagte der Chirurg noch. »Ich möchte, daß er weiß, worauf er sich vorbereiten muß ...«

Daß der Franzose sich auf das Schlimmste gefaßt machen sollte, fügte er lieber nicht hinzu. Auf ein Herz beispielsweise, das in seinen Händen buchstäblich explodieren könnte ...

Stumm nickte Sirchos erneut und ging ins Cockpit. Innerhalb weniger Stunden hatte sich der Milliardär völlig verändert. Seine harten, willensstarken Gesichtszüge hatten sich aufgelöst und waren erschlaft. Sirchos wurde immer grauer.

Zorski kannte nur einen Grund, der einen Mann derart verwandeln konnte: die Angst ...

Milan nahm einen kräftigen Schluck Whisky und hielt Toland die Flasche hin.

»Da, trink!«

David war ganz verkrampft und lehnte mit einer kurzen Geste ab.

»Verdammt! Was bist du für einer?« wütete Milan und schloß die Flasche. »Ich hab gesehen, wie du an Dutzenden von Kerlen rumgeschnippelt, ihnen den Bauch aufgeschnitten, in ihren Eingeweiden herumgewühlt und ihnen ins Fleisch gebohrt hast, ohne dich jemals zu beklagen, ohne ein Wort zu sagen ... Nicht einmal einen Stärkungstrunk benötigst du, um deine Arbeit tun zu können. Es sieht aus, als würdest du nicht das geringste dabei empfinden. Wer von uns beiden ist

denn nun der Hemmungsloseste, Toland? Du oder ich?»

Angesichts des hartnäckigen Schweigens von David fügte Milan hinzu:

»Ich kann zu meiner Entschuldigung wenigstens anführen, daß ich es für Geld tue.«

Der Piepston des Autotelefons war zu hören. Milan hob ab.

»Ja ...«, brummte der Geier.

»Milan? Ich bin's, Odds. Wir haben das Programm geändert. Wo seid ihr?«

»Vor dem Käfig, in dem Ihr kleines Flittchen schläft, Boß!« witzelte Milan.

»Was?«

»Die kleine Llorens. Eine Gangsterbande hat sie sich geschnappt«, erklärte der Geier. »Wird nicht so einfach sein, sie da wieder rauszuholen. Ich hab meine Brüder zu Hilfe gerufen. Und Sie melden sich dann wieder, zur psychologischen Unterstützung.«

Auf Milans Erklärung folgte ein kurzes Schweigen.

»Haben Sie sie gesehen?« fragte Odds.

»Woher denn? Wir wissen nicht einmal, ob sie wirklich da drin ist ...«

»Beeilen Sie sich, Milan!« flehte Odds. »Eben hab ich Nachricht erhalten aus der Concorde mit ... na, Sie wissen schon. Sieht sehr schlecht aus. Die Transplantation muß sofort nach der Landung durchgeführt werden. Spätestens in drei Stunden ... Sie wissen, was das bedeutet?«

Milan griff erneut nach der Whiskyflasche.

»Nein«, knurrte er verwirrt.

»Das bedeutet, daß es sich nicht einmal mehr lohnt, das Mädchen ins Saint-Louis zu bringen, Milan«, erklärte Steve Odds. »Nehmen Sie sich das Benötigte an Ort und Stelle!«

Ohne zu antworten, legte Milan wieder auf. Toland beobachtete ihn aufmerksam.

»Was ist los?«

Milan zögerte. Wilde Entschlossenheit verhärtete seine Gesichtszüge.

»Die Frau ist im Anflug«, murmelte er reglos. »Wenn wir uns dieses Mädchen jetzt nicht schnappen, ist's zu spät ...«

Vor ihnen, am anderen Ende der Straße, tauchte Vito Milan auf, der den riesigen Stefan wie eine furchterregende Dogge an der Leine hinter sich her zog. Ein Lächeln erhellte das Gesicht des Geiers.

»Gehen wir!« befahl er und öffnete die Tür des Studebakers.

Doktor Sevrin war einer der besten Anästhesisten, die man finden konnte. Mit einem ellenlangen Text betrat er das Büro von Loic Gaborit.

»Das hat uns gerade noch gefehlt!« seufzte er.

Gaborit, der in das Studium der neuesten Berichte über die Herztransplantationen in seiner Klinik vertieft war, hob den Kopf.

»Was ist denn?« fragte er und betrachtete den langen Papierstreifen, den der Anästhesist bis auf den Boden hängen ließ.

»Der Beginn der Schwierigkeiten«, erwiderte Sevrin und legte das Telex auf das Pult. »Das Herz deiner hübschen Patientin ist dabei durchzudrehen. Es fehlte nicht viel, und man hätte uns gebeten, die Operation direkt am Flughafen von Roissy vorzunehmen. Hier einstweilen die neuesten Analysen. Ich habe sie für das Labor kopiert. Zorski möchte, daß wir aufgrund der Analysen Spezialvorkehrungen treffen. Die Yankees scheuen wirklich weder Mühe noch Kosten.«

»Spezialvorkehrungen?« fragte Gaborit überrascht und runzelte die Stirn.

»Lies das, dann begreifst du. Pamela Sirchos ist ein schwieriger Fall.«

Gaborit schaute sich das Telex an, auf dem sämtliche

Analysen aufgeführt waren, die man bei seiner zukünftigen Patientin vorgenommen hatte. Unverzüglich verbanden sich diese Angaben mit der Liste der Z.S. A. Der Chirurg spürte, wie er kreidebleich im Gesicht wurde.

»He!« meinte Sevrin besorgt. »Was hast du denn?«

Gaborit verglich die Angaben beider Listen ein zweites Mal miteinander. Es bestand kein Zweifel mehr. Pamela Sirchos und Giova Llorens waren genetische Doppelgängerinnen.

»Wer ist der Spender?« flüsterte er mit schwacher Stimme.

Sevrin zuckte mit den Schultern.

»Die Papiere sind noch nicht eingetroffen. Das Implantat kommt aus einer Klinik außerhalb der Stadt. Mehr hat man mir nicht gesagt.«

Gaborit schüttelte den Kopf. Das durfte doch nicht wahr sein! Sein Freund David Toland konnte sich doch unmöglich an einem solchen Willkürakt beteiligen ...

Diese Ungewißheit richtete sich sogleich gegen ihn selbst. Welche Entscheidung müßte er treffen, falls die gleichzeitig mit dem Spenderherz eintreffenden Analyseserulate die Hypothese eines Mordes bestätigen würden?

»Klappt was nicht?« fragte Sevrin, besorgt über den sonderbaren Gesichtsausdruck des Chirurgen.

Gaborit faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und massierte sich die Schläfen ausgiebig mit den Fingerspitzen.

»Alles in Ordnung. Ich möchte nur ein wenig allein sein ...«

Sevrin zögerte einen Moment lang, schien eine weitere Frage stellen zu wollen, überlegte es sich aber plötzlich anders und verließ das Büro.

Gaborit öffnete den Mund, so als würde es ihm an Sauerstoff fehlen. Diese Herztransplantation war die Chance seines Lebens. Er stand kurz davor, einem internationalen Star ein neues Herz in die Brust zu setzen,

und zwar in Zusammenarbeit mit einem gewissen Mark Zorski, den die ganze medizinische Fachwelt als den größten Herzspezialisten auf der ganzen Welt ansah. In dem Fall, da es sich tatsächlich um das Herz von Giova Llorens handelte, wären die Erfolgsaussichten außerordentlich groß ... Alle seine Träume, die in letzter Zeit so oft gefährdet waren, schienen mit einemmal in Erfüllung zu gehen. Wie teuer müßte er für ihre Verwirklichung bezahlen?

Toland blieb in einiger Entfernung hinter den Milans zurück. Die drei Brüder diskutierten auf dem Bürgersteig miteinander. Von Zeit zu Zeit wandte sich der mongoloide Stefan um und lächelte David mit entwaffnender Naivität zu. Plötzlich ging Milan auf Toland zu.

»Kannst du mit einer Waffe umgehen?«

Der Sammler zuckte zusammen.

»Mit einer Waffe?«

»Mein Bruder kennt sich hier aus«, erklärte der Geier. »Drinne halten sich mindestens drei mit Drogen vollgestopfte Gorillas auf, außerdem der Zuhälter aus der Apotheke. Du glaubst doch wohl nicht, daß wir ihnen nur eine Ohrfeige verpassen wollen.«

Toland biß sich auf die Unterlippe.

»Ich will keine Waffe!« beschloß er.

Milan warf ihm einen wütenden Blick zu.

»Dann bleib im Wagen, wir brauchen dich nicht.«

»Gut. Aber sobald wir das Mädchen haben, bringen wir es sofort in diese Klinik und überwachen die Operation.«

Milan kniff die Augen zusammen.

»Und dann gehen wir nie wieder auseinander?« entgegnete er ironisch und betonte das »Wir«, wie David das getan hatte.

»Genau«, antwortete Toland. »Ganz genau.«

Milan deutete ein Lächeln an.

»Du bist der, der entscheidet, Kamerad«, flüsterte er

und zog eine Spielkarte aus der Tasche. »Schon wieder diese verdammte Herzdame!«

Er näherte sich dem roten Sportwagen des Zuhälters und schleuderte die Karte in einen der Reifen, in dem sie zitternd steckenblieb. Wie in Angriffsformation standen seine beiden Brüder neben ihm, so als hätten sie in ihrem ganzen Leben nie etwas anderes getan. Während Toland im Studebaker Platz nahm, betraten sie das Gebäude.

Ihr Wortwechsel beschränkte sich auf ein Minimum. Milan warf sich auf den Mann an der Rezeption, packte ihn am Kragen, versetzte ihm einen kräftigen Schlag mitten ins Gesicht und schleuderte ihn in die Arme seines Bruders Stefan, der ihn mit einer Ohrfeige niederstreckte, die genügt hätte, einem Büffel die Hörner vom Kopf zu schlagen. Vito, der mit einer riesigen 44er Magnum bewaffnet war, trieb die wartenden Kunden auf der Treppe zusammen. Der Überraschungseffekt war so groß, daß der Widerstand sich schwächer zeigte als befürchtet.

Der zweite Wächter erhielt einen prächtigen Tritt zwischen die Beine und schlug gegen die Wand, wo Stefan, den die Situation bestens zu amüsieren schien, ihn mit einer weiteren Ohrfeige buchstäblich festnagelte.

Die Lage verschlechterte sich merklich für die Gebrüder Milan, als plötzlich der Kerl aus dem roten Wagen mit einem Gewehr in der Hand auftauchte. Unverzüglich richtete Vito seine Waffe auf ihn.

»Nein!« befahl Milan.

Vito zögerte, der Zeigefinger am Abzug wurde gefährlich blaß.

»Wo ist Giova?« fragte Milan.

Der Zuhälter riß die Äuglein auf. Ein ekelhaftes Grinsen trat ihm auf die Lippen.

»Man hat mich wissen lassen, daß jemand nach ihr sucht«, grinste der Araber. »Sie ist nicht mehr hier.«

»Wer hat dich gewarnt?« fauchte Milan.

»Ihre Alten!« knurrte der Zuhälter nach wie vor in Kampfstellung. »Ich hab sie gekauft. Wenn du sie haben willst, mußt du zahlen.«

»Wieviel?«

»Hunderttausend«, antwortete der Araber.

Milan schnippte mit den Fingern und wandte sich an Vito.

»Schieß ihm in die Beine!« befahl er seelenruhig.

Der Schuß tönte wie ein Donnerhall, und der Kerl ging heulend zu Boden. Milan stürzte sich auf ihn und setzte ihm die Klinge seines Skalpells wenige Millimeter neben das Auge.

»Hör mir gut zu, du Dreckskerl!« brüllte der Geier. »Entweder du sagst mir jetzt auf der Stelle, wo du die Kleine versteckt hältst, oder ich schneide dir den Schwanz ab.«

Der Araber litt entsetzlich, sein Kopf schwankte auf seinen Schultern hin und her, gefolgt von der glitzernen Klinge des Geiers.

»Oben!« stöhnte er. »Auf dem Speicher ...«

Stefan lachte laut und kindisch auf, als Milan dem Zuhälter die Kehle durchschnitt. Einer der Kunden drehte durch und versuchte zu fliehen, aber unter dem Kolbenschlag von Vitos Waffe sackte er auf der Stelle zu Boden.

»Halt alle diese Schweine in Schach!« befahl Milan und eilte die Treppe hoch. »Ich kümmerge mich um die Fracht. Stefan, du kommst mit mir.«

Das grelle Lachen des dicken Mongoloiden dröhnte durch die Halle. Er fühlte sich gut. Stark. Sehr stark. Unendlich viel stärker als immer dann, wenn, wie heute wieder, Trois-Pommes, Pissette, Ranky und die anderen kamen und durch das Gitter des Abstellraumes mit Hundekot nach ihm warfen. Dabei hatte Milan ihm versprochen, daß das nie wieder passieren werde; aber sie waren erneut gekommen. Vito war nicht da, um ihn zu beschützen. Wie gewohnt war Stefan auf das Klo ge-

flüchtet, aber dort konnte er nicht bleiben. Wegen Mas Kopf, der abgetrennt aus dem Pißbecken ragte.

Er fragte sich, wie er Vito das alles erklären sollte, als Mirko anrief. Im Moment dachte er nicht einmal mehr daran. Er fühlte sich gut. Und wenn er heimkäme, würde Ma vom Unterernährten zurückgekehrt sein und würde ihm eine gute Suppe mit dicken Fleischstücken zubereiten ...

»Wart auf mich, Mirko, wart auf mich!« schrie er, außer Atem und folgte seinem Bruder.

Der Piepston und das rote Lämpchen des Autotelefons ließen Toland zusammenzucken, der in düsteren Gedanken versunken war. Er hob ab und nannte seinen Namen.

»Ein Anruf für dich, Toland«, teilte Goldman ihm mit.
»Übernimmst du?«

»Ja ...«

Nach mehrmaligem Klicken ertönte die Stimme von Loic Gaborit im Hörer.

»David, ich bin's, Loic. Bist du allein?«

»Ja, aber ...«

»Hör mir gut zu, David! Die Z.S.A. schert sich einen Dreck um das Rückenmark von Giova Llorens. Was sie benötigen, ist ihr Herz. Sie werden sie töten, begreifst du das?«

Tolands Hände begannen zu zittern.

»Was sagst du da?« stotterte er.

Der Hörer glitt ihm aus der Hand. Einen Moment lang starrte er wie von Sinnen durch die Windschutzscheibe nach draußen; dann stürzte er aus dem Studebaker und rannte auf das Gebäude zu, in das die Gebrüder Milan eingedrungen waren.

Im Wageninnern schaukelte der Hörer am Ende des Kabels hin und her, nur noch das verzweifelte »Hallo!« von Loic Gaborit war zu hören.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Der Chirurg legte den Hörer wieder auf und wußte, daß er unwahrscheinlich feige gehandelt hatte. Da er nicht imstande war, selbst eine Entscheidung zu treffen, hatte er seinen Freund David Toland vor den hinterhältigen Tricks der Z.S.A. gewarnt und somit alle Verantwortung auf ihn abgewälzt. Er sank auf seinen Schreibtisch und vergrub das Gesicht in den gekreuzten Armen. Er fühlte sich nicht stark genug, um die einmalige Gelegenheit abzulehnen, die Mark Zorski ihm bot. Die Gelegenheit, zu dem zu werden, was er sich immer schon erträumt hatte: einer der berühmtesten Chirurgen auf der ganzen Welt ... Die Gelegenheit, seine Arbeit, seine nächtelangen Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt zu sehen. Einerseits der Ruhm, andererseits die Anonymität oder die Unehre.

Die Ungleichheit der Menschen vor der Medizin, vor der Gesundheit hatte ihm schon oft zu denken gegeben. Und bislang hatte er sich stets untadelig verhalten und die Vorschläge von unendlich vornehmeren Kliniken als dem Saint-Louis stets abgelehnt. Das Dilemma war nun an seinem kritischen Punkt angelangt. Und seine Entscheidung lag ab sofort in den Händen eines anderen ...

Der dritte Gorilla stand auf der Treppe und hielt eine Pumpaction in den Händen. Er hatte die Schreie und Schüsse gehört und zwischen der ersten und zweiten Etage Stellung bezogen. Ein unheimlich magerer Kerl mit heroinzerfressener dreckiger Haut. Ein echt finsterner Geselle. Die Waffe zitterte ihm in den spindeldürren Fingern, und der Schweiß rann ihm von der Stirn.

Plötzlich tauchte Milan in seinem Blickfeld auf. Er zielte auf sein Gewehr und drückte zweimal ab. Die Ladungen zerfetzten die Wand, eine dichte Gipswolke

stieg auf, tiefe Krater bohrten sich in die Treppenhausmauern.

Milan konnte sich gerade noch auf die Stufen niederwerfen. Einige Bleisplitter drangen durch seine Lederuniform und kratzten ihm den Rücken auf. Der mit Zementstaub bedeckte Geier richtete sich wieder auf und zielte im Stil eines Frisbeespielers mit einer Karte auf den anderen. Das stählerne Rechteck bohrte sich tief in die Stirn des Fixers, genau über den Augen. Er verdrehte die Augen, schwankte und fiel langsam über das Gelände.

»Pik Zehn ...«, murmelte Milan und setzte seinen Aufstieg fort.

Stefan folgte ihm, wie betäubt durch die Explosion, und rieb sich die Ohren wie ein Wahnsinniger.

Auf allen Etagen stürmten nur mit der Unterhose bekleidete Kunden aus den Zimmern, rannten die Treppen hinunter und drückten sich zitternd gegen die Wände, wenn die Gebrüder Milan an ihnen vorbeiliefen. Ab und zu streckte Stefan, der immer zu solchen Späßen aufgelegt war, einen von ihnen mit einem Kinnhaken zu Boden. Er liebte es, solche Schläge auszu-teilen, aber noch lieber ging er mit dem schweren Hammer um, den er in Vitos Chevrolet zurückgelassen hatte. Er vermißte diesen Hammer, doch Vito hatte gesagt, damit fiele er auf der Straße zu sehr auf. Vor allem er ...

Sie erreichten das oberste Stockwerk, wo eine Aluminiumleiter vor einer halboffenen Klappe stand.

»Wart hier auf mich!« befahl Milan.

Mißmutig verzog Stefan das Gesicht.

»Darf ich nicht mit dir kommen?« stöhnte er.

Milan stellte sich vor seinen Bruder und gab sich Mühe, sich seine Schmerzen nicht anmerken zu lassen. Das Brennen der Wunde erreichte nun den Nacken, und das Blut floß ihm den Rücken hinunter. Er nahm den dicken Kopf des Monogoloiden in beide Hände.

»Hör mir gut zu, kleiner Bruder«, flüsterte er mit sanfter Stimme. »Ich möchte, daß du die Leiter bewachst. Eine Leiter ist etwas sehr Wichtiges. Wenn jemand kommt und sie wegnimmt, während man oben ist, kann man nicht mehr runtersteigen. Verstehst du?«

Verwirrt nickte Stefan mit dem Kopf.

»Ich passe auf die Leiter auf«, versprach der Koloß und starrte auf seine Schuhspitzen, wo eine dicke schwarze Schlammschicht abbröckelte.

Milan drehte sich um und stieg die Leiter hinauf. Der Speicher war dreckig, feucht und dunkel. Der Geier schwang sich durch die Luke, richtete sich vorsichtig auf und blieb völlig reglos stehen, während seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten.

Zuerst vernahm er ein schwaches Atmen, dann entdeckte er auf der rechten Seite eine hellere Silhouette. Er zündete sein Feuerzeug an und näherte sich langsam. Das Mädchen schlief. Das war auch besser so. Der Geier nahm sein Skalpell hervor, auf dessen Klinge sich sogleich das Licht des Feuerzeugs spiegelte und einen riesigen Schatten auf einen Balken warf, auf dem unzählige Schaben hin und her rannten.

Er bückte sich, und sein Herz machte einen wahrhaft gefährlichen Sprung.

Giova Llorens war nur mit einem leicht durchsichtigen Schleier bekleidet. Ihr Gesicht war glatt und blaß wie das von alten Porzellanpuppen, ihr langes blondes Haar umgab ihren Oberkörper wie ein goldenes Leichentuch, und als der Geier sich über sie beugte, öffnete sie ihre großen blauen Augen.

David Toland stürmte in die Eingangshalle des Gebäudes. Vito schreckte auf und richtete seine Magnum auf ihn. Vor dem leblosen Körper des Mannes mit dem roten Wagen hielt der Sammler inne. Sein Blick fiel auf die beiden anderen am Boden liegenden Araber. »Was suchst du hier?« knurrte Vito.

David hob den Kopf. Er sah die Waffe und die etwa zehn Männer, die schön brav an der Wand standen.

»Wo ist Milan?« fragte er mit heiserer Stimme.

Vito zögerte. Sein Bruder hatte ihm geraten, diesem Sammler nicht zu trauen, mehr nicht. In der Zone bedeutete Mißtrauen nur, daß man stets versuchen mußte, als erster zu schießen. Aber hier ...

Toland erkannte die Gefahr. Sonderbarerweise aber beruhigte ihn das Verhalten von Milans Bruder. Er wurde also nicht als Komplize, sondern als Feind angesehen.

»Ich muß sofort mit Milan sprechen«, sagte David.

»Eine Programmänderung.«

Plötzlich richtete Vito seine Waffe auf einen Kunden, der verzweifelt versuchte, seine Hose hochzuziehen. Ohne Zweifel hätte Toland diese Gelegenheit nutzen und sich auf seinen Gegner stürzen können, doch er blieb völlig reglos stehen. Vito aber wartete nur auf eine eindeutige Bewegung Tolands, um ihn niederstrecken zu können.

»Du wartest hier auf ihn!« beschloß er plötzlich.

»Es eilt!« behauptete Toland. »Du mußt ...«

»Ich muß überhaupt nichts«, entgegnete Vito, der sichtlich nervös war.

Es waren einfach zu viele Männer, die er bewachen mußte. Die Spannung erhöhte sich noch, als der Gorilla, den Milan angeschossen hatte, Blut zu spucken und zu jammern begann. Diese leise Klage inmitten der lauten Töne ließ Vito völlig durchdrehen.

»Halt's Maul, du dreckige Sau!« schrie er und schoß zweimal auf den Verletzten.

David war niedergekniet, als wolle er sich schützen. Mit den Fingerspitzen hob er das Springmesser auf, das der Kerl mit dem roten Wagen fallengelassen hatte. Vito brüllte immer noch. Er hatte sich den von panischer Angst erfaßten Kunden zugewandt. Toland hatte noch nie jemanden getötet. Doch dank seiner perfekten Ana-

tomiekenntnisse wußte er, wie er vorgehen mußte, um ein lebenswichtiges Organ zu treffen, aber er hatte es noch nie getan. Er nahm das Messer fest in die Hand und warf sich auf Vito.

Vito ahnte die Bewegung zu seiner Rechten, versuchte auszuweichen, doch die Hand des Sammlers packte ihn bereits am Handgelenk und riß ihm den Arm nach oben. Ein erneuter Schuß zertrümmerte einen Quadratmeter Decke. Toland zögerte eine Sekunde lang, bevor er seinem Gegner die Klinge ins Herz stieß. Eine Sekunde zu lange. Trotz seines rachitischen Aussehens und seines fleckigen Säufergesichts erwies sich Vito als gefährlicher Gegner mit überraschend großer Energie. Der Kräfteunterschied zwischen den beiden Männern wurde durch die größere Prügelerfahrung der Gebrüder Milan wieder aufgehoben. Vito wiegte sich in den Hüften und versetzte dem Sammler einen brutalen Kniestoß in die Leber. David krümmte sich. Die Luft entwich aus den Lungen, und ein fürchterlicher Schmerz lähmte ihm den Unterleib. Die Kunden nutzten den Kampf der beiden Männer, um zu fliehen.

»Ich bringe dich um, du Schwein!« zischte Vito.

Eine voreilige Behauptung, denn es gelang David, alle seine Kräfte zu mobilisieren, Vito in den Griff zu bekommen und ihm den Arm auf den Rücken zu biegen. Vitos Schulter krachte dumpf. Er heulte fürchterlich und ließ seine Magnum zu Boden fallen. Als David mit seinem Messer zustechen wollte, erschien Milan oben auf der Treppe. Seine Stimme tönte wie ein Peitschenhieb.

»Genug!«

»Er hat mir den Arm gebrochen!« jammerte Vito, der auf den Knien am Boden saß. »Dieses Schwein hat mir den Arm gebrochen!«

David wich etwas zurück. Er traute seinen Augen nicht. Hinter Milan, einige Stufen höher, stand der mongoloide Riese, grinste selig und hielt Giova Llorens

in den Armen, die zerbrechliche blonde Puppe, deren seidenes Haar dem Koloß bis auf die Hüften herunterhing. Ein unpassendes, völlig surrealistisches Paar.

»Ich lasse dich nicht mit ihr verschwinden«, warnte Toland und hob die 44er Magnum auf. »Ich weiß von euren Schweinereien!«

Unerschütterlich kam Milan die Treppe herunter.

»Bleib stehen!« bellte Toland.

»Mach keinen Quatsch, Kamerad!« seufzte der Geier. »Wenn ich das getan hätte, wozu ich beauftragt bin, hielte ich ihr Herz bereits in den Händen. Aber dazu hatte ich keine Zeit ...«

David runzelte die Stirn. Milans Stimme hatte sich verändert, war unglaublich schwach geworden. Bevor er schwankend innehielt, stieg er noch eine Stufe hinunter.

»Ich hätte diesen Kretin längst umlegen müssen«, murmelte der Geier. »Morgen wird es ihm leid tun ... Toland, im Studebaker ist ein Geschenk für dich, unter dem großen Kasten ...«

Milan sackte zu Boden, ein Beil zwischen den Schulterblättern.

»Die Puppe gehört mir«, sagte das Monster mit weinerlicher Stimme und streichelte sanft über Giovas Haar. »Niemand nimmt sie mir weg. Sie ist so hübsch. Niemand darf sie kaputtmachen.«

Sein stumpfer Blick fiel auf Vito, der nach wie vor am Boden kniete, und sein Gesicht verzerrte sich vor Wut.

»Du wirst sie mir nicht wegnehmen, Vito! Diesmal nicht!«

Giova umschlang den dicken Hals des Riesen mit ihren zarten Armen. Stefan kam die Treppe herunter und stieg über die Leiche seines Bruders.

»Mirko wollte sie kaputtmachen«, brummte er. »Und du willst sie auch kaputtmachen!«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht erhob sich Vito und

hielt sich die gebrochene Schulter. Er wandte sich an den Sammler.

»Worauf wartest du noch? Warum schießt du nicht?« schrie er heiser. »Siehst du nicht, daß er völlig verrückt geworden ist?«

David war vor Bestürzung wie versteinert. Er konnte gerade noch kopfnickend vor dem näherkommenden Monster zurückweichen.

»Niemand mehr wird mit Hundescheiße nach mir werfen«, fuhr Stefan fort. »Niemand wird mich hauen. Heute wollte Ma mich hauen. Da habe ich ihr den Kopf eingeschlagen. Auch den Hunden habe ich den Kopf eingeschlagen.«

Mit einem Mal sprang der Koloß auf seinen Bruder zu, der drei Meter von ihm entfernt war, packte ihn und zog ihn vom Boden hoch.

»Hör auf, Stefan, hör auf!« flehte Vito.

Stefan schleuderte seinen Bruder mit unglaublicher Kraft gegen die Wand, so wie er es immer mit den neugeborenen Welpen tat, die Ma nicht behalten wollte. Vitos Körper blieb einen Moment lang an der Mauer lehnen und rutschte schließlich wie ein Stück Dreck und wie in Zeitlupe zu Boden.

Dann drehte der Mongoloide sich zu David um.

»Ich - ich will deine Puppe nicht kaputtmachen!« stotterte der Sammler, verblüfft von der Albernheit seiner eigenen Worte. »Im Gegenteil, ich bin hier, um sie zu retten. Du hast doch gesehen, wie ich mit deinem Bruder um sie gekämpft habe.«

Der Riese zögerte. Sein Gesicht verwandelte sich. Die Worte des Sammlers bahnten sich mühsam einen Weg durch sein vernebeltes Hirn.

Giova schmiegte sich noch fester an die Brust des Kolosses. Diese Berührung entlockte dem Mongoloiden ein strahlendes Lächeln. Bevor er erneut Toland anschaute, streichelte er ihr einen Moment lang über das Haar. Ein eisiges Frösteln lief David den Rücken herun-

ter. Dieser Kerl da war imstande, ihn mit einer Hand zu zermalmen, ihm durch ein Drücken auf die Schläfen die Augen aus dem Kopf springen zu lassen ...

»Du hilfst mir, damit ich meine Puppe behalte!« beschloß Stefan plötzlich, so als erklärte er seinen Kameraden aus dem Kindergarten die Regeln eines neuen Spiels.

David nickte mit dem Kopf.

»Einverstanden.«

Das Lächeln des Mongoloiden wurde eindeutiger. Speichel rann ihm über das Kinn. Er warf einen zärtlichen Blick auf Giova.

»Mit ihr habe ich kein Feuer mehr im Bauch«, murmelte er. »Sie ist wie eine richtige Puppe. Sie hat dieselben Dinge im Kopf wie ich ...«

David's Blick fiel auf die durchscheinenden, in den Ellenbogen von dunklen Punkten übersäten Arme des jungen Mädchens.

»Deine Puppe ist krank«, erklärte Toland.

»Krank?« stammelte Stefan.

»Schau dir ihre Arme an!« erklärte David. »Sie haben ihr Gift in die Adern gespritzt ...«

Stefan schrie laut auf.

»Ich werde ihnen den Kopf abreißen, ihnen allen!« brüllte er und ging auf den letzten der noch lebenden Gorillas zu, der immer noch benommen dalag.

»Zuerst mußt du dich um deine Puppe kümmern!« schrie Toland.

Der Koloß hielt inne.

»Gehen wir weg von hier!« riet David mit ruhiger Stimme. »Wenn die Bullen kommen, nehmen sie dir deine Puppe wieder weg.«

Gehorsam und brav folgte Stefan David auf die Straße. Die Z.S.A.-Geier bildeten eine wahre Kette aus schwarzvioletten Uniformen auf dem Bürgersteig. Alle trugen ihren Integralhelm mit dem Lebenssymbol über dem heruntergelassenen Visier.

Das Personal auf der Merrill-Abteilung, die vollständig für Pamela Sirchos reserviert war, wurde allmählich immer ungeduldiger. Das Implantat war noch immer nicht eingetroffen, und die Concorde konnte jeden Moment landen.

Nur Doktor Loic Gaborit schöpfte inmitten der zunehmenden Besorgnis neue Hoffnung. Vermutlich war es Giova Llorens gelungen, ob mit oder ohne Tolands Hilfe, den Fängen der Geier zu entkommen. Man mußte also beschließen, Madame Sirchos ein anderes Herz in die Brust einzupflanzen.

Als Gaborit bereits dabei war, das Lager nach einem Ersatzorgan zu durchsuchen, kam Steve Odds höchstpersönlich, um alle Anwesenden zu beruhigen.

»Es gab ein kleines Problem«, erklärte er. »Aber in wenigen Minuten wird das Herz eintreffen.«

Gaborit rannte auf die Toilette und erbrach sich.

Einer der Geier löste sich aus der Gruppe und trat vor. Mit gekreuzten Armen pflanzte er sich vor Toland auf. In seiner behandschuhten Hand funkelte ein Skalpell.

»Sag dem Dicken, er soll uns das Mädchen geben, dann geht alles in Ordnung!« befahl er mit vom Integralhelm gedämpfter Stimme.

Mit einem Mal überschlugen sich die Ereignisse. Stefan näherte sich und haute dem Geier mit der Faust auf den Kopf wie mit einem Hammer. Das Visier zersplitterte, und Blut bespritzte David. Die übrigen Geier zögerten, bevor auch sie ihre Skalpelle hervorzo-gen.

Der Koloß übergab Giova dem Sammler.

»Geh in den Wagen und warte auf mich!«

David öffnete den Mund, um zu antworten, aber schon ging Stefan auf die Geier los. Die Skalpellklingen zischten blitzend auf ihn nieder. David rannte zum Studebaker. Hinter ihm setzte der dicke, am Oberkörper, den Schultern und im Gesicht verletzte Mongoloide seinen Kampf fort. Vier Geier lagen bereits am Boden.

Dolche tauchten in den Händen von Steve Odds' Schergen auf.

David legte Giova Llorens auf den Rücksitz, nahm hinter dem Lenkrad Platz und startete den Motor. Die Porzellanpuppe war nach wie vor von Sinnen, mit Drogen vollgestopft und merkte nichts von dem, was vor sich ging. Einer der Geier, der flinker war als seine Kollegen, wich einem Schlag Stefans aus und pflanzte dem Mongoliden mit aller Kraft seinen Dolch in den Bauch. Das Messer steckte bis zum Griff im Nabel des Kolosses. Stefan zögerte. Großes Erstaunen zeichnete sein Gesicht.

Fasziniert beobachtete David die Szene durch die Windschutzscheibe des Studebakers. Stefan fauchte erneut und trommelte mit beiden Fäusten auf seinen Gegner ein. Der andere sank auf den Asphalt. Der wahnwitzige Anblick dieses geistesgestörten Dicken, der mit einem Dolch im Bauch weiterkämpfte, schien die Geier zu beeindrucken. Plötzlich wurden sie vorsichtiger, einige von ihnen wichen sogar vor ihm zurück. Ein zweiter geschleuderter Dolch bohrte sich mit einem dumpfen Geräusch zwischen Stefans Schulterblätter.

David gab Vollgas und raste mit hoher Geschwindigkeit auf die Kreuzung zu. Es hatte keinen Sinn, auf Stefan zu warten. Er würde nicht mehr kommen. Niemals mehr. Mit blutüberströmtem Gesicht schaute der Riese dem vorbeifahrenden Studebaker hinterher. Hinter den Wagenfenstern erkannte er Giovass goldenes Haar.

»Meine ... meine Puppe ...«, jammerte er.

Er schleuderte einen letzten Geier fünf Meter weit durch die Luft, bevor ein dritter Dolch ihm das Herz durchstach. Dumpf fiel er auf die Knie und hob die Augen zum Himmel.

»Mirko?« flüsterte er mit kindlicher Stimme.

Dann sank er mit dem Gesicht nach vorn zu Boden,

auf dem Asphalt gestrandet wie ein riesiges harpunengespicktes Meeressäugetier.

Die Geier eilten zu ihren Fahrzeugen, den Motorrädern und Lieferwagen. Der Studebaker war seit mehr als einer Minute verschwunden. Milans Auto war der schnellste aller Z.S.A.-Wagen. Nur die Motorräder hatten eine Chance, ihn in den Straßen der Hauptstadt einzuholen. Was sie wahrscheinlich auch getan hätten, wenn David sich nicht wenige Straßen weiter in einem unterirdischen Parkhaus versteckt und die Meute der Geier mit heulenden Sirenen ruhig über sich hinwegfahren gelassen hätte ...

Eine ganze Weile betrachtete er Giova, die zusammengekrümmt wie ein Fötus auf dem Rücksitz lag; dann kletterte er nach hinten in den Studebaker. Er erinnerte sich an Milans letzte Worte: >Unter dem großen Kasten ist ein Geschenk für dich<. Er entfernte die vier Schrauben, mit denen der Container befestigt war, schob ihn zur Seite und nahm den dicken Umschlag, der auf dem Wagenboden lag. Zusätzlich zu dem von Mustapha Moussi zusammengestellten Dossier mit den eindeutigen Fotos aus der Nacht der Demonstrationen enthielt er ein Schreiben des Geiers Mirko Milan, eine ausführliche Aufstellung der im Auftrag der Z.S.A. begangenen Verbrechen, zu denen auch der Mord an Gerard Roussel zählte, dem einstigen Gefährten Davids.

Das Atmen fiel David schwer. Seine Erregung war zu groß, zu heftig. Er war am Ziel seiner Bemühungen ...

Am nächsten Tag lag das Spenderherz in einer Salzlösung. Aber es war nicht das Herz von Giova Llorens. Pamela Sirchos lag auf dem Operationstisch, um sie herum stand das Ärzteteam. Langsam streifte Loic Gaborit sich die Handschuhe über und bewegte dabei die Finger, wie er das stets zu tun pflegte, während Mark Zorski den Derivator überprüfte. Zwei Stunden zuvor hatten die beiden Chirurgen der Verhaftung von Steve

Odds beigewohnt. Weitere Festnahmen würden folgen, und keiner der beiden Chirurgen konnte wirklich sicher sein, den Verhaftungen zu entgehen, zu denen es in der Folge kommen würde. Das ganze Gebäude, das Reich des Alexander Sirchos, würde zusammenstürzen wie ein Kartenhaus. Alle Komplizen der Organisation würden unausweichlich in diesen höllischen Strudel hineingezogen werden.

Plötzlich trat Gaborit an den Operationstisch und öffnete die Brust der jungen Frau, wobei er es sorgfältig vermied, mit den bereits bestehenden Narben in Berührung zu kommen. Zorski näherte sich und stellte den schlechten Zustand des beschädigten Herzmuskels fest. Er sah, daß seine Nähte, im Gegensatz zu Russels Annahme, nicht nachgegeben hatten, sondern daß sich der Riß weiter oben, am Rande eines breiten blutleeren Gewebeteils befand. Gaborit tauchte mit beiden Händen in Pamelas Brust, betastete die Nähte der Dacron-Klappe und warf Zorski einen bewunderungsvollen Blick zu. Dann stellte er sich wieder aufrecht hin und bat um neue Handschuhe.

»Ein wahres Wunder, daß dieses Herz so lange funktioniert hat«, sagte er. »Es sind noch weitere Gewebeteile abgestorben.«

Er gab den Befehl, die Herz-Lungen-Maschine unverzüglich in Gang zu setzen. Sevrin führte den Befehl aus. Es war keine Seltenheit, daß im Saint-Louis ein lebender Patient mit offenem Brustkorb und einem Loch anstelle des Herzens auf dem Operationstisch lag, doch diesmal hielt jeder den Atem an. Der in Pamela Sirchos verliebte Assistenzarzt schwitzte heftig.

Gaborit begann, das neue Herz anzunähen. Es war etwas kleiner als das Original. Selbstverständlich hätte Gaborit auch ein größeres Herz auswählen können, doch er hatte diesen starken Muskel vorgezogen. Er stammte von einem jungen Sportler, der auf einem Jahrmarkt auf tragische Weise ums Leben gekommen

war, als an einem Schießstand eine Kugel von der Metallwand zurückprallte, durch das rechte Auge in das Gehirn drang und dort für eine irreparable Beschädigung sorgte. Sein Herz war so gesund, daß es noch hundert Jahre lang schlagen könnte. Die Analysen hatten ergeben, daß die Gewebestrukturen zwar nicht völlig identisch waren, die Blutgruppen aber perfekt übereinstimmten. Gaborit fertigte makellose Nähte an. Nur einen Moment lang regte er sich über das Blut auf, das sich in den Kammern ansammelte.

»Klemmen prüfen und Blut entfernen!« knurrte er hinter seinem Mundschutz hervor.

Zorski übernahm diese Aufgabe höchstpersönlich. Gaborit arbeitete schnell, mit präzisen und sicheren Handgriffen. Zorski sah, daß sein französischer Kollege sehr vorsichtig mit dem neuen Herzen umging. Er berührte es respektvoll und äußerst behutsam. Zorski legte stets großen Wert darauf, wie ein Chirurg mit einem bloßliegenden Organ umging. Danach beurteilte er seine Kollegen. Im Falle Gaborits hatte er sich nicht getäuscht.

Das neue Herz war an seinem Platz. Gaborit stellte sich aufrecht hin. Eine Krankenschwester wischte ihm den Schweiß von der Stirn.

»Überprüfen Sie bitte meine Arbeit!« bat er Zorski.

Der amerikanische Chirurg trat näher und betrachtete jede Naht sehr genau. Er hätte es nicht perfekter tun können. Er richtete sich auf und hob die Faust mit emporgehaltenem Daumen.

Einen Augenblick lang entfernte Gaborit sich vom Operationstisch und kam mit dem Defibrillator zurück. Zorski begann die Klemmen zu entfernen, die den Blutfluß unterbrachen. Sevrin stand in der Nähe des Sauerstoffgeräts, und sein Assistent hatte sich soeben in die Hose gemacht. Es herrschte keine wirkliche Stille. Im Raum gab es ein Murmeln, ein Brummen aus etwa zehn Mündern, die unentwegt denselben Psalm beteten. Das

Blut verließ den Derivator und ergoß sich in die Herzkranzarterien. Nach einem kurzen Ruck begann das Herz des jungen Sportlers wieder zu schlagen, so als hätte es nie damit aufgehört.

Gaborit richtete sich auf und schaute Zorski an. Die Augen des Amerikaners funkelten. Dann nähte Gaborit, so wie auch Zorski das zu tun pflegte, Pamela Sirchos' Brustkorb eigenhändig wieder zu.

Erschöpft, völlig außer Atem verließ er den Operationssaal, ging den Flur hinauf und blieb plötzlich vor einem Geier stehen, der ihm den Weg versperrte. Der Mann, der mit der traditionellen schwarzvioletten Uniform von Steve Odds' Geiern bekleidet war, verbarg das Gesicht hinter dem quecksilberfarbenen getönten Visier seines Integralhelms. Der Unbekannte hob die Arme und nahm langsam den Helm ab.

»David«, flüsterte Gaborit.

Toland und der Chirurg fielen einander in die Arme.

Der Mann mit der dunklen Sonnenbrille näherte sich dem Sessel, in dem Alexander Sirchos vor sich hin dämmerte. Er legte dem Milliardär eine Zeitung auf das Gesicht und jagte ihm eine Kugel in den Kopf. Allmählich breitete sich das Blut über den Titel der Tageszeitung aus, die von der Verhaftung von Steve Odds, dem für die R.A.I.D. verantwortlichen Kommissar und von rund dreißig Geiern und Polizisten berichtete. Die Säuberungsaktion hatte erst begonnen. Man sprach bereits von internationalen Ermittlungen über die Sammler-Aktivitäten. Der Artikel war mit dem Namen David Toland unterzeichnet.

Der Mann mit der dunklen Sonnenbrille zog die Tür des Appartements sanft hinter sich zu ...